Ausland

L. eleg. g.
16 t / 29,1

L. eleg. g. 33 16t (XXIX) 11

Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

541ster bis 545ster Band.

Mysterien von Brüssel.

Fünf Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

1202

Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek der classischen Romane aller Nationen.

541ster bis 545ster Band.

Enthält:

Mysterien von Brüssel.

Fünf Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Die
Mysterien von Brüssel.

Von

Suau de Varennes,

Verfasser der Pariser Matrosen u. s. w.

Deutsch bearbeitet

von

Ludwig Hauff.

Fünf Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Brüssel. Das Hotel Cluysenaar.

Die Belgier sind mit Recht auf Brüssel, ihre Hauptstadt, stolz; denn diese Stadt, wie sie heut zu Tage ist, nimmt schon einen ziemlichen Rang unter den schönen Städten des Festlands ein. Viele sind indessen vielleicht durch ihren Enthusiasmus zu der Uebertreibung verleitet worden, sie in eine Reihe mit Paris, dieser Stadt der Wunder und des Wunderbaren, zu stellen.

Paris strahlt im vollen Glanze einer prachtvollen Herrlichkeit; Brüssel steht erst am Anfange seiner glanzvollen Bestimmung. Paris hat unerhörte Anstrengungen gemacht, um diesen zauberhaften Höhenpunkt zu erreichen, der es außerhalb der Linie stellt; Brüssel dagegen fängt kaum an, von den unermeßlichen Hülfsquellen Gebrauch machen zu können, welche Natur, topographische Lage und Ereignisse zu seiner Verfügung gestellt haben. Gewiß muß Brüssel einen verschwenderischen Schatz von Schönheit und Größe besitzen, weil es, als es seinen ersten Ruf der Freiheit erhob, sich von Europa als Königin und Hauptstadt einer Nation begrüßt sah, die, wenn sie auch nach der Zahl ihrer Bewohner nicht zu den beträchtlichsten

Die

Mysterien von Brüssel.

Von

Suau

Verfasser der [illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Deutsch bearbeitet

von

Ludwig Hauff.

Erstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

Brüssel. Das Hotel Cluysenaar.

Die Belgier sind mit Recht auf Brüssel, ihre Hauptstadt, stolz; denn diese Stadt, wie sie heut zu Tage ist, nimmt schon einen ziemlichen Rang unter den schönen Städten des Festlands ein. Viele sind indessen vielleicht durch ihren Enthusiasmus zu der Uebertreibung verleitet worden, sie in eine Reihe mit Paris, dieser Stadt der Wunder und des Wunderbaren, zu stellen.

Paris strahlt im vollen Glanze einer prachtvollen Herrlichkeit; Brüssel steht erst am Anfange seiner glanzvollen Bestimmung. Paris hat unerhörte Anstrengungen gemacht, um diesen zauberhaften Höhenpunkt zu erreichen, der es außerhalb der Linie stellt; Brüssel dagegen fängt kaum an, von den unermeßlichen Hülfsquellen Gebrauch machen zu können, welche Natur, topographische Lage und Ereignisse zu seiner Verfügung gestellt haben. Gewiß muß Brüssel einen verschwenderischen Schatz von Schönheit und Größe besitzen, weil es, als es seinen ersten Ruf der Freiheit erhob, sich von Europa als Königin und Hauptstadt einer Nation begrüßt sah, die, wenn sie auch nach der Zahl ihrer Bewohner nicht zu den beträchtlich-

doch vermöge ihrer Industrie, ihrer Reichthümer zu den bedeutendsten gehörte, und sich sogleich auf der Höhe ihrer neuen Stellung befand.

Und welchen Gebrauch hat auch während der vierzehn Jahre, seit denen es wirklich eine nationale Stadt ist, Brüssel von seiner Freiheit gemacht! Es ist bewunderns-werth, mit welchem Eifer es sich anstrengt und seine Kräfte entwickelt, um die verlorene Zeit wieder hereinzu-bringen. Seine beiden Schauspiele, seine schönen Monu-mente, seine gothischen Gebäude, seine lachenden Spazier-gänge, seine Boulevards mit ihrer bewunderungswürdigen Anlage, sein Park, der sich über seinem Haupte wie ein anmuthiger, großartiger Helmbusch zu wiegen scheint, seine öffentlichen Plätze, seine reichen und malerischen Um-gebungen, selbst sein Manneken-Pis, dieses verehrungs-werthe Kind, welches seit undenklichen Zeiten über die Stadt wacht, auf ihre Erfolge lächelt, alle diese Schön-heiten, all' diese Reichthümer, die bis dahin Brüssel zu der angenehmsten Stadt, zu dem reizendsten Aufenthalts-orte gemacht haben, genügen seinem Ehrgeize nicht mehr, Brüssel ist sich seiner Kraft und der Verpflichtungen be-wußt, die ihm seine neue Stellung auferlegen. Es will groß werden und wächst wirklich wie ein Riese, ohne in-dessen etwas von seinen pittoresken Schönheiten zu ver-lieren.

In der That entsteht außerhalb seiner Umfassung eine neue Stadt, die den Namen Leopolds erhalten hat und wie durch einen Zauberschlag zwischen den Thoren von Louvain und Namur sich erhebt. Man schickt sich an, hier einen Palast zu bauen, der würdiger ist, eine Königs-wohnung zu sein, als die gegenwärtige Residenz des Staats-oberhaupts. Viele andere Vorstädte erbauen mehr Hotels als Häuser, so groß ist die Pracht der Gebäude; auch scheinen sie hartnäckig das Recht der Städte in Anspruch zu nehmen, und die zehn Thore der Stadt zu verdrängen, die nichts verlangen, als weiter hinausgerückt zu werden.

Die Gräben, welche die Boulevards begrenzen, wollen ausgefüllt sein; die Boulevards selbst, diese schöne Umgürtung der Stadt, bedecken sich mit Häusern, mit koketten Landhäusern, von welchen das eine zierlicher als das andere ist. Auf dem Antwerpener Boulevard hat ein neues Theater seine Thüren der öffentlichen Ungeduld geöffnet; man spricht davon, dort einen Circus und Concertsäle zu erbauen, und Gärten zu eröffnen, in welchen im Sommer Feste nach Art jener von Tivoli gegeben werden sollen.

Im Innern hat die Municipalverwaltung durch das Mittel der Concurrenz das Talent der Architekten zu Hülfe gerufen, um den besten Plan für einen neuen Stadttheil zu erhalten, welchen man auf der Stelle des alten Hospitals von St. Jean erbauen will. Dieses Quartier verspricht einen Durchgang, der mit dem des Panorama in Paris an Luxus wetteifern muß. Eine Menge anderer, nicht weniger interessanter Entwürfe werden ausgearbeitet, um zur Verschönerung der jungen Hauptstadt beizutragen.

Wenn aber auch das Auge des Beobachters mit Lust und gerne auf allen diesen äußerlichen Erscheinungen eines Wohlstandes weilt, der mit großen Schritten vorwärts schreitet; so muß es dennoch versuchen, diese glänzende Außenseite zu durchdringen, um zu sehen, ob es nicht den Keim von Leidenschaften, von Lastern entdecken kann, die sich gewöhnlich in Mitte der Aufregungen einer Hauptstadt durchkreuzen. Seine Hand muß ihm behülflich sein, diesen Mantel von Gold und Seide in der Furcht zu lüften, daß er schändliche Laster, lobenswerthe Tugenden, ein Elend bedecke, dem man Hülfe leisten, Wunden, die man heilen muß.

Brüssel ist noch schüchtern in seinem Gange, macht keine Seitensprünge, die gewöhnlich die Folge des Geschmacks an Luxus und des ungezügelten Verlangens nach Vergnügungen sind. Brüssel bewahrt in seiner Haltung die ganze Dezenz, die ganze Sprödigkeit einer Provinzial-

stadt, aber dennoch hegt es als neue Hauptstadt großes Elend neben großem Reichthum, große Verbrechen neben großen Tugenden; Verkehrtheiten sind in Menge vorhanden, die Eitelkeit brüstet sich, die reichen Nullitäten stoßen das demüthige Verdienst unverschämt mit dem Ellbogen, und dieses schießt im Kampfe mit dem Elend nur spärlich auf; Frevelthaten werden da im Dunkeln unter dem Deckmantel erhabener Aufopferung vollbracht; jammervolle Weheklagen verlieren sich unter dem Echo des Jubelrufs der Zügellosigkeit und Verderbtheit, und ohne Allzuschmutziges oder Allzuunreines zu berühren, kann man darin eine überströmende Quelle von Mysterien entdecken, wenn so der geheime Berührungspunkt des Guten und des Bösen, die düstere Paarung des Lasters und der Tugend genannt werden darf.

Wir wollen uns also anschicken, diese Quelle zu verfolgen; möchten wir dabei so glücklich sein, Theilnahme an unsern Entdeckungen zu erregen.

Die Rue Royale, welche sich jenseits des Thores von Schaerbeek unter der Benennung Rue Royale-Neuve verlängert, ist nicht blos die schönste Straße Brüssels, sie ist auch eine der merkwürdigsten Straßen Europa's, wenn man ihre Lage, ihre Breite, ihre Ausdehnung, die Eleganz ihrer Gebäude und ihr bewundernswerthes Diorama betrachtet, welches jenem von Neapel oder Edinburg in nichts nachgibt.

Vor einigen Jahren baute ein Architekt, der die neuen Bedürfnisse der Stadt erkannte, auf einem noch öden Platze an einem Ende dieser an die Boulevards stoßenden Straße ein ungeheures Gebäude, nach Art jener Pariser, die unter der Benennung Cité bekannt sind, und in welchen die Zusammenhäufung von Miethsleuten jedem den unendlichen Vortheil gibt, unbekannt, ungestört, verloren unter der Menge zu leben, so vor den Blicken der Neugierde, vor den Zungen der Schwätzer geschützt zu sein. Dieses Gebäude, welches der Architekt nach seinem Namen benannt

hat, ist unter dem des Hotels Cluysenaar bekannt, und es bewahrt ihn bis heute, obwohl die Kasse der Propriétäre sich dasselbe gerichtlich zuerkennen ließ.

An einem schönen Abende der letzten Oktobertage ging ein in einen weiten Mantel gehüllter Mann seit beinahe einer Viertelstunde vor diesem Hotel auf und ab, bald langsamen Schrittes, bald eilig. Die Sorgfalt, mit welcher dieser Mann den Kragen seines Mantels vor sein Gesicht hielt, obgleich eine sehr milde Temperatur herrschte, gab deutlich zu erkennen, daß er sich dessen mehr zu dem Zwecke bediente, sich den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen, als sich gegen die Strenge der Jahreszeit zu schützen. Der um seinen Körper unregelmäßig gezogene Faltenwurf verbarg kaum die Zeichen seines Aergers, seines Zuckens, seines Zurückprallens, wenn er in der nahe an ihm vorübergehenden Person die nicht erkannte, welche er ohne Zweifel mit der lebhaftesten Ungeduld erwartete.

Seit mehreren Minuten war kein Schatten, kein lebendes Wesen gekommen, um die Aufmerksamkeit des Mannes anzuregen. In seiner ungeduldigen Erwartung und indem er immer seinen Spaziergang fortsetzte, die Blicke nach dem Thore von Schaerbeek gerichtet, vertiefte er sich mit einer Art Bangigkeit in den Raum, der sich leer und einsam vor ihm ausbreitete.

Plötzlich blieb er stehen, wie um die Person besser zu erkennen, die er soeben wahrgenommen hatte, und die sich gegen ihn bewegte. Voll von Hoffnung ging er ihr rasch entgegen, und je mehr er sich ihr nahte, desto mehr machte das mehr und mehr erkennbare Rauschen eines seidenen Kleides und eines Sammetmantels sein Herz lebhaft schlagen.

„Sie ist es!“ murmelte er.

Mit zwei Sätzen war er an der Seite der jungen Frau. Sie war in der That jung; denn so sehr sie ihre Gestalt unter dem Sammet ihres Mantels zu verbergen suchte, so sehr ihre Züge unter einem langen, mit

Stickereien überladenen Schleier versteckt waren und nichts von ihrem Alter errathen ließen, so konnte man doch an ihrer Jugend keinen Augenblick mehr zweifeln, wenn man die frische und reine, obgleich schwache und zitternde Stimme hörte, welche die Worte sprach:

„Sind Sie es, Lucian? O ich bin todt vor Schrecken . . .“

Lucian antwortete zunächst nicht anders, als durch einen Druck der Hand, die er unter dem Mantel der jungen Frau entdeckt hatte; aber nach einigen Schritten flüsterte er:

„Dank, Luise! Dank!“

Luise senkte das Haupt; ihr Busen wogte, sowohl vor Liebe, als vor Scham. Beide gingen nun schweigend gegen das Hotel Cluysenaar. Die Thüre desselben stand halb offen; Lucian schob sie mit der größten Vorsicht zurück. Indessen hob, trotz ihrer Bemühung, ohne das mindeste Geräusch über die Schwelle zu kommen, ein indiscreter Finger hinter dem Fenster der Loge des Thürhüters den Zipfel eines kleinen Vorhangs in die Höhe und ein neugieriges Auge folgte ihnen bis zu dem Augenblicke, in welchem sie auf der Treppe eines Hauptgebäudes verschwanden, welches in dem zweiten Hofe des Hotels liegt.

Kaum hatten sie die ersten Stufen dieser Treppe erstiegen, als ein schallendes Gelächter zu ihren Ohren drang; sie blieben unwillkürlich stehen.

„Was bedeutet dieser Lärm?“ sagte die junge Frau in einem aufgeregten Tone, indem sie sich an den Mantel Lucians anklammerte.

Lucian ließ eine Minute verstreichen, ehe er antwortete.

Kein neuer Lärm ließ sich hören.

„Es ist nichts,“ antwortete er. „Wir wollen schnell hinaufgehen!“

Er erfaßte Luisens Hand, um sie in der Dunkelheit zu leiten.

Als sie im zweiten Stockwerke angelangt waren, beeilte er sich, eine Thüre zu öffnen; sie traten in ein einfaches, aber elegant, in Salonsart decorirtes Gemach. Eine kleine, auf einem Gueridon stehende Lampe verbreitete ein mattes, aber dennoch genügendes Licht.

In dem Momente, in welchem Lucian seine Arme gegen Luisen, ohne Zweifel in der Absicht ausstreckte, den Schleier zu entfernen, der noch immer ihre Züge verhüllte, erneuerte sich dasselbe Gelächter, aber diesmal war es viel schärfer, viel schallender, als das erstemal.

Es wäre unmöglich, die Bestürzung beider zu beschreiben.

„Dieses Lachen kommt aus einem Zimmer, welches an dieses anstoßt,“ sagte die junge Frau, indem sie mit dem Finger nach einer Zwischenwand zeigte, die der Eingangsthüre gerade gegenüber war.

Mehrere Stimmen wechselten einige Worte in einem bloß durch diese Scheidewand getrennten Zimmer.

„Diese Stimmen sind mir bekannt,“ fuhr sie fort, ihre wachsende Bestürzung keineswegs verbergend. „Lucian, der, welcher in diesem Augenblicke spricht, ist der Graf von Frensberg; dieser andere ist . . .“

„Der Chevalier von Bleeden,“ unterbrach sie Lucian. Und dieser dritte?“

„Herr Vanlinden,“ fiel sie lebhaft ein. „Wir wollen fort! Um Gotteswillen, lassen Sie uns gehen!“ fügte sie hinzu, indem sie ihre gefalteten Hände gegen Lucian ausstreckte.

„Nein, Luise, nein!“ erwiederte dieser. „Das muß sich zuvor aufklären.“

Die junge Frau wollte antworten, aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen, weil Lucian einen so außerordentlichen Ausdruck in die Bewegung legte, die sie ein lud zu schweigen.

Auf ein weiteres Zeichen ihres Gesellschafters setzte sich Luise in einen an der Schweidewand stehenden Fauteuil, Lucian aber nahm auf einem Stuhle Platz, der mit dem Rücken an demselben lehnte. So konnten sie alles, was in dem benachbarten Zimmer gesprochen wurde, deutlich hören.

„Ja, meine Herren, dieser Fraikin ist vortrefflich," rief der Graf Frensberg; „ich stimme für ein dreimaliges Applaudissenment zu Ehren des vortrefflichen Mannes aus der Champagne, der diesen Namen trägt, und ich hoffe, daß es unserm vielgeliebten Könige gefallen möge, ihn mit dem Leopolds-Orden zu decoriren, um in ihm die Vortrefflichkeit und Reinheit seines Weines zu belohnen."

„Ich unterstütze Frensberg," antwortete der Chevalier von Bleeden, „und noch mehr, ich fordere Sie auf, eine Unterstützung Ihrer Einbildungskraft in einem zweiten Glase zu suchen. Sie waren in Ihrer Beschreibung des Glückes nicht sehr geschickt. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Vanlinden?"

Herr Vanlinden antwortete auf diese Anrede nur durch ein leichtes Lächeln und ein bejahendes Neigen des Kopfes.

„Gegen einen solchen Richterspruch, meine Herren, findet keine Berufung statt," entgegnete der Graf, indem er sein Glas dem Chevalier darbot.

Ein augenblickliches Schweigen trat ein.

„Nun?" rief Bleeden fragend, als alle Gläser leer waren.

„Nun?" erwiederte der Graf, indem er sich Mühe gab, in seine Worte einen bedeutungsvollen Ton zu legen; „das wahre Glück kann man in nichts anderem, als in der Erfüllung seiner Pflichten finden."

„Ah, vortrefflich, göttlich!" rief der Chevalier mit schallendem Lachen. „Wie haben Sie das gemeint, mein lieber Graf? Das Glück beruht in der Erfüllung von Pflichten. Ha, ha, ha, das ist bewundernswürdig!"

„Zuverlässig,“ entgegnete der Graf, sein Lachen mit dem des Chevaliers vereinigend, „hat diese Art von Philosophie bei Ihnen nur geringen Credit. Aber um mich in Ihren Augen zu rehabilitiren, muß ich auf's Neue die Armuth meiner Einbildungskraft in solchen Gegenständen bekennen und mein Plagiat zugestehen. Sie kennen Frau von Egmont?“

„Nicht wahr, diese verehrungswürdige Siebzigerin, die fast ausschließlich das Vorrecht hat, ihre Salons mit den Lichtern der Gelehrten unserer Hochschule zu erleuchten?“

„Dieselbe, Chevalier; daher kommt es auch, daß es bei ihr immer so dunkel ist.“

„Bravo, Frensberg, bravo! Vorwärts! Sie haben Verzeihung verdient.“

„Lassen Sie mich vollenden. Gestern also wurde ich wider meinen Willen zu dieser Dame hingeschleppt. Ich trat gerade in dem Augenblicke ein, in welchem ein großer Philosoph, der ohne Zweifel über diesen Gegenstand befragt worden war, wie ein Orakel diese Sentenz aussprach, die von Allen mit Begeisterung aufgenommen wurde, nur von Ihnen heute auf eine so unbarmherzige Weise zurückgestoßen wird.“

„Ja, unbarmherzig; Sie haben recht, Frensberg. Wir wollen alle diese vermeintlichen Philosophen zu Dummköpfen werden lassen, indem sie sich zu Spiritualisten machen wollen; dagegen aber wollen wir ernstlich und in Uebereinstimmung miteinander daran arbeiten, uns das wahre Glück zu schaffen, welches aus Genüssen, aus der Befriedigung der Neigungen und Leidenschaften hervorgeht. Die Vorurtheile, welche die Gesellschaft beherrschen, unsere Gesetze vorschreiben, werden große Hindernisse für uns sein. Wir wollen uns verbinden, und werden sie besiegen . . .“

„Und,“ unterbrach ihn der Graf lebhaft, „die Weiber, der Luxus und freudige Feste sollen die Basis unsers Gesellschafsvertrags sein.“

„Das Gold,“ fügte der Chevalier hinzu, „dieser starke

Hebel, dem nichts widersteht, soll indessen das geringere der Elemente unserer Erfolge sein. Alles muß vor unserer Verleugnung und unserm blinden Hingeben für Alle und in Allem weichen."

„Unsere gegenseitige Unterstützung," unterbrach ihn wiederholt der Graf, „unsere aufrichtige Hülfeleistung werden unsern Phalanx unüberwindlich machen . . ."

„Und wenn es nothwendig ist, werden wir unsere Fahne kühn in Mitte der Salons unserer Gelehrten und selbst unserer Philosophen aufpflanzen."

„Vorausgesetzt," fuhr der Graf fort, „daß sie ordentliche Spieler sind, einen guten Keller führen, und schöne Frauen haben. Bei Gott, meine Herren, diese Verbindung verheißt uns Genüsse! Ich wünsche in der That, die Bedingungen derselben eiligst festgesetzt zu sehen."

„So nehmen Sie denn, mein lieber Frensberg, das Papier, welches ich auf dem Schreibtische dort gewahre, und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde."

„Ich beuge mich vor Ihrem Willen, mein göttlicher Meister," entgegnete der Graf, indem er sich einer Champagnerflasche bemächtigte; „aber zuvor empfangen Sie diese neue Libation als einen Beweis unserer Ehrfurcht, unserer Bewunderung der erhabenen Lehre."

Eine neue Stille trat ein, und während derselben wechselten Luise und Lucian einen Blick, durch den sie sich gegenseitig zu sagen schienen: „Was werden wir noch hören müssen?"

Bis zu diesem Augenblicke war Herr Vanlinden stumm geblieben.

„Meine Herren," begann er in dem Augenblicke, als der Chevalier sich anschickte, auf den Gegenstand einzugehen, „warten Sie noch einen Augenblick; es geziemt sich, daß ehe die Bedingungen einer solchen Vereinigung festgesetzt werden, die Stellung eines Jeden den Uebrigen klar vor Augen gelegt werde."

„Was wollen Sie damit sagen?" rief der Chevalier.

„Sie, meine Herren," fuhr Herr Vanlinden fort, Sie hoffen in dieser Art von Verschwörung gegen die Gesellschaft ein äußerst wirksames Mittel zu finden, um Ihren Wünschen, Ihren Leidenschaften fröhnen zu können; ich aber verspreche mir, mich in Mitte der mir verheißenen Zügellosigkeiten zu betäuben; denn glauben Sie mir, ich habe gelitten, ich leide noch schrecklich. Meine Schmerzen werden mich tödten, wenn es mir nicht gelingt, sie in einer zügellosen Unordnung zu betäuben. Und noch mehr als dieses hoffe ich, mit Ihrer Hülfe, meine Herren, zu erreichen, auf die Andern nämlich einen Theil der Uebel zu wälzen, die mich betroffen haben; ich hoffe endlich, in unserer Verbindung eine schreckliche Rache zu finden."

„Rache!" unterbrach ihn der Chevalier lebhaft. „Welch' erhabenes Wort haben Sie da ausgesprochen! Erklären Sie sich, Vanlinden! Welcher Art ist die Wunde, die nur durch Rache allein geheilt werden kann? Zählen Sie übrigens in Allem auf uns."

Während der Chevalier sprach, hatte Vanlinden seinen Kopf auf seine beiden Hände gelegt; als er ihn erhob, um zu antworten, zeigte er ein Gesicht, in welchem der Ausdruck eines schrecklichen Schmerzes lag.

„Das Geständniß, welches Sie von mir verlangen," begann er, „ist von solcher Beschaffenheit, daß es vielleicht schicklich wäre, mich desselben zu enthalten; allein ich begreife, daß die Stellung, in welcher wir drei uns befinden, uns verpflichtet, gegenseitig ein unbegränztes Vertrauen zu beobachten. Ich rechne überdies auf Ihre Verschwiegenheit und Discretion, wie Sie auf die meinige zählen können."

„Sie haben recht," erwiederten der Graf und der Chevalier zugleich.

„Nun, fuhr Herr Vanlinden fort, „schenken Sie mir Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke. Ich will Ihnen mit wenigen Worten meine Geschichte erzählen, und Sie werden dann erkennen, was ich von Ihnen erwarten muß."

Luise und Lucian, fortwährend an die Scheidewand

lehnend, athmeten kaum, so sehr war ihre Aufmerksamkeit gespannt, dieser seltsamen Unterhaltung zu lauschen, zu deren Zeugen sie der Zufall gemacht hatte. Indessen lud Lucian, trotz seines lebhaften Verlangens, die Entwicklung zu erfahren, theils durch das Zartgefühl angeregt, ein Geheimniß, welches nicht ihm mitgetheilt wurde, nicht erlauschen zu dürfen, theils von der Furcht getrieben, daß die Erzählung des Herrn Vanlinden nicht von der Art sei, um von einer jungen Frau gehört werden zu können, sie durch ein Zeichen ein, sich mit ihm von der Wand zu entfernen. Aber Luise weigerte sich dessen und sagte mit leiser Stimme, jedoch in einem Tone, der einen festen Entschluß bezeichnete: „Wir bleiben, Lucian, wir bleiben; jetzt bitte ich Sie darum."

Beide nahmen ihre frühere Stellung wieder an, und hörten nun, wie Vanlinden erzählte:

Zweites Kapitel.

Geschichte des Herrn Vanlinden.

„Die ersten Jahre meiner Jugend verlebte ich in meinem Geburtsorte, Antwerpen. Der umsichtigen Sorgfalt meiner Aeltern verdanke ich, daß ich ziemlich gute Studien machte."

„Ich zählte kaum zwanzig Jahre, als mein Vater mir den Vorschlag machte, mich in der Eigenschaft eines Supercargo auf einem, auf seine Kosten ausgerüsteten, zu einer weiten Reise bestimmten Fahrzeuge, einzuschiffen. Dies entsprach meiner glühenden Phantasie und meinem

abenteuerlichen Geschmacke vollständig, und ich acceptirte daher den Vorschlag mit Eifer, ich war durch ihn glücklich."

„In einem Zeitraume von sieben Jahren durchsegelte ich nach und nach verschiedene Meere. Bei der Rückkehr von meiner letzten Reise fand ich meinen Vater in Kummer und in großer Verlegenheit; meine Mutter war vor einiger Zeit gestorben, er hatte beträchtliche Verluste zu erleiden gehabt.

„Obgleich ich über den Tod meiner Mutter, die ich ebenso zärtlich, als sie mich heiß liebte, untröstlich war, so mußte ich doch alle meine Sorge darauf verwenden, den Schmerz meines Vaters zu stillen und in Vereinigung mit ihm daran zu arbeiten, seine Rechnungen in Richtigkeit zu bringen. Diese Beschäftigung brachte mich in eine fast tägliche Berührung mit einem unserer Committenten, einem reichen Kaufmanne von Antwerpen. Dieser vortreffliche Mann gewann mich lieb und schenkte mir bald sein ganzes Vertrauen.

„Eines Tages behielt mich Herr Wolffers, nachdem wir einige Stunden in seinem Kabinette zusammen mit der Richtigstellung mehrerer Rechnungen zugebracht hatten, bei dem Diner zurück. Ich nahm seine Einladung um so lieber an, da ich wußte, daß sie ganz herzlich war, und ich begleitete ihn in den Salon, um seiner Frau meine Ehrerbietung zu bezeigen. Ich glaubte, sie allein zu treffen, und war daher ein wenig überrascht, als ich sie in Gesellschaft zweier Personen sah. Herr Wolffers stellte mich vor; ich erfuhr daher ihre Namen; die eine nannte sich Frau von Nangen; die andere, viel jüngere, Marie genannt, war die Tochter derselben.

„Frau von Nangen war noch sehr angenehm, obwohl sie nahe an die Vierzige zu streifen schien. Was mir besonders an ihr gefiel, war das Ungezwungene der guten Gesellschaft, eine Gewandtheit voll von Anmuth in Manieren und Sprache. So wie man sie nur hörte, fühlte man sich sogleich angezogen, so sehr wußte sie mit einer

Hebel, dem nichts widersteht, soll indessen das geringere der Elemente unserer Erfolge sein. Alles muß vor unserer Verleugnung und unserm blinden Hingeben für Alle und in Allem weichen."

„Unsere gegenseitige Unterstützung," unterbrach ihn wiederholt der Graf, „unsere aufrichtige Hülfeleistung werden unsern Phalanx unüberwindlich machen . . ."

„Und wenn es nothwendig ist, werden wir unsere Fahne kühn in Mitte der Salons unserer Gelehrten und selbst unserer Philosophen aufpflanzen."

„Vorausgesetzt," fuhr der Graf fort, „daß sie ordentliche Spieler sind, einen guten Keller führen, und schöne Frauen haben. Bei Gott, meine Herren, diese Verbindung verheißt uns Genüsse! Ich wünsche in der That, die Bedingungen derselben eiligst festgesetzt zu sehen."

„So nehmen Sie denn, mein lieber Frensberg, das Papier, welches ich auf dem Schreibtische dort gewahre, und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde."

„Ich beuge mich vor Ihrem Willen, mein göttlicher Meister," entgegnete der Graf, indem er sich einer Champagnerflasche bemächtigte; „aber zuvor empfangen Sie diese neue Libation als einen Beweis unserer Ehrfurcht, unserer Bewunderung der erhabenen Lehre."

Eine neue Stille trat ein, und während derselben wechselten Luise und Lucian einen Blick, durch den sie sich gegenseitig zu sagen schienen: „Was werden wir noch hören müssen?"

Bis zu diesem Augenblicke war Herr Vanlinden stumm geblieben.

„Meine Herren," begann er in dem Augenblicke, als der Chevalier sich anschickte, auf den Gegenstand einzugehen, „warten Sie noch einen Augenblick; es geziemt sich, daß ehe die Bedingungen einer solchen Vereinigung festgesetzt werden, die Stellung eines Jeden den Uebrigen klar vor Augen gelegt werde."

„Was wollen Sie damit sagen?" rief der Chevalier.

„Sie, meine Herren,“ fuhr Herr Vanlinden fort, Sie hoffen in dieser Art von Verschwörung gegen die Gesellschaft ein äußerst wirksames Mittel zu finden, um Ihren Wünschen, Ihren Leidenschaften fröhnen zu können; ich aber verspreche mir, mich in Mitte der mir verheißenen Zügellosigkeiten zu betäuben; denn glauben Sie mir, ich habe gelitten, ich leide noch schrecklich. Meine Schmerzen werden mich tödten, wenn es mir nicht gelingt, sie in einer zügellosen Unordnung zu betäuben. Und noch mehr als dieses hoffe ich, mit Ihrer Hülfe, meine Herren, zu erreichen, auf die Andern nämlich einen Theil der Uebel zu wälzen, die mich betroffen haben; ich hoffe endlich, in unserer Verbindung eine schreckliche Rache zu finden.“

„Rache!“ unterbrach ihn der Chevalier lebhaft. „Welch' erhabenes Wort haben Sie da ausgesprochen! Erklären Sie sich, Vanlinden! Welcher Art ist die Wunde, die nur durch Rache allein geheilt werden kann? Zählen Sie übrigens in Allem auf uns.“

Während der Chevalier sprach, hatte Vanlinden seinen Kopf auf seine beiden Hände gelegt; als er ihn erhob, um zu antworten, zeigte er ein Gesicht, in welchem der Ausdruck eines schrecklichen Schmerzes lag.

„Das Geständniß, welches Sie von mir verlangen,“ begann er, „ist von solcher Beschaffenheit, daß es vielleicht schicklich wäre, mich desselben zu enthalten; allein ich begreife, daß die Stellung, in welcher wir drei uns befinden, uns verpflichtet, gegenseitig ein unbegränztes Vertrauen zu beobachten. Ich rechne überdies auf Ihre Verschwiegenheit und Discretion, wie Sie auf die meinige zählen können.“

„Sie haben recht,“ erwiederten der Graf und der Chevalier zugleich.

„Nun, fuhr Herr Vanlinden fort, „schenken Sie mir Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke. Ich will Ihnen mit wenigen Worten meine Geschichte erzählen, und Sie werden dann erkennen, was ich von Ihnen erwarten muß.“

Luise und Lucian, fortwährend an die Scheide-

lehnend, athmeten kaum, so sehr war ihre Aufmerksamkeit gespannt, dieser seltsamen Unterhaltung zu lauschen, zu deren Zeugen sie der Zufall gemacht hatte. Indessen lud Lucian, trotz seines lebhaften Verlangens, die Entwicklung zu erfahren, theils durch das Zartgefühl angeregt, ein Geheimniß, welches nicht ihm mitgetheilt wurde, nicht erlauschen zu dürfen, theils von der Furcht getrieben, daß die Erzählung des Herrn Vanlinden nicht von der Art sei, um von einer jungen Frau gehört werden zu können, sie durch ein Zeichen ein, sich mit ihm von der Wand zu entfernen. Aber Luise weigerte sich dessen und sagte mit leiser Stimme, jedoch in einem Tone, der einen festen Entschluß bezeichnete: „Wir bleiben, Lucian, wir bleiben; jetzt bitte ich Sie darum."

Beide nahmen ihre frühere Stellung wieder an, und hörten nun, wie Vanlinden erzählte:

Zweites Kapitel.

Geschichte des Herrn Vanlinden.

„Die ersten Jahre meiner Jugend verlebte ich in meinem Geburtsorte, Antwerpen. Der umsichtigen Sorgfalt meiner Aeltern verdanke ich, daß ich ziemlich gute Studien machte."

„Ich zählte kaum zwanzig Jahre, als mein Vater mir den Vorschlag machte, mich in der Eigenschaft eines Supercargo auf einem, auf seine Kosten ausgerüsteten, zu einer weiten Reise bestimmten Fahrzeuge, einzuschiffen. Dies entsprach meiner glühenden Phantasie und meinem

abenteuerlichen Geschmacke vollständig, und ich acceptirte daher den Vorschlag mit Eifer, ich war durch ihn glücklich."

„In einem Zeitraume von sieben Jahren durchsegelte ich nach und nach verschiedene Meere. Bei der Rückkehr von meiner letzten Reise fand ich meinen Vater in Kummer und in großer Verlegenheit; meine Mutter war vor einiger Zeit gestorben, er hatte beträchtliche Verluste zu erleiden gehabt.

„Obgleich ich über den Tod meiner Mutter, die ich ebenso zärtlich, als sie mich heiß liebte, untröstlich war, so mußte ich doch alle meine Sorge darauf verwenden, den Schmerz meines Vaters zu stillen und in Vereinigung mit ihm daran zu arbeiten, seine Rechnungen in Richtigkeit zu bringen. Diese Beschäftigung brachte mich in eine fast tägliche Berührung mit einem unserer Committenten, einem reichen Kaufmanne von Antwerpen. Dieser vortreffliche Mann gewann mich lieb und schenkte mir bald sein ganzes Vertrauen.

„Eines Tages behielt mich Herr Wolffers, nachdem wir einige Stunden in seinem Kabinette zusammen mit der Richtigstellung mehrerer Rechnungen zugebracht hatten, bei dem Diner zurück. Ich nahm seine Einladung um so lieber an, da ich wußte, daß sie ganz herzlich war, und ich begleitete ihn in den Salon, um seiner Frau meine Ehrerbietung zu bezeigen. Ich glaubte, sie allein zu treffen, und war daher ein wenig überrascht, als ich sie in Gesellschaft zweier Personen sah. Herr Wolffers stellte mich vor; ich erfuhr daher ihre Namen; die eine nannte sich Frau von Nangen; die andere, viel jüngere, Marie genannt, war die Tochter derselben.

„Frau von Nangen war noch sehr angenehm, obwohl sie nahe an die Vierzige zu streifen schien. Was mir besonders an ihr gefiel, war das Ungezwungene der guten Gesellschaft, eine Gewandtheit voll von Anmuth in Manieren und Sprache. So wie man sie nur hörte, fühlte man sich sogleich angezogen, so sehr wußte sie mit ei

entzückenden Gutherzigkeit ihre Worte zu schmücken, die überdies voll von Geist und Gefühl waren.

„Diese Dame kannte Antwerpen sehr wenig; sie war erst das zweitemal da. Gewöhnlich bewohnte sie allein mit ihrer Tochter und einiger Dienerschaft ein reizendes Gut in der Gegend von Ostende. Während ihrer Kindheit war ihre Familie auf's Innigste mit der Familie Wolffers verbunden; seitdem hatten sie Verhältnisse entfernt, ohne jedoch die Freundschaft zu mindern, die sie sich geweiht hatten. Indem sich Frau von Nangen entschlossen hatte, auf einige Zeit ihre friedliche Wohnung zu verlassen, hatte sie nur den dringenden Bitten der Frau Wolffers nachgegeben, die nicht aufhörte, sie zu beschwören, einige Zeit bei ihr zuzubringen; auch hatten die Bitten ihrer Tochter ein wenig hiezu beigetragen; denn diese hatte seit einem Jahre eine Erziehungsanstalt verlassen und fand an ihrer abgelegenen Wohnung wenig Vergnügen.

„Ich wurde über diese Einzelnheiten durch Frau von Nangen selbst unterrichtet; sie hatte sie mir in Mitte ihrer vielfachen Fragen über Antwerpen, seine Monumente, seine Kunst, seine Sitten mitzutheilen gewußt.

„Als man nach dem Speisesaal ging, hatte ich kaum Muße gehabt, Marie zu beobachten, so sehr hatte sich ihre Mutter meiner zu bemächtigen gewußt; allein bei Tische konnte ich mich entschädigen und sie ganz nach Belieben betrachten, denn sie saß mir gegenüber.

„Ich will es nicht versuchen, Ihnen ihre Schönheit zu schildern; denn ich bin überzeugt, daß es mir nicht gelingen würde. Diese Schönheit bestand nicht sowohl in der vollständigen Regelmäßigkeit ihrer Züge, als vielmehr in einem Ausdrucke unbeschreiblichen Reizes. Es war eine vollständige Vereinigung von Sanftmuth und Leidenschaft, von Geist und Offenherzigkeit. Bei dem Zauber ihres Anblicks erschloß sich das Herz einem himmlischen Entzücken.

„Bei ihren harmonischen Tönen, die mich mit unaussprechlicher Wonne erfüllten, erkannte ich zum erstenmale die Macht, welche die Stimme über unsere Seele ausübt. Als Marie zu sprechen aufgehört hatte, lauschte ich noch und versuchte, das Echo dieser bezaubernden Melodie festzuhalten.

„Bis zu diesem Tage hatte ich auf meinen vielfachen Reisen mit einer Art von Gleichgültigkeit die Vergnügungen und die Liebe leichtfertig gepflückt, wo sie sich dargeboten hatten; alle jungen und schönen Frauen, welchen ich begegnete, hatten ohne Unterschied ein Recht auf meine Huldigungen, auf meine Schwüre. Bis zu diesem Tage war mir die Liebe, wie sie unsere Dichter und Romanschreiber schildern, nur wie ein conventionelles Gefühl erschienen, das nothwendig ist, um ihre Begeisterung zu erhitzen; aber am Abende war ich vollständig enttäuscht, denn bei diesem ersten Sehen hatte Marie eine Leidenschaft mir einzuflößen gewußt, die an Wahnsinn gränzte.

„Am folgenden Tage hatte ich keinen Grund, um wieder zu Herrn Wolffers zu gehen; ich fand tausendfachen Vorwand, dahin zurückzukehren. Denken Sie sich meine Freude! Ich fand Marie allein in dem Salon; sie saß vor ihrem Piano. Indem ich mich entschuldigte, sie in ihren Uebungen gestört zu haben, machte ich eine Bewegung mich zu entfernen, obwohl ich keinen Gedanken daran hatte.

„Bleiben Sie doch," sagte sie mir.

„Und da sie mich ohne Zweifel sehr geneigt sah, ihr zu gehorchen, fügte sie bei:

„Wollen Sie mir Ihren Rath ertheilen; ich bin daran, ein neues Stück Thalbergs einzuüben; dieses Stück ist entzückend, aber voll von Schwierigkeiten. Ich habe es wenigstens schon sechsmal wiederholt; dennoch bin ich nicht sehr zufrieden mit mir. Wollen Sie mir zuhören und mein Richter sein?"

„Ich näherte mich, und gab so meine stillschweigende

Einwilligung in dieses Verlangen, welches mich entzückte.

„Marie setzte sich wieder an das Piano; ich stellte mich hinter sie. Sie richtete ihren schönen Blick auf mich zurück, der meine Nachsicht zu erbitten schien, und sogleich überflogen ihre Finger die Tasten mit einer reißenden Schnelligkeit, die jedoch der Grazie ihrer Bewegungen nicht das Mindeste raubte.

„Ich hörte nichts; meine Lippen berührten leise ihre Haare; diese Berührung, der Wohlgeruch, den ich einathmete, erschütterten mein ganzes Wesen, und in meiner Trunkenheit fühlte ich, daß mein Kopf auf den ihrigen niedersank, ohne daß ich es zu hindern vermochte.

„Die Zurückkunft der Frau von Nangen und der Madame Wolffers machte glücklicher Weise diesem Momente einer gefährlichen Extase ein Ende. Frau von Nangen bemächtigte sich meiner aufs Neue, und als die Stunde des Diners nahte, hatte sie keine große Mühe, mich zu bestimmen, ihr meinen Arm zu reichen, um sie in den Speisesaal zu führen.

„Am Abende schlug Herr Wolffers eine Spazierfahrt zu Wasser vor, und dieser Vorschlag wurde einstimmig und mit Enthusiasmus angenommen. Das prachtvolle Wetter, die geistreiche Munterkeit der Frau von Nangen, das Wohlwollen der Familie Wolffers, und unser Glück, welches Marie und ich auf keine Weise zu verbergen strebten, Alles trug dazu bei, dieses improvisirte Vergnügen entzückend zu machen.

„An diesem Tage noch wurde festgesetzt, daß jeden Abend nach dem Diner entweder eine Spazierfahrt auf das Land, oder ein Ausflug auf der Schelde gemacht werden solle. Frau von Nangen ernannte mich förmlich zu ihrem Ritter, und es wurde in der Sitzung bestimmt, daß ich während des ganzen Aufenthalts dieser Damen zu Antwerpen, meinen Platz an ihrer Tafel haben solle.

„Ich werde Sie nicht durch alle Phasen meine

Liebe mir folgen lassen; denn sonst müßte ich Ihnen meine Gedanken, meine Aufregung in jeder Stunde erzählen. Ueberdies zerreißen mir diese Erinnerungen die Seele durch das Glück, welches sie mir in das Gedächtniß zurückrufen. Ich will daher diese Periode einer so kurzen und ach, so trügerischen Glückseligkeit schnell überspringen!

„Eines Tags, ungefähr zwei Monate nachdem ich Marie das erstemal gesehen, ging ich allein mit ihr in dem Garten des Herrn Wolffers umher, und ich bemächtigte mich ihrer Hand in einem Momente heftiger Leidenschaft, der ich nicht Herr werden konnte.

„Mein Gedanke, den meine Lippen ausgehaucht hatten, belebte sich ohne Zweifel wieder in Marie's Herz, denn sie heftete ihre vor Zärtlichkeit thränenden Augen auf mich, ihre Hand antwortete der meinigen, die sie mit Liebe preßte.

„Marie, ich liebe Sie," fuhr ich, etwas beherzter gemacht, fort.

„Mit einem Lächeln, welches nur himmlischen Wesen in der Entzückung ihrer Seligkeit eigen ist, nahm sie dieses Bekenntniß auf.

„Ich wußte es," antwortete sie, „und ich war sehr glücklich," fügte sie bei, indem sie ihre Blicke durch ihre schönen Wimpern verschleierte, ohne Zweifel aus Furcht, daß ich, indem ich in ihnen ihre Liebe, ihre ganze Wonne lese, der Besinnung beraubt, zu ihren Füßen niederfallen würde.

„Von allen Seiten wurden die glänzendsten Partieen Fräulein von Nangen angeboten; man freite um sie nicht ihres Vermögens wegen, welches nicht sehr beträchtlich war, sondern ihrer Schönheit, ihrer entzückenden Eigenschaften wegen, denen nach einem einstimmigen Urtheile nichts gleichgestellt werden konnte. Marie wies sie alle zurück und zog mich vor, mich, den Armen, der aber v[oll] von Liebe, voll Hingebung war.

„Wir waren also für immer vereinigt.

„Die Erträgnisse der Mitgift Mariens, durch das Capital vermehrt, welches mein Vater zu meiner Verfügung gestellt hatte, hätten zu den Bedürfnissen eines bescheidenen Lebens vollständig hingereicht. Aber ich war zu verliebt, zu leidenschaftlich, um zu denken, überhaupt um klug zu handeln.

„Kaum verheirathet, miethete ich ein reizendes Haus, ließ es kostbar möbliren, und obgleich nichts eleganter, nichts von besserem Geschmacke war, schien es mir doch noch unwürdig, der anbetungswürdigsten der Frauen zur Wohnung zu dienen.

„Meine unaufhörlichen Bemühungen, den Wünschen Mariens zuvorzukommen, sammelten um sie die kostbarsten Steine, die seltensten Gewächse; ich umgab sie mit Blumen, Seide und Spitzen, und sie, das sorglose Kind, lächelte bei jedem neuen Geschenke, wie zu einem neuen Zeichen meiner Zärtlichkeit. Bald konnte ich mir jedoch nicht mehr verhehlen, daß ich, wenn wir unsere Lebensweise fortsetzen würden, unsere Einkünfte in Kurzem erschöpft sehen würde. Um sie zu vermehren, legte ich unsere Fonds bei gewagten Speculationen an, wobei wir im glücklichen, höchst wahrscheinlichen Falle außerordentlichen Gewinn machen mußten.

„Voll Vertrauen auf die Zukunft, schläferte ich mich aufs Neue an dem Busen eines Glückes ein, welches mit jedem Tage zunahm; denn jeden Tag fand ich meine Frau viel schöner, viel liebenswürdiger, viel reizender, als jemals.

„Nach Verlauf eines Jahres, nach der unter so glücklichen Auspicien stattgehabten Verbindung, schenkte Marie einem Knaben das Leben; in Mitte der Wonne, die uns dieses Ereigniß bereitete, erfuhr ich den gänzlichen Verlust unsers Vermögens, welches das Mißlingen der Speculationen verschlang, auf die ich gebaut hatte.

„Meine Passiven überstiegen die Activen, und um jene zu decken, war sogar der Verkauf meiner Möbeln unumgänglich nothwendig.

„Für einen Augenblick versank ich in Verzweiflung; doch die stets neuen Beweise der Zärtlichkeit Marie's, riesen meinen Muth und meine Energie zurück. Meine Frau opferte ihre Brillanten nicht bloß ohne Klage, nicht bloß ohne Bedauern, sie erbot sich sogar, Unterricht auf dem Piano zu ertheilen, um mir bei dem schwierigen Unternehmen, das Verlorene durch Arbeit wieder gut machen, zu helfen.

„O, welch' süße Genüsse sehe ich in dem gegenseitigen Zusammenwirken unserer Anstrengungen!" rief sie, indem sie mich mit ihren Zärtlichkeiten überhäufte.

„Mein Kummer mußte weichen und meiner Bewunderung Platz machen, die ich für diesen Engel hegte, der sich ebenso ruhig, als energisch und hingebend im Angesichte unsers Unglücks gezeigt hatte.

„Angefeuert durch ihre Standhaftigkeit, schämte ich mich meines Kleinmuths, ich erhob mich, fest entschlossen, mit Kraft all' die Hindernisse zu bekämpfen, denen ich unfehlbar zu begegnen haben würde, wollte ich unser Glück wiederherstellen.

„Wie groß auch die Concurrenz sei, eine Stadt, in der Handel und Industrie blühen, ist eine zu ergiebige Miene, als daß nicht Intelligenz, unterstützt von einem festen und geduldigen Willen, damit enden sollte, irgend eine unbemerkte Ader, irgend einen vernachlässigten Erzgang auszubeuten.

„Durch den Rath meines Vaters unterstützt, durch die außerordentlichen Verbindungen des Herrn Wolffers ermuthigt, ging ich ans Werk, und ein beständiger Erfolg krönte meine verschiedenen Operationen.

„Indessen hatte es meiner ganzen Leidenschaft für meine Frau, meines ganzen heftigen Verlangens, ihr die Freuden zu verschaffen, welche der Reichthum gewährt, bedurft, um in mir eine plötzliche und vollständige Veränderung hervorzubringen.

„Dieses ganze Leben des Industriellen, so kleinlich,

so kalt, so selbstsüchtig, war der wahrhafte Antipode sowohl meines Naturells, als des Geschäftslebens, welches ich bis jetzt geführt hatte. Aber meine Natur zu besiegen, meine Gewohnheiten zu bezwingen, schien mir von so geringer Bedeutung gegen die Proben von Aufopferung und Liebe, welche ich meiner Frau liefern wollte, daß ich in meinem hartnäckigen Kampfe die Anstrengungen meines Körpers und meines Geistes für nichts rechnete.

„Das Fieber der Börsenspekulationen hatte sich aller Köpfe bemächtigt: ich ließ mich selbst durch den Strudel mit fortreißen, und sei es nun, daß das Glück mich begünstigte, sei es, daß ich meine Operationen auf eine richtige Würdigung der Ursachen stützte, welche auf den Cours der Fonds Einfluß haben, im Verlaufe eines Jahrs erntete ich beträchtlichen Gewinn.

„Nach dem Rathe und auf die Bitten meiner Frau liquidirte ich. Unser Vermögen stieg auf mehr als hunderttausend Franks Rente; nie hatte ich, auch in meinen schönsten Träumen nicht, eine so glänzende Aussicht vor mir gehabt.

„Ein Brief des Herrn Wolffers überraschte uns in Mitte unserer Freude. Dieser alte Freund meiner Familie, der sich seit mehreren Jahren von den Geschäften zurückgezogen, hatte ein prachtvolles Gut zu Saint-Brice, einem reizenden, vor den Thoren von Paris gelegenen Dorfe, erkauft. Das etwas feuchte Klima Belgiens war der etwas schwachen Gesundheit seiner Frau wenig zuträglich, und um sich nicht der Gefahr auszusetzen, sie zu verlieren, hatte sich Herr Wolffers nicht ohne Bedauern entschließen müssen, auszuwandern. Sein Brief bat uns dringend, einen Theil der schönen Jahreszeit bei ihm zuzubringen, und diese in den liebenswürdigsten Ausdrücken gemachte Einladung entsprach unsern neuen Verhältnissen vollkommen. Wir zögerten daher auch nicht einen Augenblick sie anzunehmen; ich beauftragte einen geschickten und

treuen Geschäftsführer mit der Ordnung einiger, noch streitigen Angelegenheiten, und wir reisten ab.

„Bei unserer Ankunft zu Saint=Brice wurden wir äußerst wohlwollend empfangen; Madame Wolffers führte uns unmittelbar in das zu unserem Empfange in Bereitschaft gesetzte Appartement und überhäufte uns mit Güte und Zuvorkommenheit.

„Das Leben auf dem Schlosse von Saint=Brice war das angenehmste; die Tage entschwanden da mit unerhörter Schnelligkeit unter unabläßig erneuerten Vergnügungen, deren Reiz durch die Freundlichkeit der Familie Wolffers erhöht wurde. Die Elite der Hauptstadt schien sich dort Rendezvous zu geben, und in dieser eleganten Menge glücklicher Müßiggänger, welche wir vermehrten, befand sich vielleicht nur ein Contrast, ein gewisser Herr von Fercourt, ein Hagestolz von einigen und dreißig Jahren, mit einer ziemlich unscheinbaren Figur, und von einer Ignoranz, die nur von der Nichtigkeit seines Geistes übertroffen wurde. Dieser, moralisch und physisch also ausgestattete Herr machte indessen, wie man sagte, einige Fortschritte bei den Damen, und überdieß bediente er sich zur gelegenen Zeit der Kunstausdrücke der Jägerei, der Reitbahn und des Fechtbodens, einer Art von Abgeschmacktheit und unterwürfiger Ziererei in Manieren und Sprache beobachtend, was man in einer gewissen Welt zu Paris bonnes manieres zu nennen beliebt.

„Dieser Herr von Fercourt machte oft eine Partie Whist mit, ein Spiel, für welches ich eine besondere Vorliebe hege. Abwechselnd mein Partner oder mein Gegner, nahm er hieraus Veranlassung, sich mir jeden Augenblick zu nähern, um mich mit seiner anspruchsvollen Erzählung von seinen Liebesabenteuern und von seinem Glücke bei den Wettrennen zu belästigen. Ich fühlte mich dadurch gequält, aber von Natur aus etwas schwachen Charakters, wagte ich es nicht, seine trotz unseres etwas kalten Empfanges wiederholten Annäherungen mit Festigkeit zu

zuweisen; denn Marie, die so gut, so nachsichtig gegen die ganze Welt war, fand ihn im höchsten Grade lächerlich und ganz und gar langweilig.

„Schwierigkeiten, die sich aus einer Angelegenheit von der höchsten Wichtigkeit für mich erhoben hatten, zwangen mich zur unmittelbaren Abreise nach Antwerpen.

„Meine Absicht war, nach Saint-Brice zurückzukehren, wenn diese Schwierigkeiten beseitigt worden sein würden, und ungeachtet der Bitten und der Thränen Marie's wollte ich doch nicht einwilligen, daß sie mich begleite; denn ich fürchtete, sie den Beschwerlichkeiten der Reise auszusetzen."

In diesem Augenblicke schlug eine auf dem Kamin stehende Pendule eilf Uhr.

Herr Vanlinden unterbrach seine Erzählung und bemerkte, daß die vorgerückte Stunde und seine Müdigkeit ihn zwängen, die Fortsetzung seiner Geschichte auf einen andern Tag zu verschieben. Auf Bitten des Grafen und des Chevalier wurde auf den folgenden Tag eine neue Zusammenkunft an demselben Orte festgesetzt, und alle Drei versprachen, sich um acht Uhr Abends hier einzufinden.

Luise und Lucian hatten sich fortgeschlichen, um einem Zusammentreffen mit ihren drei Nachbarn auszuweichen. Als sie die Thüre des Hotels hinter sich hatten, trennten sie sich, ohne ein Wort zu sprechen, indem sie einen verlegenen Gruß wechselten, der ihre Verwirrung und ihre Unbehaglichkeit bezeichnete.

Die junge Frau ging eiligst die Rue Royale hinab, nahm die Boulevards zur Linken und stand bald vor einem Hotel stille, dessen Aeußeres sehr schön war. Lucian folgte ihr in einer Entfernung von dreißig Schritten, offenbar blos zu dem Zwecke, sie durch seine Gegenwart zu schützen. Kaum hatte er die Thüre des Hotels sich hinter ihr schließen sehen, als er sich eilenden Schrittes entfernte.

Als Luise in den Vorplatz trat, erhoben sich zwei

Lakaien in reicher Livree ehrfurchtsvoll und bereit, ihre Befehle zu empfangen; ein Dritter, nach Art der Kammerdiener gekleidet, ging ihr einige Schritte entgegen und sagte:

„Der Herr Herzog ist etwas ermüdet nach Hause gekommen, und hat sich sogleich in seine Appartements zurückgezogen.“

Er beugte sich und fuhr fort:

„Haben die Frau Herzogin mir Befehle zu ertheilen?“

Luise machte ein verneinendes Zeichen, und ihre Füße berührten die Oberfläche der dicken Mokette, welche die Mitte einer prachtvollen weißen Marmortreppe bedeckte, die zu den Appartements des Gebieters führte.

Eine Kammerfrau erwartete sie im ersten Stockwerke am Absatze der Treppe. Sie hielt einen Handleuchter aus Vermeuil von köstlicher Arbeit. Luise nahm diesen Leuchter und verabschiedete sie.

Zwei Flügelthüren, die eine rechts, die andere links, des Treppenabsatzes führten zu zwei verschiedenen Appartements. Luise hatte schon die Thüre zur Linken geöffnet, aber sie änderte, wie unwillkürlich, ihre Richtung und trat in das gegenüber liegende Appartement. Als sie an eine zweite, angelehnte Thüre kam, steckte sie ihren Kopf durch die Oeffnung, die sie zwischen den beiden Flügeln gemacht hatte, und lauschte. Alles war ruhig und stille. Sie öffnete jetzt die Thüre mit der höchsten Vorsicht und ging auf den Spitzen der Zehen weiter. Das Gemach, in welchem sie sich befand, wurde nur durch eine Nachtlampe erleuchtet, welche an einem Bette auf einem Gueridon von Malachit stand. Sie näherte sich, lauschte aufs Neue, schob mit den Fingerspitzen einen Vorhang von venetianischem Brocat zurück, und ihre Blicke fielen auf das schöne Haupt eines Greisen, welcher fest schlief. Seine lächelnden Lippen, seine glatten Augenlieder bezeichneten,

daß ihn der Schlaf in Mitte glücklicher Gedanken überrascht hatte.

Luise, deren Busen wogte, die außer Athem war, blieb einige Augenblicke in dieser stummen Betrachtung stehen, stieß einen langen Seufzer aus, schloß den Vorhang und ging nach ihrem Schlafgemache.

Eine Beute der heftigsten Aufregung schleuderte sie Hut und Mantel auf ein Möbel, warf sich auf eine Duchesse und stützte das Haupt mit beiden Händen, wie wenn sie ihre stürmischen Gedanken beschwichtigen wollte.

Von Zeit zu Zeit entschlüpften ihr abgebrochene Worte.

„Seltsame Annäherung!..." rief sie. „So ein Geheimniß zu erlauschen! Das ist schändlich! Aber ist es nicht eine Fügung der Vorsehung? Ja,... ja,... sie wollte mich retten!... Ich danke Dir, mein Gott, ich danke Dir!... Diese Geschichte... ha, sie muß entsetzlich sein.... Was soll ich thun? Ich muß ihm durchaus schreiben."

Eine Stunde später herrschte dieselbe Stille, dasselbe Dunkel in allen Theilen des Hotels, aber nicht dieselbe Ruhe, nicht derselbe Geistesfrieden.

Die Nacht Lucians war nicht weniger aufgeregt, als die der jungen Frau. Der Tag drang schon schwach durch die Vorhänge seines Zimmers, als er begann die Augen zu schließen.

Am folgenden Morgen brachte ihm während seines Frühstücks ein Bedienter einige Briefe, die er ihm auf einer Lasurplatte überreichte. Lucian nahm sie mit einer Art Gleichgültigkeit in Empfang, als er aber durch den Anblick der Aufschrift eines derselben überrascht worden, erbrach er hastig das Siegel und sein Erstaunen steigerte sich, als er folgende Zeilen ohne Unterschrift las:

„Diesen Abend um sieben ein halb Uhr bei dem Ho- Eluysenaar; kommen Sie, ich bitte Sie darum, ich ...ere es."

„Ja, ich verstehe," sagte er nach einigen Augenblicken des Nachdenkens, „aber es ist unmöglich; ich muß sie von dieser Idee abbringen."

Er klingelte, derselbe Bediente erschien wieder.

„Lasse anspannen!" sagte er.

Der Bediente entfernte sich, kehrte aber nach einigen Minuten zurück, um seinem Herrn zu melden, daß seine Befehle vollzogen seien.

Eine halbe Stunde später hielt ein elegantes Coupé vor dem Hotel, in welches Abends zuvor Luise eingetreten war. Lucian stieg aus.

„Wollen Sie mich der Frau Herzogin von Wladimont melden," sagte er zu einem der zahlreichen Diener, die den Vorsaal füllten.

„Die Frau Herzogin empfängt heute Niemand," wurde ihm geantwortet.

„Hat die Frau Herzogin nicht eine Ausnahme gemacht?"

„Nein, Herr Graf."

„Nun," sagte Lucian zu sich selbst, als er sich zurückzog, „sie hat eingesehen, daß ich diese seltsame Idee bekämpfen würde, daher hat sie mich von ihrer Thüre verbannt; wohlan denn, weil sie es will, soll es nach ihrem Willen geschehen."

Vor acht Uhr Abends befanden sich Luise und Lucian im Hotel Cluysenaar, in dem Zimmer vom gestrigen Tage beisammen. Der Graf, der Chevalier und Vanlinden waren nach einander gekommen, und der letztere fuhr in seiner Geschichte fort:

„Ich habe mich vielleicht, meine Herren, bei der ersten Periode meiner Erzählung zu lange aufgehalten; allein dieses war zu dem Ende gut, um ihren Contrast mit jener, zu welcher ich nun gelangen werde, besser hervorzuheben. Dieser Contrast ist es in der That, der das Gräßliche meiner Qualen verdreifacht hat. Da ich sie zu Gehülfen meiner Rache machen will, so muß ich suchen,

Ihnen das Gift meines Hasses einzuimpfen. Hören Sie mich daher mit Aufmerksamkeit, haben Sie Nachsicht mit meiner Umständlichkeit.

„Vor meiner Abreise nach Antwerpen hatten wir uns, Marie und ich, versprochen, alle Tage und viel zu schreiben. Sie erfüllte ihr Versprechen treulich. In der ersten Zeit waren ihre, in einem edlen und einfachen Style geschriebenen Briefe der naive Ausdruck ihrer Zärtlichkeit für mich; sie erzählte mir von ihren Spaziergängen, ihren Vergnügungen, ihren Beschäftigungen an jedem Tage, zu jeder Stunde; aber ich bemerkte, daß der Name des Herrn von Fercourt immer eingeflochten war. Ich bin nicht eifersüchtig; diese Bemerkung erregte mir aber dennoch eine Unbehaglichkeit, über welche ich nicht Herr werden konnte. Noch war ich aber von Verdacht weit entfernt.

„Seit einiger Zeit waren Marie's Briefe nicht mehr die nämlichen. Sie sprach darin von ihrer Treue, von ihrer Liebe in ungewöhnlichen Ausdrücken; ihre Protestationen, ihre heftigen Ausdrücke, ihre Ziererei, mit mir nicht mehr über Fercourt sprechen zu wollen, fingen mich ernstlich zu beunruhigen an.

„Ich hatte ihr geschrieben, daß ich in meiner Ungeduld sie wieder zu sehen ohne Zweifel zu ihr kommen würde, ehe meine Angelegenheiten ganz beendigt sein würden.

„„Hüte Dich, mein Freund,““ schrieb sie mir, „„es würde klug sein, sich nicht eher auf den Weg zu machen, als bis Alles in einer Weise beendigt ist, die uns keine neuen Schwierigkeiten befürchten läßt.“

„Dieser Rath, obwohl scheinbar ganz natürlich, erschreckte mich. Marie hatte nie, selbst zur Zeit meiner größten Verlegenheiten nicht, ein einziges Wort über meine Angelegenheiten in Form eines Rathes ausgesprochen. Ich kannte sie ganz, und da sie mir so schrieb, so mußte etwas Seltsames mit ihr vorgegangen sein.

„Von unklaren Besorgnissen getrieben, zögerte ich nicht

einen Augenblick mehr, abzureisen. Am folgenden Tage machte ich mich auf den Weg, ohne sie von meiner Rückkehr zu benachrichtigen.

„Auf dem Schlosse von Saint-Brice angekommen, laufe ich auf der Stelle nach ihrem Appartement; Marie war nicht da, ihre Kammerfrau benachrichtigte mich, daß sie einen Spaziergang in dem Parke mache. Ich ging dahin. Während ich durch die verschiedenen Alleen lief, um sie zu suchen, lieferten sich Liebe und Eifersucht in meinem Herzen einen schrecklichen Kampf; abwechselnd fürchtete, hoffte ich, und klagte mich an.

„Plötzlich fielen an der Biegung einer Allee meine Blicke auf zwei Personen, die nebeneinander auf einer Bank saßen.

„Ich erkannte auf der Stelle Marie und Herr von Fercourt.

„Ein kalter Schweiß rann über alle meine Glieder.

„Ich war bemerkt worden. Ich ging vorwärts, ich versuchte vergebens über meine Aufregung Herr zu werden.

„Bei meinem Anblicke hatten sich Marie und Fercourt erhoben. Letzterer schien mir seine ganze Kaltblütigkeit bewahrt zu haben; dagegen senkte Marie, die noch unfähig war, sich zu verstellen, die Augen, und wurde abwechselnd roth und blaß.

„Ich trug den Tod in meiner Seele, und ich zwang mich zu einem Lächeln, als ich zu ihnen gelangte. Dieser Zwang drückte mich nieder; aber ich würde vorgezogen haben, vor ihnen zusammen zu stürzen, ehe ich der Eitelkeit Fercourt's die Freude gemacht hätte, meinen Verdacht zu erkennen. Ich strengte mich vergebens an, ihm aufs Freundlichste auf das zu antworten, was er mir über die Freude sagte, die meine unerwartete Zurückkunft im Schlosse verursachen werde, und um sich augenscheinlich das Ansehen der Discretion zu geben, entfernte er sich wenige Augenblicke darauf.

„Jetzt mit Marie allein, setzten wir unsern Weg nach dem Schlosse schweigend fort. Unser Schweigen verlängerte sich und vermehrte das Unangenehme unserer Lage; ich unterbrach es, und plauderte mit erzwungener Gleichgültigkeit über meine Angelegenheiten: Ich war der Meinung, daß es nicht an der Zeit sei, sie meine Wunde auch nur halb erkennen zu lassen, und ich gelobte mir, zuvor Alles genau zu beobachten und mich selbst von der Größe meines Unglücks zu überzeugen.

„Drei Tage waren verflossen, und noch hatte ich nichts bemerkt, was meine Furcht hätte vermehren können; ich fing mich zu beschuldigen an, daß ich allein die Ursache meines eingebildeten Schmerzes sei, und schon keimte der Entschluß in mir, Marien meinen ungerechten Verdacht zu gestehen, und sie um Verzeihung zu bitten.

„Eines Abends, es war am vierten Tage meiner Zurückkunft, schickten sich Alle an, den Salon zu verlassen, um sich nach ihren Gemächern zurückzuziehen. Ich ging, um Madame Wolffers guten Abend zu sagen, und als ich zurückkam, überraschte ich Marie und Fercourt über dem Austausche eines langen Blicks.

„Ich stand wie vernichtet; dennoch gelang es mir, mich zu sammeln. In unserm Appartement angelangt, folgte ich Marien nach ihrem Zimmer. Als ich mit ihr in dieses eintrat, war ich mehr als wüthend, mehr als erzürnt; ich war unglücklich.

„„Marie,“ sagte ich zu ihr, indem ich ihr einen Fauteuil darbot, „setze dich, ich habe mit dir zu sprechen.“

„Sie gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Ich setzte mich vor sie; ich erfaßte ihre Hände und sah sie starr an.

„Marie, liebst Du mich noch?“ fragte ich sie mit einer Stimme, die meine ganze Aufregung verrieth.

„Diese Frage schien sie verlegen zu machen, aber nicht zu erschrecken.

„Kannst Du daran zweifeln?“ erwiederte sie.

„„Marie,“ fuhr ich fort, „„liebst Du mich immer noch so, wie in der ersten Zeit unserer Verbindung?“

„Sie senkte das Haupt, ohne etwas zu entgegnen.

„„Antworte!“ sprach ich zu ihr.

„„Mein Freund,“ sagte sie mir nun, „ich hege für Dich die innigste Zuneigung.“

„„Hast Du sonst nichts als Zuneigung?“

„Sie schwieg aufs Neue.

„Ich verstand ihr Schweigen; ihre Liebe zu mir war erloschen.

„Alle meine Glieder zitterten.

„„Höre mich, Marie,“ fuhr ich fort, indem ich den Schweiß trocknete, mit dem mein Gesicht übergossen war, „Du hast edle Eigenschaften, mehr noch als Deine Schönheit haben sie mich an Dich gefesselt. Dein Abscheu vor Verstellung und Lüge steht unter dem, was ich an Dir bewundere, oben an. Marie, nicht wahr Du warst stets aufrichtig gegen mich?

„„Ja, mein Freund . . .“

„So sei es noch einmal, nur noch einmal. Du liebst den Herrn von Fercourt?“

„„Ich . . . . ?“

„„Du liebst ihn, sage ich Dir.“

„„Wer kann Dich berechtigen? . . . .“

„Du liebst ihn,“ unterbrach ich sie. „Habe ich nicht an diesem Abende Eure Blicke überrascht? Du schweigst? Gestehe denn, wenn Du nicht vorziehst, daß Deine erste Lüge auch die niederträchtigste sein soll.“

„Bis jetzt war sie ziemlich ruhig gewesen; nun aber stand sie plötzlich auf; ihre Züge waren förmlich verzerrt.

„„O, welche Marter! Mein Gott! Mein Gott!“ rief sie, die Hände ringend. „Sie wollen es, mein Herr, . . . nun ja, ich liebe ihn!“

„Bei diesen Worten schien eine dunkle Wolke sich vor meinen Augen zu lagern; der Pulsschlag meines Herzens

stockte, meine Glieder erstarrten, meine Zunge wurde eiskalt. Mein Leben wollte entfliehen; mein Schluchzen befreite mich von dieser Erschlaffung.

„Marie war nach ihrem Geständnisse in ihren Stuhl zurückgesunken, sie bedeckte ihre Stirn mit ihren Händen.

„Was ging in diesem Augenblicke in ihr vor? Ich weiß es noch nicht. Soll ich es wagen, meine Schwachheit zu gestehen? Ich war der Versuchung ausgesetzt, mich zu ihren Füßen zu werfen, sie um den Widerruf ihrer Worte zu bitten. Ich glich dem Verbrecher, der, nachdem er sein Todesurtheil gehört hat, noch auf Begnadigung, oder wenigstens auf eine Milderung seiner Strafe hofft:

„Einen Augenblick war Marie von meinem Schmerze gerührt; denn sie trat zu mir, sie trocknete meine Thränen, und sagte:

„„Um des Himmelswillen, beruhige Dich!"

„Ich besaß den Muth nicht, ihre Hand zurückzustoßen, und als ich fühlte, wie sie mein Gesicht berührte, empfand ich sogar eine Rührung, der ich nicht widerstehen konnte.

„Bald verscheuchte die Furcht vor einem noch größeren Unglücke die Angst über das, welches mich soeben betroffen hatte. Ich wollte mir auf der Stelle Gewißheit verschaffen.

„„Marie!" rief ich, „wie konntest Du Dich entschließen, mich vor den Augen dieses Menschen mit Schande zu bedecken?"

„„O, ich schwöre es Dir," erwiederte sie, „ich habe ihm kein Geständniß gemacht. Vielleicht, und ich glaube es sogar, zweifelt er . . . ."

Sie zögerte fortzufahren.

„„Daß Du ihn liebst . . . ." ergänzte ich. „Vollende!"

„„Aber ich wiederhole Dir," entgegnete sie, „daß ich ihm nie ein Geständniß gemacht habe."

Ich athmete freier auf, ich fühlte mich fast glücklich.

„In diesem Augenblicke kehrte sogar die Hoffnung, eine Liebe wieder zu erringen, deren Verlust ich nicht verdient hatte, in meine Seele zurück. Ich schilderte Marien unser früheres Glück, unsere Freuden, unsere früheren Herzensergießungen. Ohne Zweifel besaß ich die Beredsamkeit der Hoffnung; denn sie schien hingerissen.

„„Sprich fort, mein Freund," sagte sie, als ich inne hielt. „O, wie gerne ich Dich sprechen höre, mein Ernst! . . . Ach, es scheint mir jetzt, daß Alles, was sich ereignet hat, nichts als ein Traum war. O, ich war eine Thörin; mein Kopf konnte sich verirren, aber mein Herz . . . . gehört immer Dir."

„Indem sie so sprach, bedeckte sie mich mit Küssen. Ich war fast wahnsinnig.

„Ich hatte die Gefahr nahe genug gesehen, um zu suchen, ihr auszuweichen. Ich theilte Marien meinen Entschluß mit, uns am folgenden Tage von dem Schlosse zu entfernen. Sie brachte mich davon ab.

„„Warum?" sagte sie mit der Miene offenherziger Naivetät, die am meisten geeignet ist, selbst den stärksten Zweifel zu besiegen. „Du hast nichts mehr zu fürchten, gehe! Eine so übereilte Abreise würde Veranlassung zu Vermuthungen geben, und dann . . ."

Sie zögerte.

„„Fahre fort!" sagte ich zu ihr.

„„Wenn Herr von Fercourt," begann sie, die Augen niederschlagend, „sich in den Kopf gesetzt hat, daß ich ihn liebe, so ist es nothwendig, daß ihm jetzt mein Benehmen seinen Irrthum beweise."

„Mit Leidenschaft faßte ich diese Idee auf; denn der Gedanke, in den Augen dieses Menschen lächerlich zu erscheinen, war nicht die kleinste meiner Qualen.

„Ich unterwarf mich daher Allem, was Marie wollte.

„Ach, daß ich das Herz eines Weibes so schlecht kannte.

Es wurde dreimal leise an die Thüre geklopft, und dieses unterbrach hier Vanlinden's Erzählung.

„Wer kann es wagen, uns zu dieser Stunde zu stören?“ sagte der Chevalier von Bleeden, indem er sich erstaunt erhob.

Er ging nach der Thüre und öffnete sie halb. „Ah, ah!“ rief er sogleich, „das ist Tantje. Kommen Sie herein, meine holde Zauberin! fuhr er fort, indem er eine alte und unansehnliche Frau eintreten ließ.

Wir werden das eigenthümliche Portrait dieser neuen Personage, mit welcher wir mehrmals zusammen zu treffen Gelegenheit haben werden, später ausführlicher schildern.

Die Tantje ging, indem sie einen Katzenbuckel machte, einige Schritte vorwärts, und grüßte mittels dreier Verneigungen.

Der Chevalier hatte seinen Platz wieder eingenommen.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich stelle Ihnen hier einen meiner Adjutanten im außerordentlichen Dienste vor. Nun, Tantje, was gibt es Neues? Und das junge Mädchen? An welchem Tage wird seine Vorstellung sein?“

Die Tantje machte, indem sie lächelte, eine Grimasse, daß man die Hölle damit hätte erschrecken können.

„Geduld, mein Herr Chevalier,“ entgegnete sie, „der Vogel baut sein Nest nach und nach, nicht wahr? Und da dieses junge Mädchen schüchtern ist, muß es erst kirre gemacht werden; es zählt ja kaum vierzehn Jahre. Armes Kind, behüte Dich Gott! Wissen Sie, es ist so jung!“

„Gehen Sie, Tantje, und beschleunigen Sie die Sache; denn das Bedürfniß wächst, Ihre Kundschaft vermehrt sich von heute an, durch meine beiden Freunde. Sie bezahlen wie Fürsten, sie wollen aber wie Könige bedient sein.“

Die Tantje wiederholte ihre Ehrfurchtsbezeigungen, und indem sie auf ihre neue Kundschaft mit ihrem Marderblick liebäugelte, fuhr sie fort:

„Das sind einmal hübsche Jungen, Ihre Freunde; man sollte es freilich nicht sagen, aber eine angenehme Physik ist immer eine gute Hülfe ...."

„Ah, Sie werden schmeichlerisch, Tantje," unterbrach sie der Graf.

„Wenn etwas wahr ist, so ist es mehr als Schmeichelei, es ist Wahrheit, nicht wahr?"

„Vorwärts! Vorwärts! Bei Seite mit dem Allem, meine Alte; wir haben Eile;" sagte der Chevalier. „Antworten Sie mir kurz: ist Madame Wauters entschlossen?"

„Die arme Frau hat wohl gemußt, weil sich die Huissiers ihrer Boutique bemächtigt haben, und das Uebrige wissen Sie."

„Ich hoffe, daß Sie meinen Namen nicht ausgesprochen haben werden?"

„Wenn eine Sache abgemacht ist, ist sie gut abgemacht, nicht wahr?"

„Haben Sie das Billet?"

Die Tantje zog, ohne zu antworten, ein Papier aus ihrer Tasche. Der Chevalier ergriff es, las es mit Freude, und schloß es in ein kleines Portefeuille mit einem Schagrin-Ueberzuge und einem goldenen Schlosse ein.

„Es ist gut," sagte er, der Tantje ein Goldstück hinwerfend. „Jetzt entfernen Sie sich, und kommen Sie sogleich wieder, so wie ich es Ihnen sagen lasse."

Als die Tantje weggegangen war, fuhr Vanlinden fort:

„Acht Tage gingen vorüber, und schon gefiel ich mir darin, zu glauben, daß, wie mir Marie gesagt hatte, bloß ihr Kopf sich verirrt, daß das Herz keine Mitschuld gehabt habe. Ihr Benehmen trug dazu bei, mich in diesem Glauben zu bestärken. Da ich indessen die Ursachen der Verführung, welche dieser Herr von Fercourt an sich hatte, kennen lernen wollte, so prüfte ich ihn aufmerksam, studirte ihn sorgfältig, und mehr, als ich es zuvor und jemals

gewesen, wurde ich von seiner Gehaltlosigkeit in jeder Beziehung überzeugt.“

„Der Irrthum, die Verirrung der gefühl- und geistvollen Marie, schienen mir ein Phänomen, welches der Verstand nicht erklären konnte.

„Seit einiger Zeit hatte sich eine Jagd durch sieben oder acht Liebhaber, unsern Tischgenossen, gebildet, und jeden Morgen begab man sich in ein sehr wildreiches Gehege, welches ohngefähr fünf Stunden von dem Schlosse lag. Herr Wolffers hatte zu diesem Behufe seine Wagen zu unserer Verfügung gestellt.

„Eines Tages befand ich mich zufällig mit Herrn von Fercourt in einem ziemlich schlecht hängenden Carriole, und wir hatten einen durch die Buchen gehauenen Weg zu befahren. Kaum befanden wir uns auf diesem, als die Carriole umschlug. Glücklicherweise wurde Niemand bedeutend verletzt, aber Fercourt hatte eine Luxation des Arms erlitten, und ich hatte Contusionen erhalten, die heftig genug waren, um mich zur Rückkehr nach dem Schlosse zu zwingen.

„Während Marie mich pflegte, erzählte ich ihr die Einzelnheiten unsers unheilvollen Abenteuers, und ich kam auf die Verletzung Fercourt's zu sprechen.

„Sie machte auch nicht die geringste Bemerkung; ich blickte ihr in's Gesicht und sah sie erblaßt.

„Ich faßte mich und ging nach dem Divan, auf dem ich mich verzweiflungsvoll ausstreckte.

„Bald bemerkte ich, daß Marie ihre Toilette machte, um auszugehen.

„„Was machst du da?“ fragte ich.

„„Mein Freund,“ entgegnete sie, „ich habe heftigen Kopfschmerz, die frische Luft wird mir heilsam sein; ich will einen Gang durch den Park machen.“

„Das Blut stieg mir ins Gesicht.

„„Es ist nicht schön von dir, sagte ich, „mich so

allein zu lassen, während ich leide. Gehe nicht aus, Marie, wenn Du mir nicht ungefällig sein willst."

„Sie vermochte nicht, ihren Aerger zu verbergen.

„„Mein Gott!" sagte sie, „wie Du so anspruchsvoll wirst, Ernst!"

„Diesmal riß mich der Unwillen hin.

„„Marie, Du bist eine Infame," rief ich, indem ich mich, vor Wuth bebend, aufrichtete. „Du hast mich schändlich betrogen!"

„Sie antwortete nicht und heftete ihre Blicke auf die Fenster, die nach dem Parke gingen.

„Ich fühlte, daß sich in mir ein außerordentlicher Aufruhr vorbereite.

„Ein Moment schrecklichen Schweigens trat zwischen mir und Marien ein; hundert verderbliche Projekte kreuzten sich in meinem Kopfe. Ich war so weit gekommen, daß ich unverwandt einen Marmor betrachtete, an welchem ich mir den Kopf zerschmettern wollte. Die Furcht vor einem Scandale hielt mich zurück.

„Ich zog die Klingel heftig, und befahl dem eintretenden Bedienten, zu Herrn Wolffers zu gehen und ihn zu bitten, einen Wagen zu meiner Verfügung zu stellen, der mich nach Paris bringen würde. Als der Bediente fort war, wendete ich mich an meine Frau und sagte ihr:

„„Rufe deine Kammerfrau, damit sie auf der Stelle deine Koffer in Bereitschaft setze."

„„Sie wollen abreisen, mein Herr?" sagte sie in einem entschlossenen Tone, wie ich ihn noch nicht von ihr gehört hatte.

„„Ja, Madame, und Sie werden sich in Bereitschaft setzen, mir zu folgen."

„„Sie werden allein reisen, mein Herr, denn ich bleibe hier."

„Ich betrachtete sie ganz verwundert; diese seltsamen Worte, ihr verändertes Gesicht ließen mich einen Augen-

blick glauben, daß ihr Geist derangirt sei. Dieser Gedanke hielt meine Wuth zurück, die auf dem Punkte war, loszubrechen.

„„Marie, komme zu dir,“ sagte ich ganz bewegt. „Hast Du denn nicht einiges Verlangen, deine Mutter wiederzusehen, dein Kind zu umarmen?“

„„Nein!“ erwiederte sie mir kalt.

„„Marie, Du bist eine Thörin. Sammle deinen Verstand; wir wollen schnell diesen Ort verlassen, den wir nie hätten sehen sollen.“

„„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich bleiben werde.“

„„Aber warum diesen unglückseligen Gedanken?“

„„Weil ich ihn liebe! O, ja ich liebe ihn!“ rief sie, indem sie auf's Neue ihre Blicke in den Park richtete.

„Sagen Sie, meine Herren, habe ich nicht durch meinen Schmerz in einem solchen Augenblicke zehnfachen Tod erlitten?

„„Um so mehr Grund, unglückliches Weib,“ rief ich, „die Gefahr zu fliehen, auf Mittel zu denken, um Deine Ehre zu retten, mich nicht mit Schande zu bedecken, mich, der ich Dich immer mit Liebe überhäuft habe.“

„Sie fiel mir zu Füßen.

„Es ist zu spät, Ernst!“ sagte sie, ihr Gesicht bedeckend.

„Bei diesem schrecklichen Geständnisse stieß ich mehr ein Gebrüll, als einen Schrei aus. Der Ausdruck meines Gesichts muß schreckbar gewesen sein, denn Marie wurde von einem solchen Entsetzen ergriffen, daß sie an das Fenster lief, um sich hinab zu stürzen. Ich hielt sie zurück, bewußtlos sank sie in meine Arme, ich trug sie auf ein Bett, und hatte noch den Muth, ihr die Sorgsamkeit zuzuwenden, die die Umstände erheischten.

„Unter einem Strome von Thränen kam sie wieder zur Besinnung.

„Ernst!“ rief sie, „ich war eine Wahnsinnige; ich

habe mich eines Verbrechens angeklagt, welches ich nicht begangen habe. Verzeihe mir; ich flehe Dich darum an!"

„Mein Zustand war, als drücke mich ein schrecklicher Alp.

„„„Du glaubst mir nicht, Du kannst mir nicht glauben, ich weiß es," fuhr sie fort, „und dennoch habe ich Dir Wahrheit gesagt. Ich schwöre es bei dem Leben meiner Mutter, bei dem Haupte meines Kindes!"

„Sie wälzte sich zu meinen Füßen, mein Mitleid anrufend, mich beschwörend, ihre Rechtfertigung zu hören, wie wenn eine solche möglich wäre. Entschlossen, nicht länger mehr der Spielball ihrer Niederträchtigkeit zu sein, blieb ich unbeugsam und wollte nichts hören.

„In dieser Krisis war mir nicht einen einzigen Augenblick lang der Gedanke gekommen, von Herrn von Fercourt Genugthuung fordern zu wollen. Ich würde ihn vielmehr erdolcht, als mich mit ihm geschlagen haben; unter solchen Umständen bleibt ein Zweikampf immer eine lächerliche Rolle für den beleidigten Gatten. Ich wollte mich wohl an meinem Feinde rächen, ihm aber und seiner Eitelkeit nicht einen neuen Triumph dadurch verschaffen, daß ich meine Schande noch sichtbarer machte.

„Drei Tage nach dieser Scene waren wir in Antwerpen. Obgleich wir dasselbe Haus bewohnten, so lebten wir, Marie und ich, seit einem Monate doch ganz getrennt. Dieses Leben war unerträglich, und da mich Marie eines Morgens bitten ließ, sie zu empfangen, war eine abschlägige Antwort unmöglich; ich verfügte mich daher selbst in ihr Appartement.

„Sie war sehr blaß, ihre Augen, vor Kurzem noch so voll von Glanz, schienen durch ihre Thränen so matt, daß ich bei ihrem Anblicke eine ziemliche Beklemmung empfand.

„„Ernst!" sprach sie mit ihrer noch klangvollen, obwohl schmerzbewegten Stimme, „hältst du mich noch immer für schuldhaft?"

„Diese Frage führte die Strenge auf meine Züge zurück, und trotz der Bitten Marie's enthielt ich mich einer Antwort.

„„Seien Sie nicht ohne Mitleid, mein Herr!" rief sie; „mich zwingen, so zu leben, heißt mich zum Tode verurtheilen."

„„Ich begreife, Madame, entgegnete ich, „wie peinlich diese Lage für uns Beide ist; aber seien Sie versichert, sie wird aufhören. Morgen wird ihnen mein Notar die Ausfertigung einer Urkunde zustellen, welche ihnen eine mehr als genügende Pension zusichert, um auf eine anständige Weise leben zu können. Ich mache Ihnen überdies ein Geschenk mit diesem Hotel, welches ich, ehe acht Tage vergehen, verlassen haben werde, um nie mehr dahin zurückzukehren.

„Marie warf sich mir zu Füßen, sie wiederholte:

„„Ich schwöre es Ihnen, Ernst, ich war eine Närrin, aber ich war nicht schuldhaft. Erbarmen! Mitleid! Gnade! Erbarmen!"

„Ich war unerbittlich, und ich entfernte mich, durch meinen Entschluß selbst niedergedrückt.

„Als ich am andern Morgen erwachte, fand ich auf meinem Nachtische einen Brief. Von einer bangen Ahnung ergriffen, öffnete ich ihn zitternd.

„Marie schrieb mir:

„„Wenn ich auch keine Verbrecherin war, Ernst, so habe ich doch das nicht wieder gutzumachende Unrecht begangen, Dich zu betrüben, der Du so gut, so großmüthig bist. Lebe wohl, Ernst; liebe unser Kind zärtlich! Verzeihe mir, und sei überzeugt, daß mein letzter Gedanke ein Gebet für dein Glück sein wird."

„Ich stürzte nach ihrem Zimmer; — sie war nicht mehr da. Trostlos fragte ich alle meine Leute, aber Keines von Ihnen konnte mir Auskunft, weder über die Abreise ihrer Gebieterin, noch über die Person geben, welche diesen verhängnißvollen Brief auf meinen Nachttisch gelegt

hatte. Niedergeschmettert, entmuthigt, lief ich zu Frau von Nangen. Diese unglückliche Mutter hatte ihre Tochter nicht gesehen. Ich verließ sie, eine Beute der heftigsten Verzweiflung, und nahm die Post nach Paris.

„Es war mir der Gedanke gekommen, daß Marie vielleicht zu Herrn von Fercourt gegangen sei.

„Mein Verdacht war falsch; denn kaum war ich angekommen, als ich erfuhr, daß Herr von Fercourt ganz kürzlich in einem Zweikampfe umgekommen sei.

„Ich kehrte nach Antwerpen zurück, ordnete überall die genauesten Nachforschungen an, betrieb sie unaufhörlich; sie waren alle erfolglos.

„Nachdem ich einige Zeitlang das traurigste Leben geführt hatte, verließ ich Antwerpen und wohnte in Brüssel. Ich hoffte, daß diese Veränderung meine Leiden etwas mildern solle. Vergebliche Hoffnung! Seit jenem unheilvollen Tage ließ mich der Anblick einer jungen Frau, der Klang ihrer Stimme, ihr Lächeln, ein zärtlicher Blick, den sie auf ihren Gatten richtete, die Qualen eines Verdammten empfinden. In der Hoffnung, mich zu zerstreuen, wollte ich neue Aufregung dadurch suchen, daß ich mich dem Spiele ergab. Ich ließ mich daher in dem Bac *) vorstellen, und da war es, meine Herren, daß sich unsere Verbindungen angeknüpft haben.

„In Mitte meiner Qualen, bei dem Anblicke des Glücks Anderer, fragte ich mich, ob ich dem Unglücke derselben gegenüber ebenso leiden würde. Die Art von Vergnügen, die ich an Ihren erotischen Erzählungen, an der Auseinandersetzung Ihrer Doctrine fand, verschaffte mir die Lösung dieser Frage, die ich an mich selbst gerichtet hatte. Entschlossen, Andere einen Theil meiner Qualen ertragen zu lassen, suchte ich mich Ihnen zu nähern, Sie nahmen diese Annäherung mit Zuvorkommenheit auf...."

---

*) Ein engerer Zirkel, in welchem sich ein Theil der Elite der Gesellschaft Brüssels versammelt.

„Wir müssen uns daher Glück wünschen," unterbrach ihn der Chevalier von Bleeden, „weil hieraus eine Verbrüderung, eine Vereinigung zwischen uns hervorgeht, die Ihnen, Vanlinden, den einzigen, wirklichen Trost zusichert, der Ihnen werden kann, uns aber, Graf, eine neue Quelle von Freuden und Vergnügungen."

„Zwischen Männern von Ehre," antwortete der Graf, „wäre ein geschriebener Vertrag unnütz, meine Herren; das Wort allein genügt! So wollen wir dann scheiden," fügte er bei, indem er sich erhob, „und von morgen an soll unsere Association ins Leben treten."

Der Chevalier und Vanlinden hatten sich gleichfalls erhoben.

„Von diesem Augenblicke an stehe ich zu Ihren Diensten, meine Herren; verfügen Sie über mich in jeder Beziehung;" sagte Bleeden.

„Wir sind auf gleiche Weise zu den Ihrigen, Chevalier," erwiederte der Graf und Vanlinden.

Alle Drei trennten sich, indem sie sich die Hände drückten.

Einige Minuten später hatten sich Luise und Lucian, aufgeregt, erschüttert, gleichfalls getrennt; Alles war still.

Drittes Kapitel.

Der Kornhof. Die Tantje.

Wenn ihr aus der Allee der Jardins d'Italie heraustretet, so geht nie in die Straße Notre-Dame-aux-Neiges, sondern haltet euch links und geht in dieser Richtung fort. In dem Augenblicke eures Eintreffens auf der Place des

Barricades werdet ihr eine lange, schmale, finstere Gasse bemerken, die mit dem pomphaften Namen Rue du Rempart du Nord geschmückt ist. Werft einen Blick auf die seltsamen Bewohner derselben, und wenn eure wenig befriedigte Neugierde euch antreibt in der Gasse vorzudringen, so ermangelt nicht, die Ankunft einer der häufigen Patrouillen der Sicherheitsgarden abzuwarten, welche diese durchziehen, um die gefährliche Bevölkerung derselben beständig in Respekt zu erhalten. Hängt euch an das Schlepptau dieser Patrouille, und dann könnt ihr mit aller Sicherheit diese Höhlen und Cloaken, ebenso unrein wie die Tapis-Francs der Cité, dieser abscheuliche Sammelplatz der Unfläthereien von Paris, untersuchen.

Kaum ist die Uniform der Sicherheitsgarden sichtbar geworden, so werdet ihr von allen Seiten das Geschrei vernehmen: „Die Scheppers! Die Scheppers!"

Auf diesen Ruf stellen Männer und Weiber auf der Stelle ihre schamlosen Gesänge ein, die Streitigkeiten sind wie durch einen Zauber gestillt, die Patrouille geht schweigend an den häßlichen Gruppen vorüber, welche den Qualm des Lasters und der Ausschweifung ausathmen.

Vielleicht sind einige Erläuterungen hinsichtlich der Benennung: „Scheppers" nothwendig, welche der Pöbel den Soldaten der Sicherheitsgarde gibt.

Diese Truppe, eine wahrhafte Bürgergarde, auf Staatskosten bezahlt und beauftragt, die Ordnung aufrecht zu erhalten, wurde bei ihrer Organisation aus den Chefs einer Art Corporation zusammengesetzt, die gewöhnlich unter dem Namen: Capons du rivage bekannt ist.

Die Capons du rivage *), starke, etwas ungestüme, aber rechtschaffene und arbeitsame Männer, laden und entladen bei ihrer Abfahrt und bei ihrer Ankunft die Kanalschiffe, welche zum Küstenhandel bestimmt sind. Diese Arbeiter geben sich in der Regel mit Eifer einer Art des

---

*) Wörtlich: Schlauköpfe der Küste. Anmrk. d. Uebers.

Kampfes hin, die darin besteht, seinen Gegner niederzuwerfen, nachdem man ihn von der Erde emporgehoben hat, indem man ihn bei dem Untertheile des Körpers packte. Das Kämpfen auf diese Art wird im Flämischen durch das Zeitwort scheppen bezeichnet, und hievon stammt höchst wahrscheinlich der Beiname Schepper, den man den Sicherheitsgarden beigegeben hat.

Diese Scheppers, oder Chefs der Capons du rivage leiten während des Tages ihre Arbeiter, und Abends legen sie die Uniform an, um für die öffentliche Sicherheit zu sorgen. Ihre Mitwirkung ist von dem glücklichsten Erfolge; denn sie sind im Allgemeinen gefürchtet, und diese Maßregel, welche die repressive Macht auf den moralischen Einfluß, den diese Männer über die Bevölkerung und selbst über die Banditen üben, zu stützen sucht, ist ein Akt hoher Weisheit, welcher der Verwaltung der Polizei große Ehre macht.

Wenn ihr nun unter dem Schutze der Scheppers glücklich und wohlbehalten bis an das Ende der Straße du Rempart du Nord gekommen seid, dann wendet euch nicht links, um euch in die unreinen Gäßchen zu verlieren, die in die Erde gegraben zu sein scheinen. Blickt vielmehr rechts und ihr werdet ein doppeltes Thor gewahr werden, welches die wachsame Sorgfalt der Verwaltung der Stadt angebracht hat, um den Missethätern die Ausgänge zu versperren, wenn die Polizei in dieses infame Quartier eindringt, um dort die Urheber der Uebelthaten und der Verbrechen zu suchen, die da täglich begangen werden.

Dieser Rath ist, wie es uns scheint, natürlicher Weise dazu geeignet, euch zu veranlassen, die Straße de la Sablonière schnell zu erreichen. Seid ihr einmal da, dann macht noch einige Schritte, und ihr befindet euch in der Rue Royale. Plötzlich aus jener Höhle in die Mitte dieser breiten, mit prächtigen Gebäuden geschmückten Straße versetzt, scheint es euch da nicht, als ob ihr von

einer peinlichen Unruhe befreit wäret, als ob ihr freier athmetet?

Geht indessen ein wenig vorwärts, und ihr werdet nicht fern von dem Hotel der französischen Gesandtschaft, auf derselben Seite, eine gewölbte Oeffnung der Erde gleich wahrnehmen. Steigt fünfzehn oder zwanzig Staffeln hinab, und ihr befindet euch im Kornhofe.

Die Sonne dringt niemals dahin, und der Tag wagt sich kaum in diese abschreckende Höhle. Wenn ihr von einigen Bewohnern desselben bemerkt worden seid, so werdet ihr, vorausgesetzt, daß ihr ehrbar gekleidet seid und ehrsame Miene habt, sogleich durch das Hurrah von einigen zwanzig Menschen in Blousen empfangen, in welches sich das Geschrei einiger Weiber in Lumpen mengt. So wie ihr einen Schritt weiter thut, so ermangeln vier oder fünf englische Bullenbeißer nicht, euch ein Concert von drohendem Gebell zu geben.

Wenn man acht bis zehn Metres vorwärts schreitet, bemerkt man links ein Loch, in Form einer Thüre, in einer dicken, durch die Zeit geschwärzten Mauer. Ein wenig höher und etwas rechts sieht man eine andere Oeffnung von zwei Fuß im Viereck, halb verborgen durch einige Blumentöpfe. Diese Oeffnung ist das einzige Fenster einer verfallenen Wohnung, zu welcher man mittelst einer leiterartigen und so steilen Treppe gelangt, daß man alle mögliche Vorsicht gebrauchen muß, um sie ohne Gefahr zu erklimmen.

Rechter Hand von dieser Treppe kommt man in ein längliches, niedriges und enges Gemach.

In der Stunde, von welcher wir sprechen, war diese Höhle durch ein Licht erhellt, welches auf einem Tische mit hinkenden und wurmstichigen Beinen stand.

Ein altes Weib saß an diesem Tische. Ihre sehr kleinen, sehr schwarzen, blitzenden Augen, unstät wie die einer Hyäne, funkelten vor Begierde. Ihre mit Runzeln bedeckte Stirne verlor sich unter einer Kopfbinde von Seide,

von mattem Schwarz, in einer Spitze zurückhängend. Ihr stark vortretendes Kinn schien die Spitze ihrer, wie der Schnabel eines Raben gebogenen Nase berühren zu wollen. Einige Stränge graugelben Haares hingen an beiden Seiten ihres gefurchten, mit Ruß theilweise geschwärzten Gesichtes herunter; aber doch war dieses Weib viel anständiger gekleidet, als es die von ihr bewohnte schmutzige Höhle erwarten ließ. Ihr wollener Unterrock und ihr Camisol von Zitz gewährten einen ziemlich befriedigenden Anblick von Reinlichkeit.

So sah die Tantje aus, der wir schon einmal im Hotel Cluysenaar begegneten.

Der Tisch war mit einer Serviette von weißlichbrauner, grober Leinwand bedeckt, und auf dieser lagen einige Kleidungsstücke für junge Mädchen umher, zwar von wenig kostbarem Stoffe, aber ganz neu.

Die Tantje musterte sie, eines nach dem andern, und als sie an das letzte gekommen war, warf sie ihre Blicke in eine Ecke des Zimmers und schrie:

„Ach, so komm doch, Micke, um alle diese schönen Sachen zu sehen. „Hörst Du?“

Der matte Schein, den das Licht verbreitete, erstarb im Dunkel, und ließ ein junges Mädchen in vollkommener Finsterniß, welches in dieser Ecke auf einer Art Fußschemel saß. Bei dem Rufe der Tantje ließ sich ein leises Geräusch vernehmen, aber Micke erschien nicht.

Die Tantje strampfte ungeduldig mit dem Fuße.

„Wirst Du kommen?“ schrie sie aufs Neue. „Geschieht es zufällig, oder willst Du, daß ich aufstehe, um Dich schneller laufen zu machen?“

Der Schatten der langsam vorwärts schreitenden Micke zeichnete sich in unbestimmten Umrissen ab.

„Eile doch ein wenig, wie ich Dir gesagt habe,“ fuhr die Tantje fort, indem sie zum zweitenmal mit den Füßen strampfte.

Micke nahte sich schüchtern, mit gesenktem Haupte;

ihre Arme hingen herab, ihre kleinen Hände waren gefaltet.

Nichts war zugleich reizender, aber auch peinlicher, als der Anblick dieses jungen Mädchens, welches kaum das dreizehnte oder vierzehnte Jahr erreicht zu haben schien.

Eine reine Stirne, weiß wie Elfenbein, krönte ihr höchst regelmäßiges, aber blasses Gesicht, auf welches die mephitische Luft, die sie einathmete, schon einen nachtheiligen Einfluß geübt hatte. Die langen, seidenen, ein wenig erhobenen Wimpern vermehrten den von Lieblichkeit erfüllten Ausdruck ihrer großen Augen, von einem durchsichtigen Schwarz. Ihre Nase, ihr feiner Mund, ihr zartes Kinn waren von einer seltenen Vollendung. Ihre goldblonden Haare, ungekämmt, schlecht gepflegt, hingen ungeordnet auf ihre Schultern herab.

Ein schlechter, geflickter Kittel, der ganz platt bis an die Kniee herunterfiel, verbarg ihre Taille ganz, ließ aber ihre schwachen Beine und ihre zarten Füße unbedeckt.

„Nun, Micke," sagte die Tantje zu ihr, indem sie die verschiedenen Gegenstände des Putzes, welche das arme Kind mit einem gleichgültigen Blicke betrachtete, vor ihren Augen ausbreitete, „nun, betrachte doch ein wenig dieses niedliche Kleid."

„Ja, Tantje, es ist sehr niedlich," antwortete Micke.

„Und diesen gestickten Kragen," fuhr die Alte fort, indem sie in ihre Worte den Ton der Bewunderung legte, um die Begierde des jungen Mädchens um so mehr zu erregen, „und diesen Shawl, dann diese Zeuchschuhe mit Bändern, und diesen schönen Cabasson.*) Sieh' einmal die schönen Rosabänder, die er hat."

Micke blieb stumm und schien verlegen.

„Nun, wirst Du antworten?" sagte die Tantje,

---

*) Hut.

indem sie sich der Arme des Mädchens bemächtigte, die sie mit der Fläche ihrer abgezehrten, knöchernen Hand rieb.

„Ja, Tantje, es ist Alles sehr schön," erwiederte das arme Mädchen, einen tiefen Seufzer ausstoßend.

„Das ist gut," bemerkte die Alte. „Du wirst nun viel vernünftiger. Komm, ich will Dir einen Kuß für Deine Strafe geben."

Micke machte keine Bewegung, ihr ganzer, kleiner Körper zitterte, ein lebhaftes Roth überflog ihre Wangen, und indem sie ihre großen Augen auf die Tantje heftete, sagte sie mit bewegter Stimme:

„Ich werde diese schönen Kleider nicht anlegen, und ich werde zu diesem reichen Herrn nicht gehen, wissen Sie es."

„Du willst diese schönen Kleider nicht anlegen? Du willst nicht zu diesem reichen Herrn gehen? Micke, Du bist ein einfältiges und abscheuliches Mädchen!" entgegnete die Tantje, indem sie ihren Zorn zu unterdrücken suchte.

„Abscheulich, nein, das bin ich nicht, Tantje; aber machen Sie nicht, daß ich zu diesem Herrn gehe; ich wollte lieber sterben."

„Ta, ta, ta! das Alles sind Mährchen . . . . Betrachte nur Deine Schwester, diese gute Trinette; das ist ein gelehriges und kein so faules Mädchen. Das ist keine so Heilige Rühr mich nicht an, wie Du. Die hat keine Furcht. Und diese kleine Mereque,*) wie sie sich hingibt, um das Geld wieder zu gewinnen, welches ich für sie verschwendet habe, was ich mir wohl gefallen lassen kann, verstehst Du? Denn Ihr seid ja nicht meine Töchter. Eure Mutter, die meine Schwester war, ist todt, das ist gewiß; sie hat Euch beide, statt allen Vermögens, statt aller Erbschaft zurückgelassen. Ich hatte nicht nöthig, Euch beide in's Haus zu nehmen. Wohin wäret ihr ge-

---

*) Nichte.

kommen, was wäre aus Euch geworden, wenn ich Euch verlassen hätte? Sag' mir das ein Bischen!"

„Ach, ich weiß es nicht, Tantje."

„Aber ich weiß es! Du wärest vor Hunger und vor Kälte gestorben! Micke, ich wiederhole es Dir, Du hast kein Herz, Du bist eine Undankbare!"

„O, nein, Tantje, nein," antwortete Micke, indem sie die Hände faltete. „Dank, tausendfachen Dank für alle Ihre Güte! Aber um des Himmels willen lassen Sie mich nähen oder waschen lernen; geben Sie mir eine Beschäftigung, und, wenn es erforderlich ist, werde ich Tag und Nacht arbeiten, ich werde Ihnen Alles bringen, was ich verdiene."

Die Tantje erhob ein schallendes Gelächter.

„Die kleine Närrin," schrie sie, „will vorziehen, sich Tag und Nacht, einiger Heller wegen, zu schinden, während sie für sich und für mich Haufen von Gold gewinnen könnte. Und noch obendrein zu sagen, daß sie sich darum nicht die schönen Kleider anlegen lasse, daß sie nicht ein wenig guten Willen zeigt . . . ."

„Tantje, ich bedarf dieses Goldes, dieser schönen Kleider nicht . . . ."

Das Ungewitter wurde stärker.

„Micke, willst Du schweigen, werden alle diese Thorheiten enden! Probire auf der Stelle diese Kleider; denn, siehst Du, morgen wirst Du zu dem Cheralier Bleeden gehen; ich habe mein Wort darauf gegeben."

„Ich werde nicht hingehen; das ist eine ausgemachte Sache."

„Wiederhole das noch einmal!" rief die Alte, indem sie wüthend aufsprang.

Micke fiel auf die Kniee.

„Ach, ich habe es Ihnen gesagt, Tantje," rief sie in Thränen zerfließend. „Verzeihen Sie mir, aber ich werde nicht hingehen."

Wüthend, außer sich, stürzte sich die Tantje auf

die arme Micke, schlug sie, und zog sie an den Haaren herum, als die Thüre sich öffnete. Das Erscheinen eines andern jungen Mädchens machte dieser Scene ein Ende.

Bei dem Anblicke Trinettens, denn diese war es, hatte die Tantje ihr Opfer losgelassen, um der Angekommenen entgegen zu gehen. Trinette hatte, ermüdet und erschöpft, auf einen Tisch eine kleine, an verschiedenen Stellen zerbrochene Guitarre, an welcher nicht mehr als drei Saiten noch waren, gelegt, sich selbst aber auf einen schlechten, zur Hälfte seines Strohgeflechtes beraubten Stuhl geworfen.

In einem Augenblicke war in dem Gesichte der Tantje eine vollständige Umwandlung vor sich gegangen. Von dem Verzerren der Wuth war es plötzlich zu der Häßlichkeit sorgenvoller Raubgierde übergegangen.

„Nun, mein armes Mädchen, wie ist der Tag vorübergegangen?" sagte sie, indem sie ihren noch schäumenden Mund an die blasse Stirne Trinetten's brachte.

Trinette, welche das Haupt auf die beiden Hände gestützt hatte, antwortete nicht.

„Was hast Du denn, Mereque?" fragte die Alte. „Du scheinst abgemattet."

„Mir ist so übel, och Heere!"*) antwortete die kleine Unglückliche, „mir thut es da so weh," und sie brachte abwechselnd eine Hand an ihre Beine und an ihre Kehle.

„Du bist in der That sehr heiser," erwiederte Tantje, „aber das hat nichts zu sagen; warte, Du trinkst jetzt ein Glas Faro, und dann wird es auf der Stelle vorüber sein."

Die Tantje öffnete einen Schenktisch, nahm aus diesem einen Krug von Zinn und ein Glas, stellte beides vor Trinette, und nachdem sie sich neben sie gesetzt hatte, fuhr sie fort:

„Nun, Trine, war das Geschäft gut? Erzähle mir ein wenig."

---

*) O Gott.

Trinette nahm ohne zu antworten eine Handvoll kleiner Münze aus ihrer Tasche, und warf sie auf den Tisch, vor die Tantje hin. Diese schied mit gewandtem Finger einige blanke, unter dieser Münze befindlichen Stücke von den übrigen, machte dann aus Allem drei oder vier Haufen und fing mit Begierde zu zählen an.

Trinette schien, ungeachtet ihres leidenden Aussehens, ihrer lang aufgeschossenen Gestalt, kaum ein Jahr mehr zu zählen, als ihre Schwester Micke. Ihre Tüllhaube mit breiten Verzierungen, und mit Bändern und künstlichen Blumen bedeckt, saß so auf ihrem Kopfe, daß sie zwei Haarflechten sehen ließ; diese aber waren so mit Staub bedeckt, daß es schwer war, ihre wahre Färbung zu erkennen. Ein blauer Kreis umgab ihre großen, schwarzen Augen, die sie nur halb öffnete. Ihre Züge waren ziemlich regelmäßig, aber ihr Teint war schon bleifarbig, ihre Lippen waren verwelkt und benahmen ihr Alles Anziehende.

Ein seidenes, schmutziges, zusammengeschrumpftes Halstuch war um ihren schon gelb gewordenen, eingeschrumpften Hals geknüpft, ließ ihn aber fast ganz bloß; ein Kleid von Musselin, an den Aermeln und am Rücken glatt, hob ihre außerordentliche Magerkeit hervor. Eine Schürze von orangefarbenem Levantin, an mehreren Stellen durchlöchert und befleckt, vervollständigte diesen eigenthümlichen Anzug.

Während die Tantje den Ertrag der Arbeit ihres Opfers zählte, leerte Trinette, um ihren brennenden Durst zu löschen, den vor sie hingestellten Bierkrug.

Micke hatte sich sogleich nach der Ankunft ihrer Schwester auf ihren Fußschemel geflüchtet, wo sie vergebliche Anstrengungen machte, ihre Thränen zurückzuhalten. Trinette, mit ihren eigenen Leiden zu sehr beschäftigt, hatte sie anfangs nicht gehört; aber nachdem ihr Durst gestillt worden war, nachdem sie etwas geruht hatte, richtete sie ihre Blicke nach dem dunkeln Hintergrunde der schmutzigen Wohnung.

„Nun, Micke, wo bist Du denn?“ fragte sie mit einer Stimme, die in Folge ihrer Anstrengungen beim Singen in den Straßen, in den Tabagien, und in den Kaffeehäusern schon heiser und gebrochen war.

„Hier bin ich, Schwester,“ antwortete Micke unter Schluchzen und Seufzen.

„Aber Du weinst, wie ich glaube!“ rief Trinette. „Was hat sie denn, die arme Micke?“ fuhr sie fort, indem sie einen vorwurfsvollen Blick auf die Tantje warf.

Diese machte eine Bewegung mit den Achseln, welche sagen wollte: „Du hast sehr unrecht, Dich mit ihr zu beschäftigen.“

Micke wagte nicht, sich zu nähern; Trinette trat vor sie hin, nahm sie bei der Hand und führte sie an den Tisch.

„Ach, mein Gott, Blut!“ rief sie plötzlich, indem sie ihr in das Gesicht sah. „Tantje! Tantje!“ fügte sie bei, „das ist schlimm; Sie haben die arme Micke geschlagen! O, das ist sehr schlimm.“

Sie nahm ihr Sacktuch, um einige Tropfen Bluts, welche auf Micke's Stirne schon geronnen waren, abzuwischen. Die Wunde war indessen nicht von Bedeutung.

Der Unwille hatte den ermatteten Gliedern Trinettens wieder einige Kraft gegeben; die Röthe des Zorns hatte für einen Augenblick die Fahlheit ihres Teints vertrieben; so war sie fast schön.

„Nun, Du wirst sie doch nicht bedauern wollen?“ antwortete die Tantje, indem sie in einen großen ledernen Beutel die Einnahme Trinettens warf. „Eine Halsstarrige, eine Närrin, eine Undankbare,“ fuhr sie fort, „welche die schönste Gelegenheit ausschlägt . . .“

„Wenn es aber ihr Wille nicht ist,“ unterbrach sie Trinette, „warum sie dazu zwingen Tantje? Warum sie schlagen, sie, die so schwach, so klein ist? Ach, Tantje, der gute Gott wird Sie strafen!“

Armes Kind, dem seine Erniedrigung, obwohl das

Werk eines Andern, seine Furcht vor Gott nicht geraubt hatte!

Dieser Beweis von Mitleid und Theilnahme für ihre Schwester erzeugte das Gegentheil von dem, was Trinette ohne Zweifel davon gehofft hatte, denn die Alte nahm auf der Stelle ihre erzürnte Miene wieder an.

„Trinette," schrie sie, indem sie mit der Faust auf den Tisch schlug, „schweige, oder das Alles wird übel enden. Wenn Du Deine Schwester liebst, so wirst Du besser thun, sie aufzufordern, mir zu gehorchen, statt sie durch alle diese Grimassen widerspenstig zu machen. Was Dich betrifft, Micke, so nimm Dich in Acht, weißt Du, und gehe gerade zu," fügte sie bei, indem sie sich gegen das junge Mädchen kehrte, und ihm mit der Faust drohte.

Die erschreckte Micke lief in den Hintergrund des Zimmers, hob den Drücker einer hinfälligen, schlecht schließenden Thüre in die Höhe und kroch in ein Loch von sechs Fuß Länge, schmal und sehr niedrig, und duckte sich auf ein Lager von Stroh nieder, welches zusammengedrückt, von mephitischer Feuchtigkeit war, und ihr und ihrer Schwester als Bett diente.

Die Tantje wollte sie verfolgen, aber Trinette hielt sie zurück, indem sie sich an ihre Kleider hing.

„Trine," sagte die Alte, nachdem sie sich losgemacht hatte, „das Alles wird sie verderben; diese kleine Tagediebin wird damit enden, Dich selbst zu bestricken... Aufgepaßt, vorgesehen, wenn dieses jemals geschieht."

Indem sie ihren Kopf wiegte, ein Zeichen höchster Unzufriedenheit, wandte sich die Tantje aufs Neue gegen den Schenktisch, und brachte Trinetten einige kalte Erdäpfel, in Wasser gesotten, einen Bissen Schal*) und eine Schnitte schwarzen Brodes.

„Speise zu Abend, meine Tochter," sagte sie zu ihr, indem sie sie leicht mit der Hand in der Weise einer

---

*) Eine Art gedörrten und eingesalzten Fleisches.

Liebesbezeigung schlug, „denn Du bedarfst Kräfte, um morgen wieder anzufangen . . . Die Einnahme von heute ist sehr dürftig, weißt Du?"

Trinette seufzte, nahm mit Gleichgültigkeit, fast mit Ekel die Nahrung, die ihr die Tantje vorgesetzt hatte, und knaupelte einige Erdäpfel.

Die Tantje hatte einen zweiten Bissen Brod abgeschnitten und öffnete die Thüre des Loches, in welches sich Micke geflüchtet hatte.

„Da, Micke," schrie sie, indem sie ihr diese magere Portion ins Gesicht warf, „das ist noch viel zu gut für Dich. Wenn Du Durst hast, so kannst Du Wasser aus dem Kruge trinken."

Es wurde spät; die Tantje verschluckte ein Glas Branntwein, entkleidete sich und ging dann, um sich auf einem erbärmlich schlechten Bette schlafen zu legen. Ihr Schnarchen zeigte bald an, daß sie in den tiefsten Schlaf versunken war.

Trinette hatte sich, von ihrer Müdigkeit und ihrem Ungemache überwältigt, auf dem Tische eingeschläfert; sie erwachte mit einem plötzlichen Auffahren, indem ihr Arm, der eine falsche Lage erhalten hatte, schnell herabglitt.

Sie stand auf, rieb sich mit der einen Hand die Augen und mit der andern erfaßte sie die Ueberbleibsel ihres elenden Mahles und schleppte sich bis an die Höhle, in der sich Micke niedergelegt hatte. Diese schlief noch nicht.

„Nimm, Schwester," sagte sie zu ihr, indem sie ihr den Bissen Schal und einige Erdäpfel darreichte.

„Ich danke dir, Trintje, ich werde nichts essen; ich habe keinen Hunger."

Indem Micke so sprach, hatte sie noch Thränen in den Augen.

„Arme Schwester!" rief Trinette, indem sie sich in ihre Arme warf; auf's Neue durch den Schlaf überwältigt, sank sie auf das Stroh zurück und schlief sogleich ein.

Seit einer Viertelstunde saß Micke auf ihrem Fuß-

schemel in der Ecke, und dachte nicht an's Schlafen; ihr kleiner Kopf arbeitete, ihr Herz pochte mit Heftigkeit.

Plötzlich nahte sie sich ihrer Schwester; ihre Hand, die behutsam über das Stroh hinglitt, suchte deren Gesicht, und als sie's gefunden hatte, drückten ihre Lippen einen Kuß auf die feuchten und fieberhaften Wangen der unglücklichen Trinette. Dann erhob sie sich, einen Seufzer unterdrückend, öffnete leise die Thüre, und befand sich in dem Gemache, in welchem sich die Tantje schlafen gelegt hatte.

Sie stand stille, um zu athmen und etwas Muth zu fassen; dann machte sie noch einige Schritte auf den Zehenspitzen, und blieb auf's Neue stehen, denn sie befand sich an dem Bette der Tantje.

Sie horchte; der Athemzug der Alten war fortwährend stark und schnarchend.

Jetzt faßte sich Micke Muth und ging bis an die Ausgangsthüre. Alle ihre zarten Glieder zitterten. Sie drehte den Schlüssel drei oder viermal im Schlosse herum, die Thüre öffnete sich, und mit zwei Sätzen befand sich das arme Kind in dem Kornhofe.

Zehn Minuten lang lief sie fort, ohne Ziel, ohne einen Gedanken. Als sie stille stand, war sie auf dem Boulevard botanique, gerade dem schönen Garten gegenüber, der diesen Namen trägt. Für einen Augenblick vergaß sie ihren Kummer, um sich den Aufwallungen einer instinktmäßigen Extase über das prachtvolle Tableau hinzugeben, das sich vor ihren Augen entrollte.

Es war eine der ersten Novembernächte. Die Luft war frisch, der Himmel heiter und mit Sternen übersäet. Der Mond erleuchtete glänzend den Horizont, und seine Strahlen drangen durch die schon entlaubten Bäume der Boulevards, des botanischen Gartens und der Alleen, und umzogen diese mit einer Fluth sanften, silbernen Lichtes. Durch die wunderbare Wirkung der Perspektive schienen, die ganzen Boulevards entlang, die Wipfel der Bäume

sich über einer zweifachen Feuerguirlande zu bewegen. Die blendende Weiße der großen Gebäude, die reizenden Landhäuser, die in der Ferne zerstreuten Kiosk's erhöhten noch den Reiz und die Majestät dieses zauberischen Anblicks.

Micke, die gerührt, glücklich in dieser freien Luft war, die sie in tiefen Zügen einathmete, die sich überhaupt glücklich schätzte, weil sie sich von den Quälereien, von der übeln Behandlung der Tantje befreit sah, erreichte die neue Straße und kam auf dem Münzplatze an.

Die Kälte wurde jetzt empfindlicher, und Micke hatte, wie wir sagten, als Bekleidung nichts als einen elenden Kittel; sie zitterte daher an allen Gliedern vor Frost, und der Schlaf drückte ihre Augenlieder zu. Die Arkaden des Theater Royal boten ihr ein Obdach und Schutz dar; sie trat unter sie und kauerte sich in einer Ecke zusammen. Auf den Steinen sitzend, den Kopf zwischen ihren Beinen verbergend, vertraute sie in Gedanken ihre Zukunft der Güte der Vorsehung, und suchte einen Augenblick Ruhe und Schlaf.

Eine Stunde später kam eine Patrulle vorüber. Mickes Körper bildete einen schwarzen Punkt in dem Winkel einer Arkade; der Anführer der Patrulle bemerkte sie.

„Was ist das?“ sagte er, indem er sich näherte.

Micke fuhr aus dem Schlafe auf; sie war durch einen leichten Stoß mit dem Gewehrkolben aufgeweckt worden.

Sie erhob zu dem Unteroffiziere ihre großen, mehr erstaunten, als erschrockenen Augen.

„Was machst Du da, Kleine?“ fragte sie der Sicherheitsagent.

„Ich schlief,“ antwortete Micke, indem sie sich die Augen rieb.

„Aber da ist kein Platz zum Schlafen,“ entgegnete der Agent. „Hast du denn keine Wohnung?“

Micke wollte das Haus der Tantje angeben; allein sie besann sich eines andern, und antwortete:

„Nein.“

„Nun, so folge mir, Kleine,“ sagte der Agent: „ich will eine für Dich finden.“

Die Patrulle, welche das junge Mädchen führte, nahm ihre Richtung gegen das Stadthaus.

„Wen bringen Sie mir?“ fragte der Commissär der Permanenz. *) den Sicherheitsagenten.

„Ein junges Mädchen, welches wir unter den Arkaden des Theaters schlafend fanden,“ antwortete dieser, indem er Micke vor sich hinstieß.

„Ah, ah!“ begann der Commissär, wieder eine dieser kleinen Vagabundinnen, dieser kleinen Straßen Streunerinnen; es ist gut, ich will ein Protokoll aufnehmen.

Und in der That nahm der Commissär einen Act auf, nach welchem die arme Micke, der Landstreicherei angeklagt, zur Verfügung des Herrn Staatsprokurators gestellt wurde.

Auf der Stelle wurde die Unglückliche nach dem Amigo *) geführt.

„O, mein Gott, ich danke Dir, sagte sie, die Hände faltend, als sie in das Gefängniß eintrat, da bin ich nun Gefangene, aber ich werde wenigstens die schönen Kleider nicht anlegen und ich werde nicht zu dem reichen Herrn gehen.“

---

*) Auf das Bureau der Polizei, welches sich im Stadthause befindet, werden alle verhafteten Personen gebracht, um dort ein erstes Verhör zu bestehen.

**) Ein Gefängniß, in welchem sich alle Individuen beiderlei Geschlechts befinden, die zur präventiven Haft gebracht werden.

Viertes Kapitel.

Die Herzogin von Wladimont. Project einer edlen Buße.

Es hatte morgens eilf ein halb Uhr geschlagen.

Der Herzog und die Herzogin waren in ihrem vertraulichen Salon beisammen.

Man stellt sich nicht leicht etwas eleganteres, kokettteres, reicheres und prachtvolleres, als diesen Salon vor, der unter der Aufsicht und Leitung der Herzogin selbst möblirt worden war. Obgleich ihre geschmackvolle Phantasie sich nicht entschließen konnte, den Styl einer Epoche streng zu adoptiren, so rief doch das Ganze der Ausstellung vorzüglich jenen Ludwigs XV. zurück.

Der Parkettboden war von kostbarer Arbeit und ganz mit einem prachtvollen Teppich von Beauvais bedeckt. Ein Blumenregen von den reichsten Nüancen bildete den Grund dieses Teppichs, der durch eine breite Bordure eingefaßt war. In seinen vier Ecken befanden sich die schönen Wappen des herzoglichen Hauses.

Der Salon und sein Plafond waren ganz mit Stoffen von Lyoner-Atlaß überspannt und cagitonirt, welche rosenroth und mit kleinen Bouqueten von Ranunkeln, die unter dem Namen der Goldknöpfe bekannt sind, fast übersät waren. Vorhänge von demselben Stoffe, in anmuthige Falten, nach den Zeichnungen des Hauses Lasalle geordnet, ließen einen prachtvollen Punkt Brüssels gewahren, den die beiden Fenster zeigten.

Cordelieren und Fransen von Gold zierten und umspannten alle diese Tapezierungen.

Blumenketten aus Porzellan von Sevres faßten die Bogenfenster ein, und waren nach demselben Plane, wie die Tapezierung geordnet. Die Thüren, die gleichfalls mit

Lyoner-Atlaß überzogenen Möbeln, die in den Ecken stehenden Etageren, ein prachtvolles, kleines Möbel, welches als Schreibtisch und Bibliothek diente, waren von Veilchenholz, durch ciselirte Arbeit in Gold, Blumen in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit darstellend.

Ein Thürvorhang von Seidesammet, an jeder Seite durch eine goldene Schnur in die Höhe gehalten, ließ die Füllung der Hauptthüre erkennen, an welcher jedes Feld ein seltenes und kostbares Gemälde von Lairesse war.

Der Kamin von Marmor, durch Rurthiel bearbeitet, trug ein Spiegelglas ohne Folie, welches dem Blicke die Schätze eines reizenden Wintergartens zeigte, der die seltensten Pflanzen, die schönsten Blumen enthielt.

Die Pendule von vergoldeter Bronze stellte die Geburt der Venus dar, die nach dem merkwürdigen Modelle Canova's, welches sich auf dem Schlosse von Versailles befindet, ciselirt war, und hatte zu ihrer Seite zwei prachtvolle Vasen von Sevres, aus welchen die Stengel einer Asclepias emporstiegen, die sich um sich selbst schlangen, und ihre Blätter, ihre Blüthen und Blumen vermischten, unter die des Künstlers Phantasie einen Schwarm von Paradiesvögeln mit goldenen Flügeln, von Purpur und Azur, gesät hatte, die hüpften, schäkerten, sich zärtlich schnäbelten.

Der Herzog und die Herzogin saßen beisammen auf einer Marquise, welche sich im Hintergrunde des Salons befand und vor die man einen kleinen Tisch von chinesischem Lack geschoben hatte, der mit Albums und Aquarellen von den höchsten Preisen bedeckt war.

Der Herzog von Wladimont ist ein Mann von ungefähr fünfundsechzig Jahren. Sein noch dichtes Haar und sein Backenbart, der die Umrisse seines Gesichts hebt, sind von silberner Weiße. Seine regelmäßigen Züge sind voll von Gutmüthigkeit und Offenherzigkeit und trotz seiner

Beleibtheit ein wenig zu stark markirt; seine Haltung und seine Manieren sind voll von Adel und Auszeichnung.

Seine Kleidung ist einfach und ernst; ein mehrfarbiges Band ist nachlässig in ein Knopfloch seines schwarzen Kleides geknüpft.

Die Herzogin ist im Morgenanzuge.

Nichts ist reizender als ihr Gesicht, nichts entzückender als ihre Toilette.

Sie zählt höchstens zwanzig Jahre. Ihre langen Haare, schwarz wie Ebenholz, seidenartig und dicht, sind auf dem Hinterhaupte durch einen Schildkrötenkamm von der höchsten Einfachheit befestigt; vorne trennen sie sich in Schleifen, die sich hinter ihren rosigen Ohrenläppchen ringeln. Die Lebhaftigkeit ihrer großen schwarzen Augen, überschattet von den schönsten Wimpern, erhöht ihre Physiognomie, die überdieß voll von Lebendigkeit ist. Ihre lieblichen, frischen und rothen Lippen lassen, wenn sie lächeln, Zähne von untadelhafter Emaile durchblicken. Ihr Teint von sanftem Weiß hat die ganze Frische und den Sammet der ersten Jugend; die kleinen, bläulichen Adern, die man an ihrer Stirne sich hinwinden sieht und an ihrem Halse, bezeichnen die Hitze ihres Bluts; ihr fester, aber dennoch freundlicher Blick verkündet Energie und Entschlossenheit. Sie trägt einen Peignoir von weißem Caschemir, mit rosenfarbenem Atlaß gefüttert, vorne läßt der offene Sarsage eine Chemisette sehen, die mit Spitzen befestigt ist.

Der Herzog und die Herzogin blätterten mit einander in einem der vor ihnen liegenden Albums, und theilten sich abwechselnd ihre Bemerkungen über die Meisterwerke mit, die ihnen unter die Augen kamen.

Der Herzog sah auf die Pendule.

„Bald Mittag,“ sagte er aufstehend; „Luise, ich verlasse Sie; denn die Stunde ist gekommen, in welcher ich dem Meister Ruder eine Zusammenkunft bestimmt habe. Er ist pünktlich, ich will ihn nicht warten lassen. Wün-

schen Sie, daß ich nach diesem Geschäfte Sie abhole, um eine Promenade zu machen?

„Ich danke Ihnen, mein Freund," entgegnete Luise; „ich erwarte Lucian; wir haben lange mit einander zu plaudern."

„Haben Sie ihm vielleicht irgend eine moralische Lection zu geben?" fragte der Herzog lächelnd.

„Ja, mein Freund, und zwar eine sehr ernste Lection, das versichere ich Ihnen," antwortete Luise.

„So verlasse ich Sie denn, und bitte Sie um Gnade für Lucian. Seien Sie nicht zu strenge."

Indem der Herzog diese Worte sprach, näherte er sich Luise. Er entfernte sich, nachdem er sie auf die Stirne geküßt hatte.

„Edle, treffliche Natur!" sagte Luise für sich, indem sie ihm mit den Blicken folgte.

Der Zeiger der Uhr zeigte zwölf Uhr, zehn Minuten; Lucian erschien nicht.

Die Herzogin ging in dem Salon auf und ab; sie war in ihre Betrachtungen vertieft. Die Anmuth und die Biegsamkeit ihrer Bewegungen lassen sich nicht beschreiben.

Sie stand stille und betrachtete die Pendule.

„Zwölf ein Viertel," murmelte sie.

In demselben Augenblicke öffnete ein Kammerdiener die beiden Flügel der Thüre des Salons und kündigte an: „Der Herr Graf d'Epinoy."

Bei dem Anblicke des Grafen pochte das Herz der Herzogin heftig. Lucian schien sehr verlegen. Luise erwiederte seinen ehrfurchtsvollen Gruß, setzte sich wieder auf die Marquise und gab ihm ein Zeichen, in einem Fauteuil Platz zu nehmen.

Der Graf Lucian d'Epinoy schien achtundzwanzig Jahre alt zu sein. Sein braunes Haar, mit einem Wiederschein von leichtem Aschgrau, war oberhalb der rechten Schläfe mit Sorgfalt getrennt, und hing in natürlichen Locken an jeder Seite seines Gesichts herab. Seine Stirne

war bewunderungswürdig aufgedeckt; seine schwarzen, lebhaften Augen, voll von Intelligenz, erhöhten den Reiz seiner einnehmenden Physiognomie, seines Lächelns, voll von Feinheit und Wohlwollen. Der kleine, schwarze Schnurrbart, welcher seine Oberlippe bedeckte, machte die Weiße seiner Zähne noch lebhafter. Der Graf trug einen schwarzen Ueberrock und schwarze Pantalons, deren gefälliger Schnitt dazu beitrug, die Eleganz seiner Taille und seine ausgezeichnete Haltung hervorzuheben. Seine Halsbinde von schwarzem Atlaß hob das Weiß seiner Weste und den Glanz seines Hemdes, welches auf der Brust durch drei funkelnde Diamanten geschlossen war. Neue Handschuhe, und eine feine, sehr sorgfältige Fußbekleidung vervollständigten diesen Anzug von vollendetem Geschmacke.

Die Herzogin schien bewegt; Lucian erkannte, daß es ihm zustehe, zuerst das Schweigen zu unterbrechen.

„Sie haben mich rufen lassen, Luise," sagte er, „und Sie sehen, daß ich pünktlich bin, mich nach Ihren Befehlen einzufinden."

„Und Sie haben daran wohl gethan, Lucian;" entgegnete die Herzogin. „Ohne Zweifel," fügte sie bei, indem sie ihren schönen Blick auf den Grafen heftete, „haben Sie vorhergesehen, was der Gegenstand unserer Unterhaltung sein muß."

„Ich glaube, ihn in der That zu kennen," antwortete Lucian, „und ich bin wohlverdienter Vorwürfe gewärtig."

„Erklären Sie sich," entgegnete die Herzogin.

Lucian war beinahe verwirrt.

„Habe ich mir nicht einen nicht zu entschuldigenden Leichtsinn zu Schulden kommen lassen?" erwiederte er. „Hat Sie, Luise, dieser Leichtsinn nicht einer großen Gefahr ausgesetzt?... O, ich zittere, wenn ich daran denke, daß Frensberg oder seine beiden Gesellschafter uns auf der Treppe hätte begegnen, daß sie uns hätten erkennen können. Verzeihung, Luise, ich bin sehr schuldhaft; ich hätte mich unterrichten sollen...."

„Lucian," unterbrach ihn die Herzogin, „bereuen Sie Ihre Unklugheit nicht, denn sie hat uns gerettet. Denken Sie, mein Freund," fuhr sie fort, ohne eine Thräne unterdrücken zu können, „die gepreßte, von Schmerz mehr als von Haß erschütterte Stimme des Herrn Vanlinden wiederhallt noch in meinen Ohren. Sehen Sie, diese Scene hat einen Eindruck bei mir hinterlassen, der sich nie verlieren wird."

„Aber warum haben Sie sich auch nicht entfernen wollen, als wir diese traurige Nachbarschaft erkannten? Warum haben Sie sich derselben überdies am folgenden Tage noch einmal ausgesetzt?"

„Lucian, warum? fiel die Herzogin lebhaft ein. „Weil ich, als Herr Vanlinden kaum seine erschütternde Erzählung begonnen hatte, bei dem Anblicke der moralischen Martern, mit welchen sie angefüllt ist, sogleich erkannte, daß sie eine große Lehre enthalte, die der Himmel uns schickte, um uns an der Begehung eines schweren Fehltritts ... eines Verbrechens zu hindern."

„Eines Verbrechens! .... Luise!"

„Ja, Lucian, eines Verbrechens. Ist es nicht ein Verbrechen, der Schande, der Lächerlichkeit einen Mann preiszugeben, der noch ehrenwerther als sein Name, obgleich dieser einer der glänzendsten des Festlandes ist? Ist es nicht ein Verbrechen, seine unendliche Zärtlichkeit, sein edles, blindes Vertrauen zu täuschen? Ist es nicht ein Verbrechen, dieses den edelsten Gefühlen stets offene Herz verbluten zu lassen?"

„Luise, Sie sind sehr streng ...."

„Nein, Lucian, ich bin kaum gerecht. Und heute, wo mir unser gemeinschaftlicher Fehltritt in seinem ganzen Umfange sich darstellt, kann ich besser in dessen Tiefe eindringen. Hören Sie mich, Lucian, und obgleich mein Urtheil Ihre Sache von der meinigen nicht trennt, Sie in gleicher Weise verdammt, so werden Sie sich doch demselben unterwerfen; ich hoffe es wenigstens. Ehe der

Herzog mein Gatte wurde, war er, Sie wissen es, der Freund meiner Familie. Er nahm mich aus dem Kloster, um mich, die Waise, die Vermögenslose, zu sich zu erheben, und mich mit unermeßlichen Reichthümern auszustatten. Und dabei gab er nicht einer jener extravaganten Leidenschaften nach, die gewisse Greise fortreißen, das zu schließen, was man in der Welt eine thörichte Heirath nennt; nein, indem er sich mit mir verband, adoptirte der Herzog ein einsam stehendes, ein verlassenes Kind; er gab sich eine Tochter, die er durch seine Erfahrung, durch seine väterliche Zärtlichkeit beschützen wollte. Und ich frage Sie selbst, Lucian, wie hat er seitdem die edle Aufgabe gelöst, die er sich vorgesetzt hatte?"

Der Graf war sichtlich gerührt.

„Ich erkenne mit Ihnen an, Luise," erwiederte er, „daß der Herzog den herrlichsten Charakter hat, den ich je kennen lernte."

„Sie, Lucian, der Sohn der Schwester meiner Mutter," fuhr die Herzogin fort, deren Blick und Stimme sich mehr und mehr belebten, „Sie waren fast der einzige Verwandte, der mir blieb. Der Herzog empfing Sie, trotz Ihrer Jugend und Ihres Verdienstes, mit Freude; noch mehr, er ließ es zu, daß sich zwischen uns ein inniges Verhältniß begründete, er bemühte sich, es noch zu befestigen. Sie wurden nicht bloß mein bester Freund, er behandelte Sie, wie sein Kind, so daß wir heute nicht sagen können, für welches von uns beiden er die lebhafteste Zärtlichkeit hege. Selbst einer unredlichen Handlung, eines schlechten Gedankens unfähig, voll Vertrauen auf meine Tugend, auf meine Dankbarkeit; voll Zutrauen in Ihre Redlichkeit, Lucian, hat nie ein eifersüchtiger Verdacht sein Herz berührt, die Heiterkeit seiner Stirne verdüstert. Und wir, wie haben wir dieses Vertrauen gerechtfertigt? Haben wir beide nicht einen Verrath begangen?"

„Ach, Luise," sagte der Graf, „niemals kam der Gedanke an einen Verrath . . . ."

„Ich weiß es," unterbrach ihn die Herzogin, „und dies ist unsere einzige Entschuldigung. Wir folgten ohne unser Wissen, einem gefährlichen Abhange; wir mußten schuldig werden, ehe wir unserm Fehler in das Gesicht blickten, ohne das Abscheuliche desselben untersucht zu haben. Unsere ehrfurchtsvolle Liebe, unsere Dankbarkeit gegen den Herzog ließen einen Platz in unserer jungen, kraftvollen Seele übrig, und wir bemächtigten uns desselben gegenseitig, wider unsern Willen. Unser Beisammensein zu jeder Stunde, unsere Vertraulichkeit, die Niemand hinderte, unser gleicher Antheil an der Zärtlichkeit des Herzogs, Alles schien sich zu vereinigen, um uns zu diesem Strudel fortzureißen, in den zu fallen wir so nahe waren. Aber jetzt, Lucian, da uns die Gefahr bekannt ist, jetzt, da wir den Abgrund berührt haben, geziemt es unserer Würde, unserer Pflicht, ihm auszuweichen; Reue liegt uns ob. Und weil ich auf Ihre Hülfe bei Erreichung dieses Ziels gezählt habe, und noch zähle, habe ich diese Unterredung von Ihnen gefordert."

Die Rührung, die Reue der Herzogin, drangen in des Grafen Seele.

„Ich danke Ihnen, Luise, ich danke Ihnen," rief er, „daß Sie mich so zu mir selbst gebracht haben; ich danke Ihnen besonders, daß Sie mich würdig erachtet haben, Ihre Reue zu theilen."

„Also, Lucian, von nun an . . . ."

„Von nun an, ich schwöre es Ihnen, werde ich vor dem Herzoge die Ehrfurcht haben, die ein Sohn vor seinem Vater hat . . . und für Sie, Luise, die Liebe eines Bruders für seine Schwester."

Luise erhob die von Thränen erfüllten Augen zum Himmel, und rief mit Begeisterung:

„Ich danke Dir, mein Gott! Ich habe mich also nicht getäuscht!" Ihre Hand dem Grafen darreichend, fügte sie bei: „Lucian, Sie machen mich sehr glücklich!"

„Halt, mein Freund," fuhr sie fast in demselben

Augenblicke fort, „da ich mich nun hinsichtlich der Zukunft gesichert weiß, und da ich von jetzt an meine Blicke ohne Furcht auf die Vergangenheit richten kann, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich den Verstand verloren gehabt haben mußte, als ich in Ihren Vorschlag willigte, ein Zimmer im Hotel Cluysenaar zu miethen . . . .“

„Luise, wollen Sie mir einen neuen Vorwurf machen?“

„Nein, Lucian, nein, es wird gut sein, wenn wir die Vergangenheit bloß als eine Zeit des Irrthums und der Thorheit betrachten.“

„Ich sehe mich gezwungen, damit übereinzustimmen, Luise; der Gedanke, uns einigemal in diesem Hotel zusammen zu finden, war wohl der extravaganteste von allen . . . .“

„Und er ist dennoch der einzige, der keine Reue bei mir hinterläßt.“

„Wollen Sie scherzen, Luise?“

„Ich spreche in vollstem Ernste, ich versichere.“

„Werden Sie mir den Grund sagen?“

„Sagen Sie: die Gründe; es sind deren zwei.“

„Der erste?“

„Nicht wahr, dieser Thorheit verdanke ich, die Geschichte des Herrn Vanlinden kennen gelernt zu haben, und hat mir nicht diese Geschichte die Augen geöffnet? Mein Gott, wissen Sie wohl, Lucian, daß ich, wenn mein Fehltritt, früh oder spät entdeckt, dem Herzoge nur einen Theil der Leiden verursacht hätte, welche dieser Unglückliche zu ertragen hatte und noch erträgt, aus Verzweiflung gestorben wäre.“

„Luise, dieses Zurückkommen auf die Vergangenheit ist wahrhaft peinlich.“

„Verzeihen Sie, Lucian, ich habe unrecht, Ihnen wehe zu thun . . . .“

„So gehen Sie auf den zweiten Grund über.“

„Ehe ich ihn sage, lassen Sie mich verschiedene Fragen

an Sie richten. Was wissen Sie von dem Chevalier von Bleeden?"

„Ich kenne ihn nicht genau, allein ich begegnete ihm oft in der Welt. Er ist ein großer Spieler, macht großen Aufwand in Equipagen und führt eine sehr gute Tafel. Man erschöpft sich in Vermuthungen über die Quelle, aus welcher ihm die zu diesen Verschwendungen nothwendigen Summen zufließen, denn sein Vater, der zu Namur wohnte, hinterließ ihm bei seinem Tode nur einen sehr bescheidenen Erbtheil. Man sagt, daß er eine sehr hübsche Schwester habe, deren Vormund er ist. Sie lebt, nach seinem Befehle, zurückgezogen, man weiß nicht wo. Der Ruf des Chevalier ist übrigens ziemlich schlecht, und, wie ich glaube, verdienter Weise."

„Und der Graf von Frensberg?" fragte die Herzogin.

„Der Graf von Frensberg," erwiederte Lucian, „gehört einer der empfehlenswerthesten Familien der Provinz Lüttich an. Obgleich er kaum fünfundzwanzig Jahre alt ist, genießt er doch schon ein sehr beträchtliches Vermögen, von dem er aber einen ziemlich übeln Gebrauch macht. Der Graf besitzt eine glühende Einbildungskraft, ein Drang zu handeln quält und regt ihn unaufhörlich auf. Er ist unterrichtet, besitzt Geist und einige gute Eigenschaften; allein der Keim hievon wird in Mitte der Vergnügungen, der Excesse aller Art zerstört, welchen er sich rücksichtslos hingibt. Gut geleitet, würde der Graf ein ehrenwerther Mann geworden sein; seinen Leidenschaften überlassen, kann er sehr gefährlich werden."

„Und Herr Vanlinden?"

„Diesen kenne ich noch viel weniger," versetzte der Graf; „denn er wohnt erst seit sechs Monaten in Brüssel. Er gilt in der That dafür, in Antwerpen ein sehr schnelles Glück gemacht zu haben, was man seiner Geschicklichkeit und seiner Geschäftsgewandtheit zuschreibt. Obgleich er von überlegenem Geiste ist, sucht Vanlinden doch seit seiner

Ankunft in Brüssel die Gesellschaft der jungen, am meisten verschwendenden Männer auf. Man sieht ihn abwechselnd traurig, finster, der Verschwendung und den Vergnügungen hingegeben. Sein häusliches Unglück, welches der Welt unbekannt ist, erklärt mir jetzt diese Bizarrerie seiner Laune und seines Benehmens."

Die Herzogin hatte diese Mittheilungen mit der größten Aufmerksamkeit gehört, und sprach jetzt:

„Was sind nun Ihre Gedanken über diese seltsame Verbindung, in deren Geheimniß uns der Zufall eingeweiht hat?"

„Von ihren drei Mitgliedern ist nur eines wirklich gefährlich," erwiederte der Graf, „und das ist der Chevalier Bleeden. Er liebt in der That das Laster um des Lasters selbst willen; seine Immoralität ist kalt, selbstsüchtig, auf Gründe gestützt, cynisch, folglich um so mehr zu fürchten."

„Der Graf ist ein junger Narr, der durch die Gährung seiner Einbildungskraft irre geleitet wird. Er hat einen falschen Weg eingeschlagen, und er stürzt darauf mit Jugendfeuer fort. Man versetze ihn auf eine neue Straße, und er wird auf dieser noch schneller forteilen; denn ich halte ihn guter Handlungen eben so fähig, als schlechter.

„Herr Vanlinden ist krank; sein Geist ist höchst erbittert und er glaubt, Erleichterung seiner Leiden nur in der Unordnung eines zügellosen Lebens zu finden. Sein Schmerz hat sein Herz geändert, er führt ihn irre. Dieser Mensch ist gut, davon bin ich überzeugt. Seine Erzählung ist sogar ein sicherer Beweis hiefür. Bei einer Natur, wie die seinige ist, kann bloß das Gute allein das Böse verwischen.

„Also suchen alle drei durch verschiedene Ursachen geleitet, Zerstreuung, Vergnügen, Ausschweifung. Brüssel, in seinem Aeußern noch streng, sorgsam es zu bleiben, ist ein schwer zu behauptender Schauplatz für den, der eine solche Rolle da spielen will. Sie haben alle drei erkannt,

daß sie eines Schutzes bedürfen, um sich darauf zu halten. Mitglieder desselben Clubbs, dieselben Gesellschaften besuchend, haben sie sich gleichsam instinktartig genähert und gingen dann weiter, bildeten eine Societät, und bestimmten denn Sitz derselben im Hotel Cluysenaar. So wie sie allein standen, schien mir der Graf und Vanlinden unfähig, Böses zu stiften; aber durch den Chevalier geleitet, durch seinen Einfluß fortgerissen, können sie sehr furchtbar werden."

Die Herzogin hatte mit immer steigendem Interesse auf die Worte Lucians gehört, und als er geendet hatte, sprach sie:

„Nun, mein Vetter, unsere letzte Thorheit kann die Ursache von etwas Gutem sein und ein großes Uebel verhindern, und dies ist der zweite Grund, aus welchem ich sie nicht bereue."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Hören Sie, Lucian," fuhr Luise fort, „seit gestern sinne ich über ein großes Projekt nach; Sie allein können mir bei dessen Ausführung helfen."

„Verfügen Sie unbedingt über mich, Luise."

„Ohne irgend einen Vorbehalt?"

„Ohne irgend einen Vorbehalt."

„Wohlan, Lucian, diese Verbindung muß zerstört werden, man muß das Uebel verhüten, welches sie erzeugen könnte, und man muß hiebei Veranlassung nehmen, alles mögliche Gute zu thun."

„Luise, dieses Projekt ist Ihrer herrlichen Seele würdig!"

„Sie gehen also darauf ein?"

„Gewiß; aber wie sollen wir zur Ausführung desselben gelangen?"

„Ich habe an Alles gedacht. Zunächst handelt es sich darum, daß Sie sich als Mitglied dieser Gesellschaft aufnehmen lassen."

„Und das Mittel hiezu?"

„Ueberlasse ich Ihrem Scharfsinn, der es finden wird.

Uebrigens bin ich überzeugt, daß Sie, so wie Sie sich vorstellen, mit Enthusiasmus und einstimmig aufgenommen werden. Werden Sie einmal Mitglied sein, dann werden Sie alle die schlimmen Entwürfe der Verbündeten kennen lernen, und Sie werden sie durchkreuzen, indem Sie sie zu unterstützen scheinen."

„Luise, dieser Gedanke ist wahrhaft bewundernswürdig, vielleicht schwierig in seiner Ausführung, aber was liegt daran? Ich muß, ich will es versuchen."

„Das ist noch nicht Alles, Lucian," fuhr die Herzogin fort. „In diesem schweigenden Kampfe haben Sie Ihren Associe's — indem sie dieses Wort aussprach, zeigte sich ein leichtes Lächeln — überall zu folgen, wohin sie gehen, wo sie sich herumtreiben. Es kann sich nicht fehlen, daß Sie auf Ihrem Wege manchem Elende begegnen werden, welches zu erleichtern, manche Schwachheit, welche zu unterstützen, manchem Unglücke, welches zu trösten ist. Versprechen Sie mir, ich bitte Sie darum, mir diesen Theil Ihrer Aufgabe zu überlassen. Denn, Lucian, unser Fehltritt war gemeinschaftlich; daher muß es auch unsere Buße sein. Sie verhüten das Böse; mir überlassen Sie, Gutes zu thun."

„Ich nehme es an, Luise, meine Freundin, meine Schwester," antwortete der Graf tiefgerührt. Dann setzte er lächelnd hinzu: „Rechnen Sie darauf, ich werde mich möglichst anstrengen, um Ihnen viele Beschäftigung zu geben."

„Also von heute an," fuhr Luise fort, „werden Sie Ihre Maßregeln ergreifen . . ."

„Auf der Stelle will ich meinen Plan entwerfen und daran arbeiten, mir Einverständniß im feindlichen Lager zu verschaffen. So leben Sie denn wohl; ich hoffe, Ihnen bald gute Nachrichten geben zu können."

Der Graf stand auf. In demselben Augenblicke erschien der Herzog von Wladimont an der Salonthüre, die halb offen stand.

„Guten Morgen, Lucian," sagte er, indem er auf ihn zuging und ihm liebreich die Hand drückte. Einen, von einem Lächeln begleiteten Blick auf die Herzogin werfend, fuhr er fort: „Nun, Luise, haben Sie viel gezankt?"

„Ich habe mehr als dieses gethan, mein Freund; ich habe ihn in eine Verschwörung verwickelt."

„Stille, Luise!" rief Lucian, indem er den Finger auf den Mund legte. „Bewahren Sie das Geheimniß, ich bitte Sie, wenigstens so lange, bis ich Ihnen meine förmliche Aufnahme unter unsere Gegner ankündigen kann."

„Ich verspreche es Ihnen."

„Also," sagte der Herzog lächelnd, „werde ich bis dahin nichts erfahren?"

„Nichts, durchaus nichts," entgegnete die Herzogin, „ich habe versprochen."

„Aber dann," bemerkte Lucian, „werden Sie auch von Allem unterrichtet werden. Vielleicht treten Sie selbst in das Complott ein . . ."

„Ein glücklicher Gedanke, Lucian," unterbrach ihn die Herzogin; „der Herzog würde in der That eine vortreffliche Acquisition sein."

„Wir werden es ernstlich bedenken," entgegnete der Graf lächelnd, nahm Abschied von Luisen und dem Herzoge, und entfernte sich.

„Ich kenne keinen bessern und edlern Menschen auf der Welt, als Dein Vetter ist," sagte der Herzog zu Luisen, als Lucian fort war.

„Dich ausgenommen," dachte die Herzogin, indem sie mit ihren Lippen die Stirne des Greises berührte.

Fünftes Kapitel.

Ein Tabaks-Magazin. Die Löwen auf kleinem Fuße.

Das Tabaks-Magazin, in welches wir den Leser führen, liegt im Mittelpunkte der Magdalenen-Straße.

Es kündigt sich von außen durch eine ungeheure viereckige Raute von Eisenblech an, welches mit Figuren roth bemalt ist, die die Form einer Carotte haben.

Eine hoch angebrachte, ihrem ganzen Umfange nach mit Glas bedeckte Musterkarte enthält in symmetrischer Zusammenstellung deutsche und französische Tabakspfeifen, Cigarrenträger, Tabaksbeutel aus Perlen gestrickt, und andere in Schneckenform, Holzbüchsen von Spaa, endlich eine vollständige Auswahl aller Artikel der, zum Gebrauche der Tabakraucher dienenden Spielwaaren.

Darüber zeigt ein Fach von Mahagoniholz dem Blicke Packete von Kaiser- und Pflanzer-Cigarren, untermengt mit einer Menge verschiedener Packete seltenen und köstlichen Tabaks.

Links tritt man durch eine Glasthüre in ein langes, ziemlich regelmäßiges Viereck; man befindet sich jetzt in dem Magazin. Auf jeder Seite tragen zahlreiche Fächer eine unzählige Menge kleiner Cigarrenkisten, die kunstreich aufeinander gethürmt sind, und unter denen man unter andern Namen von Pflanzern und Designationen der Tabaks-Sorten die von Regalia, Rencurrel, Panetelas, Uzuf, Juan Matiheu u. s. w. unterscheidet.

Auf dem Zahltische rechts bietet eine große Anzahl geöffneter Büchsen dem Raucher eine Auswahl dar, von der bescheidenen demi-havane bis zu der kostbaren Lord Byron-Cigarre.

Links, dem Zahltische gegenüber, stehen zum Gebrauche

der Käufer einige Stühle mit Strohsitzen und mit Lehnen von polirtem Vogelkirschbaum.

Im Hintergrunde des Magazins führt eine kleine Glasthüre mit einem Vorhange von broschirtem Mousselin in einen Hinterladen, der sein Licht von dem Hofe aus erhält.

In diesem Augenblicke stand am Zähltische eine Frau von ohngefähr vierzig Jahren. Sie stand, um besser im Stande zu sein, ihre Kundschaft zu bedienen. Madam Wauters, Eigenthümerin des Magazins, ist dieselbe Person, von der sich der Leser ohne Zweifel erinnert, daß ihr Name in dem Hotel Cluysenaar durch die Tantje ausgesprochen wurde. Mademoiselle Therese, ihre Tochter, achtzehn Jahre alt, saß nicht ferne von ihr und war mit Verfertigung eines Teppichs beschäftigt.

Madame Wauters war schon im vorgerückten Alter und nicht schön, aber ein Ausdruck von Güte, die Miene des Leidens und der Resignation, welche sich über ihre Züge verbreiteten, erregten Theilnahme und Mitgefühl.

Eine leichte Mousselinhaube, mit Ponceau-Bändern garnirt; ein Merino-Kleid, eine Schürze mit schwarzem Taffet, bildeten ihre nicht sehr ausgesuchte, für eine Frau von ihrem Alter und ihrer Lage jedoch sehr passende Kleidung.

Was Mademoiselle Therese betrifft, so würde die Einbildungskraft schwerlich ein reizenderes Ensemble schaffen können.

Man stelle sich ein licht kastanienbraunes Haar vor, das in wellenförmigen und glänzenden Ringeln an den beiden Seiten eines Ovals herabfiel, welches frisch wie das Blatt einer Rose, sammetartig wie der Blumenkelch eines Stiefmütterchens war. Man denke sich eine glatte, milchweise Stirn, graublaue Augen von engelartigem Ausdrucke, eine Nase von der zierlichsten Form, frische, rothe Lippen, die mit einem ewigen Lächeln zwei Reihen

kleiner Zähne, weiß wie Alabaster, durchsichtig wie Opal, einzukerkern schienen.

Allen diesen Schönheiten füge man ein Kinn und Wangen mit Grübchen bei, einen Hals voll Eleganz in seinen Bewegungen, eine Brust, um einen Maler und einen Bildhauer in Entzücken zu versetzen — und man wird das sprechende Bild der Tochter der Madame Wauters haben.

Der Anzug dieser reizenden Person war nicht weniger einfach, als der ihrer Mutter.

Ein Batistkragen mit kleinen Falten bedeckte ihre Schultern, und fiel auf die Cortage ihres Kleides von schwarzem Wollenstoffe herab. Schnüre von gedrehter Seide an einer Schürze von perlengrauem Taffet, mit gezackter Einfassung von dem nämlichen Stoffe garnirt, umfingen die schlanke und zierliche Taille.

Ein Paar Manschetten, mit Sorgsamkeit um die Handgelenke gelegt, wetteiferten an Weiße mit den niedlichen feinen Händen, die mit der Wolle ihrer Teppicharbeit zu scherzen schienen, eine solche Grazie und Leichtigkeit lag in ihren Bewegungen.

Dem Zähltische gegenüber war ein Theil der Stühle von drei jungen Leuten eingenommen, vollständige Muster der Löwen auf kleinem Fuße, (lions au petit-pied), welche in Brüssel eine besondere, ebenso seltsame als komische Klasse bilden.

Diese Kategorie der jungen Löwen rekrutirt sich gewöhnlich aus den jungen Leuten von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren, die dem niedern Bürgerthume, dem Detailhandel, und dem Finanzdienste dritter Klasse angehören. Der größte Theil derselben verdankt der zu oft unverständigen Sorge ihrer Aeltern eine falsche Erziehung, einen zu ungenügenden Unterricht, um wirklich nützliche Menschen werden zu können, die aber eigenthümlich genug sind, um sie aus der Sphäre zu entfernen, in der sie geboren sind, aus der sie nie hätten heraustreten sollen, und zwar sowohl

ihres eigenen Interesses, als des der Gesellschaft wegen, welche sie mit ihrer anmaßenden Gehaltlosigkeit überschwemmen.

Kaum Kandidaten der Wissenschaft überfüllen diese kleine Herren die Ministerien und die öffentlichen Verwaltungen in der Eigenschaft als Ueberzählige. Einige, die ihre Geschwäzigkeit für Beredtsamkeit halten, nehmen sich vor, das Rechtsstudium zu verfolgen, und sind ebensowohl als ihre gütige Verwandtschaft überzeugt, daß sie berufen seien, einen Philipp Dupin, einen Barbanson, Chair-d'Est-Ange, oder Vervoot hinter sich zu lassen.

Andere, welche eine frühzeitige Erbschaft zu Herren einiger Capitalien gemacht hat, kaufen sogleich ein Pferd, einen Tilbury, richten sich eine Wohnung ziemlich comfortable ein, befrachten ein oder zwei kleine Küstenfahrzeuge, und maßen sich hochmüthiger Weise den Titel eines Kaufmannes an.

Indem sie so wunderlich auf dieser zerbrechlichen sozialen Leitersprosse sitzen, ist es die Hauptsache für sie, sich auf derselben zu erhalten, und ein fröhliches Gesicht zu machen. Um dieses Ziel zu erreichen, entwickeln sie eine Beharrlichkeit nach jedem Muster, eine unermüdliche Thätigkeit. Man begegnet ihnen überall und ohne Aufhören. Die Theater, die Boulevards, die Kaffeehäuser, die Spaziergänge liefern immer eine sehr erfreuliche Abwechslung dieser Gattung. Indessen sind die Tabaksmagazine ihre Lieblings-Asyle, die Arena, auf welcher sie sich am liebsten erlustigen. Ihnen ist es zu verdanken, daß diese Magazine für Brüssel das sind, was im letzten Jahrhundert die Boutiquen der Perruqiers-chirurgiens für Paris waren, das heißt der Versammlungsplatz der Müssiggänger, der Schönen des Tags und der Kleinigkeitskrämer; doch waltet der Unterschied ob, daß der Geist und die tollen Einfälle, die sonst im Uebermaße verschwendet wurden, heut zu Tage durch den Ton und die Mienen der Eitelkeit und des Eigendünkels ersetzt sind.

Die Löwen, von welchen wir sprechen, tragen überdies alle möglichen excessiven Ansprüche auf gutes Glück öffentlich zur Schau. Man muß ihnen um jeden Preis ihre Heldenthaten, ihre verliebten Abenteuer glauben. Sie besitzen in der Kunst, sich ein Ansehen von Wichtigkeit auch in den geringfügigsten Sachen zu geben, ein ganz besonderes Talent, sie haben ein eigenthümliches Genie, geringe Mittel geltend zu machen, im Kleinen zu haushalten, die Gelegenheiten zu benützen, Umstände hervorzurufen, die ihnen den Ruf eines Lovelace sichern. Es liegt ihnen wenig daran, eine Frau zu besitzen, wenn sie dahin gelangt sind, sie bloßzustellen. Die Galanterie ist für sie nie eine Sache des Herzens, oder der Sinnlichkeit; sie ist vielmehr stets eine Frage der Eitelkeit, der Thorheit. Man wird selten durch ihre Schliche getäuscht, aber wenn sie sich einmal einbilden, es dahin gebracht zu haben, einen Gegenstand der Eroberung irre zu führen, dann glauben sie sich um sechs Zolle gewachsen, dann gehen sie bloß auf den Zehenspitzen, und bewegen sich albern hin und her, indem sie hochmüthig die Mitte des Pflasters behaupten.

Lächerlich, von schlechtem Geschmacke in allen Dingen, ist ihre excentrische Kleidung in der Regel eine Vereinigung lebhafter, grell abstechender Farben. Sie blinzeln mit den Augen mit einer Art meuchelmörderischen Blicks, und grüßen mit unverschämter Gönnermiene.

Therese mußte, schön wie sie war, nothwendiger Weise das nicht sehr vortheilhafte Vorrecht haben, in das Magazin ihrer Mutter diese mehr lästige als vortheilhafte Kundschaft zu ziehen; denn überaus sparsam am Orte des Verbrauchs, ersetzten die Löwen durch ihre Ausgaben den Nachtheil nicht, den sie durch ihre lärmenden und schwätzenden Gruppen der Madame Wauters dadurch zufügten, daß sie von ihrem Magazine die friedliebenden und ernsten Kunden verscheuchten.

Die drei Personagen, welche dem Zahltische gegenübersaßen, rauchten mit langen Zügen, die Beine gekreuzt,

den Körper nachläßig rückwärts gelehnt, die Cigarre in der rechten Hand, den linken Daumen anmaßend in den Aermelausschnitt ihrer Weste steckend. Ihre Kleidung und ihre Figur war bei allen dreien ganz im Verhältniß, ganz passend zu der Rolle, die sie erwählt hatten, und der Punkt war als wahr anzunehmen, daß der Mensch, der auf gutes Glück Anspruch macht, seinem Wesen nach sehr häßlich und sehr lächerlich ist.

Alle drei trugen übrigens gelbe Handschuhe, deren Neuheit sehr zweifelhaft war, und an welchen ein nur einigermaßen geübtes Auge leicht die Beschädigungen erkannt haben würde, die ein allzuhäufiger Gebrauch des elastischen Gummis erzeugt hatte.

Madame Wauters war sorgenvoll, in ihre Betrachtungen vertieft, und lieh daher ihren Worten wenig Aufmerksamkeit. Therese schien unruhig, und ihrer Gewohnheit gemäß hörte sie sie an, ohne sie zu hören.

Einer derselben drehte seit länger als einer halben Stunde in seinen Händen eine neue, aus Perlen gefertigte, mit stählernen Schiebringen versehene Börse mit der sehr deutlich gezeigten Absicht herum, die Blicke der Anwesenden auf sie zu lenken, damit sie die Eleganz und den guten Geschmack derseben bewundern. Dieser kleine Kunstgriff hatte wenig Erfolg; er entschloß sich daher, sie auf die Erde fallen zulassen, und trug dann Sorge, sie langsam und mit den Fingerspitzen aufzuheben, um ihr alle mögliche Zeit und Gelegenheit zu geben, bemerkt zu werden.

Es wäre auch gar zu hart für diese neue Taktik gewesen, wenn Madame Wauters, trotz ihrer Beschäftigung, seine Anstrengungen nicht bemerkt, wenn sie nicht Mitleid mit ihm gehabt haben würde.

„Sie haben da eine sehr niedliche Börse, Herr Theyssens," sagte sie.

„Was hältst Du davon, Therese?"

Herr Theyssens war ganz bezaubert.

„Finden Sie das, Madame," antwortete er mit vo[...]

kommen getroffener Miene der Gleichgültigkeit, indem er seine Börse der Mademoiselle Wauters vor Augen legte.

„Sie ist wahrhaft schön," sagte diese, indem sie ihre Worte mit einer Geberde der Bewunderung begleitete.

Herr Theyssens vermochte nicht, ein Lächeln befriedigter Eitelkeit zu unterdrücken.

Aus den Händen der Mademoiselle Therese ging die Börse in die der beiden andern jungen Löwen.

„Ja, sie ist nicht übel," sagte der eine derselben. „Wie viel hat sie gekostet, Theyssens?"

„Zwei Withalma, wie ich glaube; halten Sie das für theuer, Sterneels?"

Herr Sterneels machte eine kleine Kennermiene und erwiederte:

„Ein wenig; aber dennoch ist Ihre Börse sehr schön, sie gleicht jener sehr, die ich verloren habe, als ich in das letzte Concert der Philharmonie *) ging."

„Wie, Sie haben eine Börse verloren?" fragte Theyssens. „Sie haben mir nichts davon gesagt. Enthielt sie Geld?"

„Zehn Wilhelme **), mein Theurer."

„Ach, das ist traurig," rief Madame Wauters.

Herr Sterneels nahm eine schmachtende Miene an, stieß unter einigen Zügen Tabakrauchs einen Seufzer aus, und erwiederte:

„Es sind nicht die Wilhelme, die ich bedaure. Ich würde gerne noch zwanzig geben, wenn ich meine Börse wieder erhielte."

„Ich wette darauf, daß es ein Andenken von einer Frau ist," bemerkte Theyssens.

„Ach, ja!"

---

*) Ein neugeschaffener Ausdruck, gebräuchlich, um eine geschlossene Gesellschaft philharmonischer Art zu bezeichnen.

**) Goldstücke mit dem Bildnisse des Königs Wilhelm der Niederlande.

„Mein Gott, dann ist das Unglück nicht sehr groß,“ sagte der dritte Löwe. „Ihre Schöne wird Ihnen ein neues Andenken geben, und dann ist Alles abgemacht.“

„Wenn das möglich wäre,“ versetzte Sterneelsen, indem er einen zweiten Seufzer ausstieß.

„Sie ist wohl abwesend?“ fragte der Vorhergehende.

„Sie ist vor ungefähr vierzehn Tagen nach Paris zurückgekehrt, mein lieber Tervooren.“

„Ach, sie ist eine Pariserin! Was er glücklich ist, dieser Teufel von Sterneels,“ bemerkte Theyssens.

„Ein entzückendes Geschöpf, meine Herren,“ fuhr Sterneels fort. „O, ich hätte gerne zehn Frauen hingegeben, wenn ich diese hätte behalten können.“

Therese wandte den Kopf ab, um ein kleines spöttisches Lächeln zu verbergen.

Die Löwen Theyssens und Sterneels setzten sich gerade; der junge Löwe Tervooren konnte also nicht in einer niedrigeren Lage bleiben, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, sich ernstlich in Theresens Augen zu compromittiren. Daher strengte er sich seit einigen Minuten an und marterte seinen Geist ab, um ein Mittel zu finden, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Ein Lächeln zog seine Lippen zusammen; ohne Zweifel hatte er gefunden, was er gesucht; denn indem er behutsam den Handschuh seiner linken Hand abnahm, zeigte er Mademoiselle Therese einen Siegelring, den er am Zeigefinger trug.

„Ist dieser Ring nach Ihrem Geschmacke?“ fragte er sie.

„Er ist sehr schön,“ antwortete das junge Mädchen.

Die jungen Löwen Theyssens und Sterneels standen auf und riefen zusammen:

„Lassen Sie sehen!“

Herr Tervooren triumphirte.

„Ist das ein Brillant?“ fragte Sterneels, der den Stein aufmerksam betrachtete.

„Welche Frage?“ entgegnete Tervooren. „Ach, mein Theurer, Sie machen Ihrer Kameradschaft Schande. Das ist ein Reinblut, und überdies von dem schönsten Wasser.“

„Ah!“ sagte Sterneels mit ungläubiger Miene. Indem er suchte, den Ring von dem Finger Tervoorens herabzuziehen, fügte er bei: „ist er à jour gefaßt?“

„Zum Henker, mein Lieber, Sie brechen mir den Finger ab!“ schrie dieser, indem er über und über roth wurde. „Lassen Sie doch los! Sie werden nie zum Zwecke gelangen. Seit drei Tagen habe ich mich vergeblich bemüht ....“

„Halt!“ unterbrach ihn Theyssens. „Das ist etwas sehr Unangenehmes, einen solchen Ring zu haben, den man Tag und Nacht tragen muß.“

„Es kommt darauf an,“ versetzte Tervooren mit etwas geheimnißvoller Miene.

„Ich bin überzeugt,“ bemerkte die junge Therese boshaft, „daß dieser Ring von einer hübschen Frau kommt.“

„Sie haben es errathen, Mademoiselle, und überdies von einer verheiratheten Frau.“

„Von einer verheiratheten Frau?“ wiederholten zu gleicher Zeit Sterneels und Theyssens.

Bestimmt hatte ihn der junge Löwe Tervooren mitgenommen.

„Ja, meine Herren,“ fuhr er fort, indem er sich in die Brust warf, „und das Schönste von der Geschichte ist, daß die Frau diesen Ring mir an dem nämlichen Tage zum Geschenke machte, an welchem sie ihn von ihrem Manne geschenkt erhielt.“

„Halt, halt!“ rief Sterneels, immer noch ungläubig. „Lassen Sie doch Ihre Hand sehen, mein Lieber,“ fügte er hinzu, indem er sich des Arms Tervoorens bemächtigte. „Wissen Sie,“ sagte er, ihn untersuchend, „daß sie von einer ziemlichen Größe ist.“

„Was beweist dies?“ fragte Tervooren.

„Sehr wenig zum Vortheile der Hand Ihrer Schönen,“ entgegnete der unbarmherzige Sterneels, „weil ihre Ringe vollkommen an Ihre allzu plumpen Glieder passen.“

Diesmal war Therese genöthigt, sich auf die Lippen zu beißen, um nicht laut lachen zu müssen.

Das Löwchen Tervooren erkannte seinen Bock, und das Blut stieg ihm ins Gesicht; glücklicherweise verhinderte der Eintritt einer neuen Person seine Gefährten, seine Verlegenheit zu benützen.

„Ah, sieh' da, Studler!“ riefen sie bei dem Anblicke des Neuangekommenen. „Guten Morgen, Studler!“

„Guten Morgen, meine gnädigen Herren!“ antwortete dieser mit einer süßlichen Stimme, indem er zierlich die Spitzen seiner Finger an den Rand seines Hutes legte. „Wie befindet sich die reizende Therese und ihre liebenswürdige Mutter?“ fügte er bei, indem er sich gegen die beiden Frauen wandte und seinen schmachtenden Blick auf dem schönen Gesichte des jungen Mädchens ruhen ließ. „Haben wir immer noch gute Cigarren?“ fuhr er fort, indem seine Augen langsam über die verschiedenen Kistchen auf dem Tische sich hinbewegten.

Er nahm zwei Cigarren zu fünfzehn Centimen und zog ein Goldstück heraus, um zu bezahlen.

Es war die Gewohnheit des Herrn Studler, nie anders als mit Gold zu bezahlen, allein wir müssen sagen, daß er nicht oft bezahlte.

In diesem Augenblicke ging ein junges Mädchen auf der Straße an dem Magazine vorüber. Therese wechselte mit ihm ein fast unmerkliches Lächeln. Dennoch hatte es Madame Wauters wahrgenommen.

„Wen grüßest Du?“ fragte sie ihre Tochter ganz leise.

„Es ist Adele,“ antwortete Therese erröthend.

„Und Du weißt doch,“ antwortete Madame Wauters, „daß ich Dir verboten habe, die geringste Aufmerksamkeit auf sie zu verwenden.“

„Meine Mutter!“ . . . . sagte Therese, ihre schönen Augen bittend zu Madame Wauters erhebend.

„Das ist nutzlos,“ antwortete diese; „sie ist ein schändliches Mädchen, ich will nicht von ihr sprechen hören.“

Indem Therese ihren Kopf abwandte, um eine Thräne zu verbergen, bemerkte sie auf der andern Seite der Straße eine alte Frau, die dem Magazine fast gegenüber stand. Diese Frau, welche bejahrt zu sein schien, hatte ihren Kopf in ein Kopftuch gebunden und richtete von Zeit zu Zeit ihre Blicke auf das Magazin.

Therese neigte sich zu dem Ohre ihrer Mutter, um ihr einige Worte zu sagen.

„Ja, sie ist es,“ antwortete Madame Wauters.

Sechstes Kapitel.

Herr Studler. Die weiße Camelia.

Herr Studler hatte eine Cigarre angezündet, sich in den Hintergrund des Magazins verfügt und stand da, den Körper auf den Zahltisch gestützt, so, um die ganze Scene zu beherrschen.

Herr Studler ist das Vorbild seiner Gattung. Gewisse artige Künste, die ihm eigen, sein Aplomb, sein verschmitzter Geist, seine Schelmstücke haben aus ihm nicht bloß eine lächerliche, sondern eine oft gefährliche Person gemacht.

In der That hat Herr Studler, der seine Liebschaften nur an verdächtigen Orten und in der untern Etage hat,

es dahin gebracht, den Ruf mehrerer Frauen, die vielleicht nicht einmal daran dachten, sehr ernstlich compromittirt.

Dieser Senior der jungen Löwen legte sich fünf und zwanzig Jahre bei, während seine Figur auf dreißig zeigte. Die Natur hat ihn mit einem Haare und mit einem Backenbarte begabt, die von dem brennendsten Roth sind, und von der Kunst nimmt er die andern Bedingungen in Anspruch, die geeignet sind, einen vollkommenen Anglomanen aus ihm zu machen. Er trägt kurze und enge Kleider, einen Hut von kleiner Form und mit kleinen Rändern, sein Kinn vergräbt sich in einem ungeheuern Hemdekragen, und da er ein langes Gesicht, eine lange Nase, lange Zähne, lange Hände, lange Beine hat, so ist Alles lang an ihm. Sein Gang ist langsam und hochtrabend; seine Sprache ist schwerfällig und schleppend.

Herr Studler ist endlich einer der Menschen, die bei dem ersten Anblicke mißfallen, mögen sie sprechen, oder schweigen, mögen sie thätig, oder unbeweglich sein.

Trotz seiner Anstrengungen blieb Herr Studler einige Zeit unbemerkt, und dies verursachte ihm eine schwere Kränkung; indessen verfiel er auf ein Mittel, welches er geeignet glaubte, um aus diesem antinormalen Zustande der Dunkelheit herauszutreten.

Alle Abende, zu der Stunde, zu welcher das Café des Mille Colonnes sich mit seinen Besuchern füllte, begab sich Herr Studler dahin, um seinen Kaffee zu trinken; einen Augenblick später kam ein Commissionär, der einen kleinen Carton trug, zu ihm. Dieses Manöver zog natürlich die Blicke Aller auf sich. Nun nahm Herr Studler in der vollsten Glückseligkeit seiner Seele, sich so als das Ziel der allgemeinen Neugierde betrachten zu können, aus diesem kleinen Carton eine weiße Camelia von der größten Gattung, steckte sie in sein Knopfloch und schritt unter dem Staunen Aller nach dem Theater, indem er seinen Kopf rechts, seine Beine steif hielt.

Camelia, welche den Ruhm ihres Herrn theilte, hatte die Aufmerksamkeit, vielleicht selbst die Eifersucht der jungen Löwen erweckt, auch war sie gegenwärtig in deren Unterhaltung an der Tagesordnung. Diesmal war die Gelegenheit zu schön, als daß sie sich nicht beeilt hätten, sie zu benützen.

„Wissen Sie, mein lieber Studler," sagte Sterneels, während er eine zweite Cigarre anzündete, „daß Sie gestern eine herrliche Camelia hatten? Sie hat einen außerordentlichen Eindruck im Theater gemacht."

Herr Studler machte eine Bewegung, welche einen Widerspruch bezeichnete.

„Nun gut," rief er, „man muß auch noch von dieser unglücklichen Camelia sprechen."

Er war wie bezaubert.

„Nun," sagte Sterneels, „wenn Sie nicht wollen, daß man davon spreche, so haben Sie nichts zu thun, als sie nicht mehr anzustecken. Dies wird Sie in der Zukunft vor jedem Verdrusse sichern."

„Ich bin nicht verdrießlich, mein Lieber; ich bin weit entfernt davon," entgegnete Studler, indem er die Augenbrauen leicht runzelte, um die Freude zu verbergen, die er darüber empfand, daß die Unterhaltung diesem neuen Kapitel seiner Thaten sich zuwende. „Aber Sie sprechen gerade von dem Effekte, den meine Camelia gestern Abends im Theater hervorgebracht hat, und doch war vielleicht nie eine Lage beengender als die meinige . . . es ist wahrhaft sehr betrübend."

„Ei," sagte Theyssens, „erzählen Sie es uns doch, Studler."

„Das muß angenehm sein," bemerkte Tervooren.

„Sogleich, meine Herren," versetzte Studler; „es ist gut, wenn Sie wissen, aus welchem Grunde ich alle Abende eine weiße Camelia trage."

„Dies geschieht also nicht aus Laune?" sagte Theyssens.

„Allerdings," antwortete Studler; „aber ich bin nicht der Urheber derselben," fügte er lächelnd bei.

„Und wer ist es denn?" fragte Sterneels.

„Wie, Sie errathen es nicht?"

„Nein, gewiß nicht." —

„Stellen Sie sich, meine Herren, das schönste, niedlichste Gesichtchen, eine kleine reizende Frau vor, die aber launenhaft, im höchsten Grade extravagant ist."

„Und die weißen Camelien liebt?" bemerkte Tervooren.

„Sie ist ganz närrisch darauf, mein Lieber, so närrisch, daß ich ihr alle Abende eine schicken muß, die sie dann an ihre Seite steckt. . . ."

„An die rechte, oder linke?" unterbrach ihn Sterneels.

„An die linke, mein Lieber; immer, immer an die linke, an die Seite des Herzens!" versetzte Studler; „aber das ist noch nicht Alles; das tolle Ding von einer jungen Frau verlangt, daß ich eine ganz gleiche in einem Knopfloche trage . . . ."

„Auf der linken Seite?" unterbrach ihn Sterneels wieder.

„Gewiß! Hanswurst von Sterneels, gehen Sie zum Henker!" rief Studler, indem er den Kopf schüttelte.

„Fahren Sie fort," sagte Tervooren, „und achten Sie auf diese Unterbrechungen nicht."

„Gestern also," fuhr Studler fort, „wußte ich, daß die Dame mit der weißen Camelia in das Theater gehen würde."

„Und darum haben Sie," sagte der unverbesserliche Sterneels, „die größte Camelia an sich gesteckt, die man je an Ihnen gesehen hat?"

„Richtig, mein Lieber! Aber hören Sie mich doch ein wenig, ohne mich zu unterbrechen, Sie werden sehr artig sein."

„Sterneels ist in der That abgeschmackt mit seinen Unterbrechungen," sagte Tervooren, die Achseln zuckend.

„Ich komme also im Theater an,“ fuhr Studler fort, „und meiner Gewohnheit gemäß, stelle ich mich an den Eingang unter dem Balkon. Ich richte meine Blicke sogleich auf die erste Logenreihe und erkenne meine Camelia-Dame. Sie war reizend! Ich werfe ihr einen Blick zu; sie antwortet darauf, und um nicht Aufmerksamkeit zu erregen, lasse ich meine Blicke ihre Promenade auf die Gallerie hinauf fortsetzen. Da sehe ich denn mir gerade gegenüber . . . .“

„Eine andere Geliebte, ich wette darauf!“ unterbrach ihn Sterneels schon wieder.

„Errathen, mein Freund,“ versetzte Studler. Eine verheirathete Frau, mit der ich vor acht Tagen in Zwist gerathen war. Sie kam nur darum in das Theater, um mich zu sehen und mit mir Frieden zu schließen . . .“

„O, der Teufel von einer jungen Frau!“

„Sie werden einsehen, daß ich mich in einer sehr beengenden Lage befand; indessen wandte ich, ohne auf die Blicke zu achten, mit welcher sie mich verfolgte, meine Augen gefühllos ab.“

„Die Lage wird entzückend,“ sagte Theyssens; „was thaten Sie weiter?“

„Ich entschloß mich jetzt, meine Blicke auf die Bühne zu richten. An diesem Abende spielte ich wahrhaft unglücklich. Sie kennen ohne Zweifel die kleine Mariette?“

„Ja,“ sagte Sterneels, „die Maitresse des Chevalier von Bleeden.“

„Die ich ihm vor ungefähr vierzehn Tage vor der Nase weggeschnappt habe,“ bemerkte Studler eiligst. „Ach, das wissen Sie nicht? Wie weit sie zurück sind! Großer Gott, sie sind es wirklich.“

„Ha!“ machte Tervooren.

„Wie! Wie!“ rief Sterneels.

„Später, später, das erhitzt,“ sagte Theyssens. „Fahren Sie fort, Studler!“

„Nun,“ fuhr dieser fort, „stellen Sie sich vor, daß

in diesem Augenblicke, wie wenn es absichtlich so geschehe, die kleine Mariette eine pas de deux tanzte und die Augen ganz auf mich richtete. Das war nicht auszuhalten, auf mein Wort. Ich konnte weder rechts noch links, weder vorwärts, noch rückwärts blicken, ohne mich einem Ausbruche der Eifersucht auszusetzen. Das Beste, was ich thun konnte, war, mich ganz behutsam davon zu schleichen. Dies that ich denn auch, ging ruhig in den Zirkel, setzte mich an einen Spieltisch, und strafte das Sprüchwort: „Glücklich bei den Weibern, unglücklich im Spiele,“ Lügen; denn ich hatte den ganzen Abend hindurch unverschämtes Glück. Aber diesen Morgen . . .“

„Ha, jetzt kommt das Gewitter!“ fiel Tervooren ein.

Diesen Morgen erhielt ich vier Briefe; alle vier donnernd! Das ist erschrecklich, auf mein Ehrenwort! Da bin ich denn auf den Tod entzweit. Betrachten Sie, meine Herren; urtheilen Sie darüber nach sich selbst.“

Indem er diese letzten Worte aussprach, steckte Studler eine Hand in seine Tasche, indem er einen Seitenblick warf, um sich von dem Effekte zu überzeugen, den er auf Therese gemacht habe. Diese blieb jedoch allem dem, was um sie vorging, vollkommen fremd, und fuhr fort, abwechselnd ihre Mutter zu betrachten, und nach der Stelle zu blicken, an welcher die alte Frau von Zeit zu Zeit immer noch erschien.

Herr Studler, obwohl in seiner Erwartung etwas getäuscht, zog nichtsdestoweniger ein Portefeuille hervor, aus welchem vier anspruchsvoll gefaltete, parfümirte Briefe zum Vorschein kamen. Alle vier gingen nach und nach durch die Hände der jungen Löwen Tervooren und Theyssens, und dann in die des jungen Löwen Sterneels. Dieser nahm einen nach dem andern, beroch sie und untersuchte sie mit Hülfe seines Lorgnon's genau.

„Da mein Lieber,“ sagte er ironisch, indem er einen derselben an Studler zurückgab, „ich mache Sie verbindlich,

diesen Brief aufzubewahren; er ist ein sehr schönes Muster von verschobener Schrift."

Auf einen andern übergehend, bemerkte er:

„Diese Batarde hat auch ihren Werth."

Dann zu einem dritten:

„Was diese englische betrifft, so ist sie von Meisterhand."

Endlich zum vierten kommend, sagte er:

„Diese Rundschrift ist höchst vollkommen."

Theyssens und Tervooren erhoben ein schallendes Gelächter. Die Röthe des Zorns stieg Studler ins Gesicht.

„Was wollen Sie durch diesen schlechten Witz sagen?"

„O, nichts, mein Lieber," erwiederte Sterneels mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit; „außer, daß Sie mich unendlich verpflichten würden, wenn Sie mir die Adresse des Kalligraphen geben, der diese Briefe geschrieben hat. So etwas kann im Nothfalle dienen."

Die Erklärungen zwischen Sterneels und Studler drohten lebhaft zu werden. Theyssens, der von sehr friedlicher Natur war, wollte dies verhindern, und schlug vor, in den Zirkel zu gehen, um ein Spiel zu machen.

Studler, für den die Erörterung nur sehr unvortheilhaft sein konnte, ließ sich leicht beruhigen und folgte Sterneels, welchen Theyssens und Tervooren fortführten.

Kaum hatte sich der durch ihr Gespräch verursachte Lärm in der Straße verloren, als die alte Frau mit dem Kopftuche in das Magazin eintrat, sogleich in das Gemach im Hintergrunde ging, und Madame Wauters ihr auf der Stelle folgte.

Siebentes Kapitel.

Madame Wauters.

„Nun?“ sagte Madame Wauters, als sie in das hintere Magazin eintrat.

„Nun,“ erwiederte die Alte, indem sie ihr Kopftuch auf die Schultern hinabfallen ließ, „die Sache ist abgemacht.“

„Ach, Gott sei gelobt,“ rief Madame Wauters, indem sie ihre Augen zum Himmel erhob. „Vortreffliche Madame Lenaerts,“ fuhr sie fort, die Hände der Alten mit Leidenschaft drückend, „wie kann ich Ihnen meinen Dank genügend bezeigen?“

„Stille, stille; wenn es nichts als das ist, was Sie quält, dann können Sie ruhig schlafen. Wenn uns Gott zu Boden wirft, so geschieht es nur, um uns zu helfen, nicht wahr?“

„Gewiß,“ erwiederte Madame Wauters; „aber konnten wir von Ihrer Seite so viel Güte hoffen, so große Ergebenheit, wir, die wir Sie kaum kennen?“

„Dennoch ist nichts einfacher; ich liebe die ehrbaren Leute; sehen Sie, das ist meine Leidenschaft, meine Schwachheit. Sie machten auf mich den Eindruck, der mich Sie für eine sehr brave Frau halten ließ; Ihre Tochter ist ein so reizendes Geschöpf; als ich Sie in Noth sah, sagte ich sogleich zu mir: Mutter Lenaerts, vorwärts mit Deinem guten Herzen. Zwei ehrbare Frauen sind da in Verlegenheit. Geschwind an's Werk, um sie daraus zu befreien. Und vermöge einiger guten Bekanntschaften, die man immer in seinem Aermel zu haben sorgt, ging es wie bei dem Roulett. Und nun, da ich Sie mir verpflichten konnte, sehen Sie mich eben so erfreut, als Sie selbst sind.“

Madame Wauters vergoß Thränen der Freude und der Rührung.

„Da," fuhr die Alte fort, „ist ein kleiner Papierstreif, der nichts gleich sieht, der aber dennoch fünfundsiebenzigtausend Franken in gutem und schönem Golde werth ist, die man Ihnen auf der Stelle und ohne sich bitten zu lassen, ausbezahlt. Verstehen Sie?"

„Wo habe ich mich vorzustellen, Madame Lenaerts?" fragte die Tabakshändlerin, indem sie das Papier nahm.

„Bei der Bank von Belgien, sonst nirgend, mein Kind."

„Ach," fuhr Madam Wauters fort, „Sie wissen, daß es mir durchaus unmöglich sein würde, meinen Wechsel zur Verfallszeit zu bezahlen .... zwei Monate ist eine so kurze Frist.

„Das soll Ihnen den Kopf nicht beunruhigen. Das ist Alles gut arrangirt, auf's Beste."

„Also ist wohl das Uebereinkommen getroffen worden, daß wenn ich die Zinsen bezahle, mein Wechsel verlängert werden wird, bis mir die Möglichkeit zu zahlen ...."

„Ta, ta, ta," unterbrach sie die Alte, „wozu diese Worte für nichts. Man sagt Ihnen ja, daß Alles arrangirt ist."

„Entschuldigen Sie, Madame Lenaerts, aber Sie werden einsehen, wie schrecklich unsere Lage sein würde, wenn dieser Wechsel nicht erneuert würde ..."

„So gehen Sie doch, Madame Wauters, denn ich wiederhole Ihnen, daß es nicht die geringste Gefahr hat."

„Ich habe unrecht, verzeihen Sie mir, meine gute Madame Lenaerts, meine Furcht war übertrieben. Ich vertraue ganz auf Sie ...."

„Nichts ist vernünftiger, also, Glück zu! Nun, Madame Wauters, wollen wir wenig und gut sprechen. Ich habe Sie nun um einen kleinen Dienst zu bitten; verstehen Sie?"

„Sprechen Sie, sprechen Sie! O, wenn Sie wüßten,

welches Vergnügen Sie mir bereiten. Wie glücklich werde ich sein, wenn ich Gelegenheit finde, mich für alle Ihre Güte erkenntlich bezeigen zu können."

„Nun, ich gebe Ihnen die Gelegenheit hiezu. Nichts ist einfacher. Stellen Sie sich vor, ein junges Mädchen ist vor einigen Tagen aus dem Schooße ihrer Familie, die mir verwandt ist, geflohen. Die öffentliche Sicherheit hat sie bei Nacht als Vagabundin aufgegriffen, und sie wird diese Tage vor das Correctionstribunal kommen. Ihre Familie, die, wie ich Ihnen sagte, mit mir verwandt ist, hat ihre Gründe, sie nicht zu reclamiren; allein da man nicht will, daß dieses Kind in der Cambre *) zu Grunde gehe, so wird es nothwendig sein, daß Sie, Madame Wauters, dasselbe von der Justiz zurückfordern."

„Mit dem größten Vergnügen, Madame Lenaerts. Dieses arme Kind! Ich werde dafür sorgen, wie für meine eigene Tochter ...."

„Das ist nicht nothwendig," sagte die Alte; „Sie müssen sich nicht neue Lasten aufbürden; denn dies wäre nicht das Mittel, um zur Bezahlung des Wechsels zu gelangen. Ueberdies hat die Familie der kleinen Micke Radelers noch besondere Gründe, daß, sobald die Justiz Ihnen das Mädchen anvertraut haben wird, Sie mir dasselbe übergeben. Ich bin mit dessen Erziehung beauftragt."

„Das hat nichts zu sagen, Madame Lenaerts; es ist um so besser für das Kind; es wird unter Ihren Händen noch besser als unter den meinigen sich befinden."

„Sie sind sehr gütig, Madame Wauters," erwiederte die Alte mit einer Verbeugung. „Es ist also abgemacht, daß Sie von der Justiz die kleine Micke Radelers reclamiren?"

„Ohne Zweifel. Aber was werde ich zu diesem Ende thun müssen, Madame Lenaerts?"

„Eine Person, welche in Geschäften bewandert ist,"

---

*) Verwahrungsort der Landstreicher und Bettler.

fuhr die Alte fort, indem sie ein Papier aus ihrer Tasche zog, „hat eine Art Act vorbereitet, der, wie man sagen könnte, eine Vollmacht ist, die Sie nur zu unterzeichnen haben, und welche man dem Herrn Advokaten übergeben wird, der sich mit der Sache befaßt. Dies geschieht, damit Sie nicht nöthig haben, sich selbst zu bemühen."

„Geben Sie her, Madame Lenaerts, ich will unterzeichnen."

Als Madame Wauters ihre Unterschrift unter die Vollmacht gesetzt hatte, welche ihr die Alte darreichte, steckte diese sie in die Tasche, das Herz von einer satanischen Freude erfüllt.

„Nun, ich sage Ihnen nicht Lebewohl, Madame Wauters," sagte das Weib, sich gegen das Magazin wendend; „ich werde bald kommen, um mich zu erkundigen, wie die kleinen Angelegenheiten gehen."

„An der Freude, die aus dem Gesichte ihrer Mutter strahlte, erkannte Therese sogleich, welcher Art der Ausgang ihrer Unterredung mit der Alten gewesen sei.

„Therese," sagte Madame Wauters zu ihr, „umarme Madame Lenaerts. Sie ist unser Engel, unsere Retterin!"

Und in einem Augenblicke lag das junge Mädchen in den Armen der Alten, und seine frischen saftigen Lippen klebten an den vertrockneten und runzeligen Wangen des alten Weibes.

„Ach, welch' ein Gott wohlgefälliges Kind," sagte die Alte, indem sie mit ihren dürren, fleischlosen Fingern das niedliche Kinn Theresens kneipte. „Und noch überdies eben so klug, als schön."

Bald war sie, von den Segnungen der Mutter und der Tochter begleitet, verschwunden.

„Vortreffliches Weib," sagte Madame Wauters, indem sie ihr nachsah, und ihre Tochter an ihr Herz drückte. „Morgen, Therese, werden alle unsere Gläubiger befrie-

digt sein. Jetzt keine Traurigkeit, keine Thräne mehr: blos Hoffnung und Muth.

Wir wollen einige Worte über Madame Wauters sagen:

Sie war seit vier Jahren Wittwe. Ihr Mann, der in der Blüthe seines Lebens gestorben war, hatte ihr kein Vermögen hinterlassen. Ohne Hülfsquellen, mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, zeigte sich ihr die Zukunft nicht unter sehr lachenden Farben. Weder sie noch ihre Kinder verstanden ein Handwerk, von welchem sie hätten leben können. Ihr Mann, von jener falschen Zärtlichkeit beseelt, die so nachtheilig auf viele interessante Familien wirkt, hatte die Erträgnisse seiner Stelle, die er bei der Verwaltung der Douanen einnahm, dazu verwendet, seinen Kindern eine Erziehung zu geben, die höher als ihre Verhältnisse war. Als sein Vater starb, hatte der junge Wauters mit Auszeichnung seine Prüfung als Candidat der Wissenschaften bestanden, und seine Schwester malte schon sehr hübsch und spielte ziemlich gut das Piano.

Aber heut zu Tage, wo den Wissenschaften und Künsten so weite Gränzen gesteckt sind, wo so viele Geister und Organe höherer Art sich in Menge zeigen, um sie zu erreichen und sogar zu überschreiten, heut zu Tage genügt es nicht, denselben Weg blos einzuschlagen und sogleich die Mittel der Existenz zu finden. Die Künste und die Literatur, eine unmittelbare und unendliche Quelle von Genüssen für den Reichen, sind für den Armen eine Sache, die sich nur mittelst schwerer Arbeit, nach langen Kämpfen, nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten erringen läßt. Mit einem Worte der mittelmäßige Handwerker wird reichlich da leben, wo der Künstler einer untern Reihe in Noth schmachten wird. Daher soll der, welcher in der Nothwendigkeit sich befindet, sich Quellen zu eröffnen, um leben zu können, Handwerker werden, wenn sich nicht das Künstlergenie in ihm durch untrügliche Kennzeichen

kund gibt. Aber auch dann muß er sich wohl hüten, den Funken für den Herd, den Schatten für die Wirklichkeit zu halten.

Indessen muß bemerkt werden, daß die ziemlich begründete Hoffnung auf ein großes Vermögen für seine Kinder Herr Wauters besonders bestimmt hatte, ihnen diese Erziehung zu geben, die so wenig mit ihrer gegenwärtigen Lage im Verhältnisse stand. Madame Wauters hatte einen Bruder, der unverheirathet geblieben war, und ein sehr bedeutendes Glück in verschiedeuen Unternehmungen gehabt hatte, die ihm auf dem Wege der gerichtlichen Zuerkennung zugefallen waren. Dieser von dem schmutzigsten Geize beseelte Bruder war keine Hülfe für die Familie. Herr Wauters tröstete sich damit, daß alle diese Reichthümer, die mit so großer Sorgfalt aufgehäuft wurden, eines Tages das Erbe seiner Kinder sein würden. Sein Schwager war in der That weder in dem Alter, noch in der Laune, sich zu verheirathen, und sein bizarrer, egoistischer Charakter schützte ihn gegen jede Liebe, die seine Erbfolge auf einen andern Weg hätte leiten können. Man kannte auch kein anderes intimes Verhältniß von ihm, als das mit einem alten Manne von seinem Alter, der ihn an Reichthnm und Geiz noch übertraf.

Herr Hurmann, so nannte sich der Bruder der Madame Wauters, hatte, obgleich schon fünf und sechzig Jahre alt, eines jener trockenen, nervigen Temperamente, die zu hohem Alter führen. Er erfreute sich daher einer vollständigen Gesundheit, und unterlag nur plötzlich einer Art sporatischer Cholera. Herr und Madame Wauters erfuhren seine Krankheit erst mit seinem Tode.

Schon hatte man die Siegel, die in Folge dieses so unvorhergesehenen Todes angelegt worden waren, abgenommen, schon stand die Familie Wauters auf dem Punkte, in den Besitz der reichen Erbschaft ihres Verwandten einzutreten, als ein Notar von Brüssel die Nachricht gab, daß er ein Testament in Verwahrung habe, vermöge dessen

der Verstorbene als seinen Universalerben den Greis einsetzte, der schon vor einigen Jahren sein Freund geworden war. Dieses Testament war vollkommen in Ordnung, daher konnte keine Bestreitung desselben vernünftiger Weise stattfinden.

Verschiedenen Personen, welche Nachforschungen anstellten, ob etwa ein außerordentlicher Zusammenhang zwischen der plötzlichen Krankheit des Herrn Hurman und seinem Testamente zu Gunsten dieses, seiner Familie ganz fremden Greises bestehe, erregten in dem Geiste des Herrn Wauters einigen Verdacht über die wirkliche Ursache des Todes seines Verwandten. Allein Herr Wauters war etwas schwachen Charakters, durch diesen unvorhergesehenen Schlag entmuthigt, der seine Familie einer Erbschaft beraubte, auf die sie so große Hoffnungen baute, und erschrak überdies davor, einen Streit, einen Prozeß zu unterhalten, Kosten zu bestreiten, um vielleicht zu einem nachtheiligen Resultate zu gelangen; und so kam es, daß er nicht einen einzigen Schritt versuchte, um sich über seinen Verdacht zu überzeugen. Seine Verzweiflung verwandelte sich in einen Zustand der Entkräftung, welche sein vorzeitiges Ende beschleunigte. Sterbend hatte er noch den neuen Schmerz, eine Wittwe und zwei Waisen ohne alles Vermögen, ohne die mindeste Stütze zurückzulassen.

Bei dem Tode seines Vaters verhehlte sich der junge Wauters die Unmöglichkeit nicht, in der er sich wirklich befand, den geringsten Vortheil aus seinen noch zu wenig vorgerückten Studien zu ziehen, und da er nicht ein Zuwachs der Last seiner Mutter sein wollte, so nahm er in einem Infanterieregimente Dienste.

Madame Wauters hatte wohl einige Freunde, aber alle waren arm an Geld, reich an Rath; sie forderten sie auf, ihre schwachen Hülfsmittel zu sammeln und ein Magazin zu errichten, dessen Ertrag zu ihren und ihres Kindes Bedürfnissen hinreichen würde. Aber welchen Handel

REGIA MONA

sollte sie beginnen? Das kleine Kapital, über welches die arme Wittwe zu verfügen hatte, und der Mangel specieller Bekanntschaften machten die Wahl äußerst schwierig. Man rieth ihr, einen Tabakhandel zu treiben. Dieser in Brüssel wenig beachtete Handel sagte wohl der Madame Wauters nicht sehr zu, allein es war doch der einzige, der sich für sie schickte; denn es erfordert wenige commercielle Kenntnisse, um einen Detailhandel mit Pfeifen und Cigarren zu führen. Sie mußte daher ihren Widerwillen bekämpfen und der Nothwendigkeit nachgeben.

Madame Wauters bemerkte bald, daß ihr bescheidenes Vermögen zur Bestreitung der Kosten dieses Etablissements nicht hinreiche. Sie tröstete sich schon, als die Lieferanten, auf ihre Ehrlichkeit und auf den Erfolg ihres kleinen Unternehmens vertrauend, ihr einen Kredit eröffneten, der sie in den Stand setzte, sich vollständig einzurichten. Sie acceptirte mit Freuden und machte sich, unterstützt von ihrer anbetungswürdigen Tochter, an das Werk, das Herz voll von Hoffnung.

Der kleine Handel ging von Anfang an glücklich. Die Käufer kamen, durch die Freundlichkeit der Mutter, durch die Anmuth und die reizende Figur der Tochter angezogen, von allen Seiten herbei. Aber unglücklicher Weise kamen mit ihnen die jungen Löwen von der Gattung jener, von welchen wir eine leichte Skizze zu geben versucht haben, in Masse herbei. Die Nachbarschaft dieser kleinen Individuen ist im Allgemeinen sehr wenig geliebt, denn jeder sucht sich so viel als möglich von ihrem Lärm und ihrem Geräusch fern zu halten. Bald wurde Madame Wauters das Opfer des traurigen Privilegiums, welches sie besitzen, alle Plätze ohne Widerspruch zu entleeren, wo sie sich nur immer zeigen.

Auf diese nicht sehr einträgliche Kundschaft beschränkt, in Folge der kleinen, unbestimmten Credite, zu welchen sie gezwungen, war Madame Wauters kaum im Stande, die laufenden Kosten zu decken, und sah sich bald in die Noth-

wendigkeit versetzt, ihre Verpflichtungen gegen die Lieferanten, die ihr bei Begründung ihres Geschäfts Unterstützung gewährt hatten, nicht zu erfüllen. Diese, im Anfange ziemlich geduldig, willigten in Verlängerungen; aber da die Kundschaft der Madame Wauters dieselbe blieb, so änderte sich ihre Lage nicht, neue Verfalltage kamen, und eine neue Unmöglichkeit der Zahlung trat ein.

Wenn der Kredit, den Madame Wauters ihren Kunden gab, unbeschränkt war, so war doch die Geduld ihrer Gläubiger nicht ohne Grenzen. Daher wurden strenge Maßregeln gegen sie eingeleitet, und sie war mit der Beschlagnahme ihrer Möbeln und Waaren bedroht, als Frau Lenaerts sie aus dieser traurigen Lage errettete, indem sie ihr die zur Befriedigung ihrer verschiedenen Gläubiger erforderliche Summe brachte.

Der Leser hat bereits errathen, daß diese Frau Lenaerts niemand anderes als die Tantje ist, welche wir schon in dem Hotel Cluysenaar und seitdem im Kornhofe gesehen haben; es erübrigt uns daher nur noch, die Ursachen zu erklären, welche die Verbindung zwischen diesem Weibe, dem Chevalier von Bleeden und der Madame Wauters herbeiführten.

Die Frau Lenaerts wurde in ihrer Umgebung Tantje genannt, sei es nun wegen der beiden jungen Mädchen, die der Tod ihrer Mutter unter diese beweinenswerthe Vormundschaft gestellt hatte, oder kam es von dem infamen Handwerke her, dem sie sich widmete, einem Handwerke, das leider nur zu bekannt ist und gegen welches man die Strenge der Behörden nicht genug anrufen kann.

Diese elenden Kupplerinnen, Chamäleons nach allen Farben, giftige Raupen, manchmal kriechendes Gewürm, oft verwegene Hyänen, werfen vorzüglich ihren verpesteten Köder in die Mitte des Pöbels oder des geringern Bürgerthums, deren Noth, deren Elend, Schwächen und Leidenschaften sie studiren, um sie dann zum Vortheile der Ueppigkeit der Reichen und der Wüstlinge auszubeuten.

Die Tantje war die geschickteste, die listigste der Weiber dieser Gattung, und mußte daher nothwendiger Weise mit dem Chevalier van Bleeden zusammentreffen, der ein Roué, ein Libertin bis zum Cynismus war.

Wenn sich Abends die Tantje keuchend und geschäftig in den Straßen Brüssels umherschlich, wenn sie überdies sich niederduckte, Wache hielt, gierig lauschte an der demüthigen Wohnung einer jungen schönen Frau, die arm, durch die Noth gemartert, und darum der Versuchung zugänglich war, dann war es selten der Fall, daß sie sich nicht in der Ausführung eines Verbrechens begriffen fand, welches das verderbliche Genie des Chevaliers ersonnen hatte.

Die Feilheit und Verdorbenheit dieses Weibes war so groß, daß sie dem Chevalier das Anerbieten gemacht hatte, ihm ihre Nichte, die Tochter ihrer leiblichen Schwester, die arme Micke zu überliefern, die in Mitte einer Höhle der Verderbtheit rein geblieben war, und das Gefängniß der Entehrung und Schändung vorgezogen hatte.

Der Chevalier, welcher vor keiner Ausschweifung zurückbebte, hatte diesen schändlichen Handel angenommen und abgeschlossen; er erwartete mit Ungeduld, daß dieses junge, von dem mannbaren Alter noch entfernte Mädchen seiner Lüsternheit überliefert werde, und da hatte die Flucht der Micke dieses verbrecherische Projekt vereitelt.

Kaum hatte Frau Lenaerts das Verschwinden ihrer Nichte wahrgenommen, als sie ihre Erkundigungen anstellte und sofort die Verhaftung des jungen Mädchens und daß sie des Vagabundirens angeschuldigt sei, erforschte.

Vielleicht würde diese Elende den Gedanken an dieses Verbrechen aufgegeben haben, wenn sie nicht zu gleicher Zeit auf den Vortheil hätte verzichten müssen, den sie daraus zu ziehen hoffte. Ihre unbegrenzte Habgierde gab ihr daher den Vorsatz ein, das junge Mädchen in ihre Gewalt zurückzubringen. Ein natürliches Mittel bot sich ihr hiezu dar; nämlich hinzugehen und sie von der Justiz

zu reklamiren. Aber sie hütete sich wohl, von diesem Mittel Gebrauch zu machen; denn sie fürchtete, so den Verfolgungen der Behörden ausgesetzt zu werden. Dieses Weib, so verwegen im Ausbrüten und Vollführen der Missethaten, der Handlungen der schändlichsten Immoralität, zitterte bei dem Anblicke eines Polizeikommissärs, und wenn sie die Toga eines Staatsprokurators sah, hätte sie sich in die Erde verkriechen mögen.

Wir haben nun nur noch zu sagen, wie die Tantje dazu gelangt war, sich so wohlthätig zu bezeigen. Wir haben gesehen, wie geschickt sie aus den geringfügigsten Umständen Nutzen ziehen konnte, wie sie den guten Willen der Madame Wauters in Contribution versetzte, wie diese, vertrauend, ganz schuldlos, sich zum Werkzeuge eines schändlichen Planes machte. Diese vortreffliche Frau schien sogar glücklich, eine Gelegenheit ergreifen zu können, um ihre Dankbarkeit für den bezeichneten Dienst der Frau Lenaerts, der ihr die zur Befriedigung ihrer Gläubiger erforderliche Summe verschaffte, zu beweisen.

Eines Tages hatte der Zufall den Chevalier in das Magazin der Madame Wauters geführt, um dort einige Cigarren einzukaufen; er wurde durch die engelgleiche Schönheit der jungen Therese überrascht und sogleich verfiel er auf einen höllischen Plan. Noch an demselben Abende wurde die Tantje zu ihm beschieden, um seine Instruktionen zu erhalten.

Die alte Lenaerts, durch den Gewinn angelockt, den ihr dieses neue Unternehmen verhieß, unterrichtete sich, dachte ihren Plan aus, und erspähte, indem sie sorgsam die vergifteten Pfeile ihrer Spitzbüberei verbarg, den Augenblick, in welchem ihre Beute allein war, um in das Tabaksmagazin einzutreten.

Einschmeichelnd, vorsichtig, gewann sie nach und nach das Vertrauen der Mutter und der Tochter, und beide, offenherzig und mittheilend, vertrauten ihr bald ihre traurige Lage an. Einen Augenblick prallte die Hyäne, als

sie ihre Beute witterte, vor Begierde zurück; allein ihre Freude dauerte nicht lange; denn fast im nämlichen Augenblicke konnte sie sich überzeugen, daß ihre spitzigen, einschneidenden, verderblichen Worte an der Klugheit der reizenden Therese, die durch die strenge Tugend der Mutter unterstützt wurde, sich abstumpfen würden.

Zum ersten Male vielleicht in ihrem Leben an dem Erfolge verzweifelnd, hatte sie sich gedemüthigt, beschämt zu dem Chevalier de Bleeden verfügt, um ihm Bericht über ihre vollständige Niederlage zu erstatten.

Der Chevalier hatte sie scheinbar mit Ruhe angehört, obgleich sein Herz von Wuth erfüllt war, daß er nicht eine Laune befriedigen könne, die diesmal den Charakter einer heftigen Leidenschaft anzunehmen schien.

„Ich muß dieses Weib besitzen, Tantje, ich muß; verstehen Sie mich?" rief er, indem er sich mit funkelnden Augen erhob.

Die verblüffte, verwirrte Alte wußte nicht, was sie antworten solle, und ihre veilchenblauen Lippen suchten bebend ihre Ohnmacht zu entschuldigen.

Der Chevalier hatte sich wieder gesetzt. Den Kopf in die beiden Hände verborgen, sann er einige Augenblicke nach.

„Diese Frau befindet sich in Noth," rief er plötzlich. „Die Huissiers kommen, um sie auszupfänden . . . ."

„Ja," erwiederte die Alte, „aber . . ."

„Nun," unterbrach er sie, „das Mädchen gehört mir . . ."

Er ging im Zimmer auf und nieder; seine Haare sträubten sich, sein Blick war fahl, er rieb sich die Hände, er lachte satanisch. Die Alte machte eine Bewegung, als wollte sie sich vor ihm niederwerfen, indem sie den Dämon des Lasters vor sich zu haben glaubte.

„Welche Summe hat Madame Wauters nothwendig?" fragte er die Alte, die noch immer in ihrer bewundernden Stellung beharrte.

„Ohngefähr 75 Wilhelme," entgegnete diese.

„Das ist gut!"

Der Chevalier hatte sich ihr genaht.

„Hören Sie mir aufmerksam zu, Tantje," fuhr er fort, indem er seinen Worten einen unaussprechlichen Ausdruck gab. „Sie besitzen einen Freund, der sich mit dem Wechselhandel beschäftigt; Sie haben diesem Freunde Dienste geleistet, er kann es Ihnen nicht abschlagen, Ihnen einen Betrag von fünf und siebenzig Wilhelms, wie ich glaube zu discontiren ...."

„Ja, fünf und siebenzig ..."

„Nun gut, Sie lassen einen Wechsel von der gleichen Summe auf Madame Wauters ausstellen, diese wird Sie mit Segnungen überhäufen ...."

„Ich glaube es wohl ...."

„Hören Sie! Sie lassen diesen Wechsel auf zwei Monate a dato mit der Promesse der Erneuerung von zwei zu zwei Monaten ausstellen. Sie verstehen mich, nicht wahr?"

„Vollkommen, von Anfang bis zu Ende," antwortete die Alte.

Indem sie diese Worte sprach, legte sie die Hand an den Kopf, und begleitete diese Bewegung mit einem convulsivischen Lachen, welches den Marmor hätte erzittern machen können.

„Sie stellen mir diesen Wechsel zu," fuhr der Chevalier fort, und Sie werden Sorge tragen, den Namen des Wohlthäters in bianco zu lassen. Zur Verfallzeit belaste ich mich mit dem Reste."

„Das Alles ist bewundernswerth, Herr Chevalier," sagte die Alte, als er geendet hatte; aber ich sehe dabei eine kleine Schwierigkeit, verstehen Sie mich?"

Des Chevaliers Stirn umwölkte sich.

„Welche?" rief er, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.

„Daß ich nicht schreiben kann,“ antwortete sie, indem sie ihr abscheuliches Lachen wiederholte.

„Das hat nichts zu sagen,“ antwortete der Chevalier, nahm eine Feder und fing an, den Wechsel zu schreiben.

„Dieser Mensch ist unstreitig mein Meister,“ sagte die Alte zu sich selbst, indem sie ihn schreiben sah.

Es war in der That ein Meisterstreich, den der Chevalier ausführte. Er verband sich mit einem Gehülfen, der viel mächtiger, viel schrecklicher, als die niederträchtige Tantje war; denn der neue Complicen, den er für das neue Verbrechen, auf welches er sann, aussuchte, war das Gesetz selbst.

Achtes Kapitel.

Das Corrections-Tribunal. Eine Vagabundin.

Die Landstreicherei ist ein Vergehen. (Code pénal 269). Landstreicher oder Landläufer sind Diejenigen, welche weder ein bestimmtes Domicil, noch Subsistenzmittel besitzen, und in der Regel weder ein Gewerbe, noch sonst eine Beschäftigung treiben. (Code pénal 270.)

Die gesetzlich als Landstreicher erklärten Individuen werden dieser Uebertretung wegen mit drei- bis fünfmonatlichem Gefängnisse bestraft, und bleiben nach Erstehung dieser Strafe so lange zur Verfügung der Regierung gestellt, als diese es in Berück-

sichtigung ihres Betragens bestimmen wird. (Code pénal.)

Die Anklage der Landstreicherei kann mit einem erst fünfzehnjährigen Alter nicht entschuldigt werden, und auch nicht damit, daß der Zustand der Landstreicherei die Folge einer unglücklichen Lage sei. Die Richter dürfen sich der Anwendung der, im Art. 271 ausgesprochenen Strafen nicht entschlagen, unbeschadet jedoch der Befugniß, sie nach Umständen zu mildern. (Arret des Cassationshofs vom 21. März 1823, Dolloz. Th. XXVIII. S. 48.)

Zwei neben einander gehende Personen traten aus der Straße Ruys-Brock in die Straße de la Paille. Als sie in der Mitte der letztern angekommen waren, traten sie in eine Bogenthüre mit Fenstern, die von ziemlich übelm Aussehen war. Nachdem sie einen zur Rechten liegenden langen, engen und unreinlichen Corridor durchschritten hatten, stießen sie eine zweite Thüre auf, und befanden sich im Audienzsaale des Zucht-Polizei-Gerichts, in der dem Publicum vorbehaltenen Umfassung.

In diesem Augenblicke wurde die Sitzung eröffnet; sie bot das gewöhnliche Aussehen eines Zucht-Polizei-Gerichtes dar. Im Hintergrunde befand sich das Tribunal, aus zwei Richtern und einem Präsidenten bestehend; links der Armstuhl des Staatsanwalts, jetzt von einem jungen Substituten des Staatsprokurators eingenommen, der kaum die Schulbänke verlassen hatte; zur rechten Hand saß der schreibende Gerichtsschreiber; in dessen Nähe stand ein Dolmetscher, und der mit dem Aufrufe der Gegenstände beauftragte Huissier.

Ein Angeschuldigter saß auf einer Bank ganz nahe an der Estrade, welche die Richter einnahmen, derselben gegenüber. Nicht sehr weit von dieser Bank und etwas rechts waren Stühle, für die Zeugen bestimmt, die, sehr

bequem sitzend, aussagen. Dieses bequeme Sitzen ist ohne Zweifel eine Folge der außerordentlichen Artigkeit der Beamten, die sich selbst in der Sitzung nicht verleugnet. Diese Maßregel ist vielleicht, aus dem Gesichtspunkte der Artigkeit betrachtet, sehr lobenswerth; aber scheint sie nicht ganz und gar geeignet, die würdige und feierliche Haltung zu beeinträchtigen, die jeder Versammlung solcher Menschen geziemt, welchen die Gesellschaft und das Gesetz den hohen Beruf übertragen haben, über andere Menschen Urtheile zu fällen.

Und nicht bloß die Zeugen sagen, ohne Anstand auf ihren Stühlen sitzend, aus; auch die Angeschuldigten antworten in der nämlichen Stellung auf die Fragen, welche von den Mitgliedern des Gerichts an sie gestellt werden. Es gewinnt in der That fast den Anschein, daß es sich für alle um nichts Anderes, als um eine sehr gewöhnliche Unterhaltung handelt. Wir zweifeln nicht, bald den Staatsanwalt und die Advokaten erscheinen zu sehen, den einen, um sein Requisitoire abzugeben, die anderen, um ihre Plaidoirs herzusagen, während sie sich in ihren Fauteuils behaglich schaukeln. Die öffentlichen Sitzungen werden bald, man muß es erwarten, nichts Anderes, als eine vertrauliche, sehr angenehme Unterhaltung sein; es werden hie und da einige Verurtheilungen zu fünf, ja zu zehn Jahren Gefängniß erfolgen; mehr als ein Plauderer wird sich mit einer besondern Empfehlung der hohen Polizei zurückgezogen haben; aber was liegt daran? Man hat die Tabatieren kreisen lassen, man wird einige unbedeutende Worte gewechselt haben; man hat sich guten Tag gesagt, indem man eintrat, man hat sich beim Weggehen gegrüßt, und es würde wohl schwerlich der Fall sein, daß nicht die ganze Welt durch alle diese so gewissenhaft befolgten Regeln der Höflichkeit vollständig zufrieden gestellt wäre.

Wir fahren jetzt fort.

Zwei vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnete Gens-

darmen standen an jeder Seite der Balustrade, welche den Platz der Zuhörer von jenem trennte, in welchem sich die abgehörten Zeugen, die Advokaten und die privilegirten Besucher befanden.

Unsere zwei Personen hatten sich in eine Ecke gestellt, höchst wahrscheinlich, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, welche ohne Zweifel ihre Kleidung hätte erregen müssen, die, obwohl einfach, von gutem Geschmacke zeugte, der im Contraste mit den Lumpen des Pöbels stand, unter den sie sich gemischt hatten.

Diese beiden Personen waren Niemand anders, als der Chevalier von Bleeden und der Graf d'Espinoy, welcher Mitglied der Verbindung geworden, deren Seele oder vielmehr deren böser Geist der Chevalier war. Wir werden später auseinandersetzen, wie es dem Grafen gelang, seine Aufnahme herbeizuführen.

Beide trugen einen kurzen Paletot von dunkler Farbe, bis an den Hals zugeknöpft; der übrige Theil ihres Anzuges war sehr sorgfältig.

Die Regelmäßigkeit der Züge des Chevaliers war weit davon entfernt, befriedigend zu sein. Die Knochen seiner Hirnschale traten leicht unter der Fläche seiner Stirne hervor; seine schwarzen, kleinen, lebhaften und durchdringenden Augen, sein blasser, selbst etwas galliger Teint, seine starken, ironischen, höhnischen Lippen, sein viel zu langes Gesicht bildeten ein Ganzes, an welchem viel zu tadeln war. Allein der Chevalier hatte ein prachtvolles, schwarzes, lockiges Haar, woraus er den möglichsten Vortheil zu ziehen wußte; sein en collier gehaltener Backenbart, sein kleiner und geschickt gezeichneter Schnurrbart waren gleichfalls von schönem, glänzendem und leuchtendem Schwarz, und seine Zähne waren überdies die schönsten der Welt. Er hatte eine schlanke, gut gehaltene Taille, stolzes Benehmen, überhaupt die Manieren der großen Welt, und er galt mit Recht für einen Cavalier, der, was seine äußern Eigenschaften betraf, sehr angenehm war.

Der Graf und der Chevalier erhoben das Haupt und richteten ihre Blicke auf die Bank der Angeklagten. Der Mann, den man gerade aburtheilte, schien sie sehr wenig zu interessiren; denn kaum hatten sie ihn bemerkt, als sie die Unterredung fortsetzten, die sie während ihres Eintritts begonnen hatten.

„Sie haben sie also nie gesehen, Bleeden?"

„Nein, mein Theurer," antwortete der Chevalier; „aber ich wiederhole Ihnen, daß die Tantje versichert, daß sie den schönsten Kopf habe, den man sehen könne, und darum sehen Sie mich so ungeduldig, sie kennen zu lernen."

„Sind Sie auch gewiß, ihre Bedenklichkeiten besiegen zu können?" fuhr der Graf fort; „ihr Widerstand . . ."

„Meine Maßregeln sind getroffen," versetzte der Chevalier; sowie die Kleine den Händen der Madame Wauters übergeben sein wird . . ."

„Apropos," unterbrach ihn der Graf, „wissen Sie, daß diese Tabakhändlerin eine Tochter von bewunderungswürdiger Schönheit besitzt?"

„Es ist schon lange her, seit dies meine Meinung ist, mein lieber d'Epinoy," fuhr der Chevalier fort, „und ich habe deßhalb auch den schönsten Plan ausgedacht. Später werde ich Ihnen dieses Alles auseinander setzen, weil ich vielleicht Ihren Beistand in Anspruch nehmen muß."

Der Graf verbeugte sich, ohne zu antworten; der Chevalier hatte seine unverschämten Blicke auf die junge Therese gerichtet; sie nahm in diesem Augenblicke seine Aufmerksamkeit ausschließend in Anspruch.

„So wie also," fuhr der Chevalier fort, „die Kleine der Madame Wauters übergeben sein wird, wird sie unmittelbar unter sicherer Escorte in ein kleines Haus gebracht werden, welches ich in der Vorstadt von Schaerbeck habe miethen lassen. Einmal in meinen Händen . . ."

„Wird sie schwerlich daraus entwischen," fiel ihm der wiederholt in die Rede, „daran ist kein Zweifel;" fuhr er fort, indem er sich Mühe gab, sein Auge

die zerlumpte Menge durchdringen zu lassen, „ich sehe die Tantje nicht; ist sie nicht hier?"

„Sie wird sich wohl gehütet haben, hieher zu kommen," entgegnete der Chevalier.

„Warum denn?"

„Sie hat vor den Leuten von der Justiz denselben Abscheu, den ich vor garstigen und verschämten Weibern hege."

„Sie haben mir aber doch, wenn ich mich recht erinnere, gesagt, daß sie eine Assignation erhalten habe, um Nachrichten über ihre Nichte zu geben, sie zurückzufordern, wenn es möglich."

„Gewiß; allein da sie fürchtet, daß ihre Gegenwart Erörterungen herbeiführen könne, die auf ihr ehrenwerthes Handwerk einen Verdacht werfen könnten, enthielt sich die kluge, pfiffige Frau desselben, und zog trotz ihrer Habsucht vor, einer Geldstrafe sich auszusetzen, als die Nachstellungen der Justiz auf sich zu ziehen."

Diese Unterredung wurde durch das Geräusch unterbrochen, welches gewöhnlich nach dem Ausspruche eines Urtheils sich erhebt, während der verurtheilte oder freigesprochene Angeschuldigte sich entfernt.

Der Graf und der Chevalier richteten aufs Neue ihre Blicke auf die Bank der Angeschuldigten; sie war leer.

„Rufen Sie eine andere Sache auf," sagte in dem nämlichen Augenblicke der Präsident des Gerichts.

„Der Herr Staatsprokurator gegen das Mädchen Micke Radelers, der Landstreicherei angeklagt!" entgegnete auf der Stelle mit lauter Stimme der Huissier, an welchen dieser Befehl gerichtet worden.

Nachdem sich eine Seitenthüre geöffnet hatte, erschien die arme Micke ganz verlegen und aufgeregt.

Der Huissier führte sie zu der Bank der Angeschuldigten.

Als sie eintrat, hatten sich der Graf und der Cheva=

lier auf die Zehen gestellt, um sie besser betrachten zu können.

„Das ist wahrhaft ein entzückendes Geschöpf,“ sagte der Chevalier, und wenn sie ein wenig gereinigt sein wird . . .“

„Wird sie sehr schön sein,“ fiel der Graf ein; „ein Kleid von Seide oder Leinwand würde ihr viel besser stehen, als dieser Kittel.“

Die erbärmlichen Kleidungsstücke, die Micke bei ihrer Flucht aus dem Kornhofe trug, hatten in der That nur eine sehr kleine Aenderung erlitten. In diesem Augenblicke befanden sich ihre nackten Füße in einem Paar durchlöcherter, übergetretener Schuhe. Ein baumwollenes Sacktuch umzog ihren Kopf und verbarg ihr schönes, blondes Haar. Sie verdankte diese Gegenstände dem Mitleiden einer armen Mutter einer Familie, welche mit ihr in dem Gefängnisse des Petits-Carmes gefangen gehalten wurde.

Die kleine Unglückliche war vor dem Tribunale stehen geblieben. Ihre Brust schlug heftig; alle ihre Glieder zitterten.

„Setzen Sie sich,“ sagte der Präsident zu ihr.

Micke war außer sich, fiel auf die Kniee, rang die Hände, und brach in Thränen aus.

Ihr Schmerz war so aufrichtig, ihre Thränen waren so rührend, daß die Richter und das ganze Auditorium Theilnahme ergriff.

Selbst der Huissier wurde gerührt und trat hinzu, um ihr aufstehen und auf die Bank sich niederzulassen zu helfen.

„Beruhigen Sie sich, junges Mädchen,“ sprach der Präsident.

Die Güte dieses Richters gab dem unglücklichen Kinde wieder einigen Muth; sie legte ihre Hände auf die Augen, um die Thränen zu trocknen, und stieß die letzten, sie pressenden Seufzer aus.

„Wie ist Ihr Name?“ fragte der Präsident.

„Micke Radelers,“ antwortete sie schüchtern.

„Ihr Alter?"

„Bald vierzehn Jahre."

„Micke," fuhr der Präsident fort, „in der Nacht vom 4. dieses Monats hat Sie die Patrulle unter den Arkaden des théatre royale schlafend gefunden. Sie haben also keine Wohnung?"

Micke senkte den Kopf und schwieg.

„Antworten Sie mit Bestimmtheit," sprach der Präsident, „wer sind Ihre Aeltern? Wo wohnen sie?"

„Ich zählte sieben Jahre, als ich meinen Vater verlor und ich trat gerade mein eilftes Jahr an, als meine Mutter starb," antwortete Micke. „Meine Schwester und ich wohnten bei der Schwester meiner Mutter..."

Es war der Augenblick gekommen, in welchem der Staatsanwalt seinen Eifer und seine Sorgfalt zeigen mußte, für die gute Verwaltung der Justiz mitzuwirken; er unterbrach daher das Mädchen und sprach zu dem Gerichte:

„Aus den von uns angestellten Erhebungen geht in der That hervor, daß das Mädchen Nadelers Waise ist und gleich ihrer Schwester von der Frau Lenaerts, ihrer natürlichen Tante, aufgenommen wurde. Wir haben diese Frau vorladen lassen, vor Ihnen zu erscheinen, meine Herren, aber wir glauben nicht, daß sie bei der Audienz anwesend sei."

„Huissier," fragte der Präsident, „hat die Frau Lenaerts der Vorladung Folge geleistet, welche ihr der Herr Staatsprokurator zukommen ließ?"

„Nein, Herr Präsident," antwortete der öffentliche Diener.

„Rufen Sie diesen Zeugen von Neuem auf!" fuhr der Präsident fort.

„Die Frau Lenaerts!" meckerte der Huissier.

Es erfolgte keine Antwort.

„Ihr werdet lange und oft rufen können, bis sie sich zu euerer Verfügung stellt," murmelte der Chevalier de Bleeden.

Der Substitut des Staatsprokurators erhob sich aufs Neue, seine Miene war ernst und strenge.

„In der Erwägung," sagte er, „daß die Frau Lenaerts nicht erscheint, obwohl sie gehörig vorgeladen worden, stellen wir den Antrag, daß es dem Tribunal gefallen möge, den Art. 80 des Coder über das Strafverfahren in Anwendung zu bringen."

Der Antrag war vollkommen gerechtfertigt, darum wurde ihm auch sogleich stattgegeben und die Tantje in eine Strafe von fünfundzwanzig Franken verurtheilt.

„Zum Henker!" sagte der Chevalier lachend zu dem Grafen, als dieses Urtheil ausgesprochen wurde, das ehrenwerthe Tribunal ahnt nicht, daß ich es bin, den es in diese Geldstrafe verurtheilt hat."

Der Substitut hatte sich wieder gesetzt; mit zurückgelehntem Körper warf er einen triumphirenden Blick auf die Zuhörer.

Der Präsident fuhr mit den Fragen fort und sagte:

„Micke, warum haben Sie die Wohnung Ihrer Tante verlassen?"

Micke senkte den Kopf und antwortete nicht.

„Antworten Sie!" fuhr der Präsident fort.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen," bemerkte endlich das arme Kind.

„Hat Ihre Tante Sie mißhandelt?"

„Ich habe nichts gegen meine Tante zu sagen, mein Herr."

„Haben Sie eine Beschäftigung? Verstehen Sie zu arbeiten?"

„Ach, nein, mein Herr, oh, ich würde sehr glücklich sein, könnte ich meinen Lebensunterhalt durch Arbeit gewinnen."

„Das wäre wirklich viel lobenswerther, als bei Nacht durch die Straßen zu laufen und wie eine Landstreicherin aufgegriffen zu werden."

Niedergedrückt von dem Gewichte dieses Vorwurfs,

den sie, wie sie fühlte, nicht verdiente, stand Micke auf dem Punkte, Alles zu gestehen; aber ein Instinkt von Großmuth sagte ihr, daß die Tantje die Schwester ihrer Mutter sei, daß sie sie nicht anklagen dürfe, um sich zu vertheidigen. Sie schwieg daher, aber neue Thränen strömten über ihr schönes Gesicht.

„Das Mädchen Radelers,“ sagte in diesem Augenblicke der Substitut, immer mit demselben amtlichen Accente sprechend, „scheint uns der Theilnahme um so weniger werth, weil ihre Aufführung in der Regel sehr schlecht gewesen sein muß, indem ihre Tante, die leibliche Schwester ihrer Mutter, sie so, ohne sie zurückzufordern, der Strenge des Gesetzes überläßt.“

Diese Bemerkung war trefflich, von Weisheit strahlend. Das Auge des Substituten glänzte daher mit allen Strahlen der Intelligenz.

Ach, so werden unglücklicher Weise nur zu oft die Handlungen beurtheilt. Wir wollen die Justiz achten, aber ihre Irrthümer beweinen.

Der Anführer der Patrulle, welche Micke aufgegriffen hatte, war der einzige abzuhörende Zeuge. Als er seine Aussage über die Art der Verhaftung der jungen Micke gemacht hatte, gab der Präsident dem Herrn Substituten des Staatsprokurators das Wort.

„Meine Herren,“ sprach dieser, „das Mädchen Micke Radelers, welches Sie abzuurtheilen haben, wurde bei der Nacht auf der öffentlichen Straße aufgegriffen. Sie hat keine Wohnung, niemand fordert sie zurück, sie ist ohne Mittel des Unterhalts, sie hat Ihnen überdies, täuscht uns unser Gedachtniß nicht, selbst erklärt, daß sie keine Beschäftigung habe, daß sie zu arbeiten nicht verstehe; dies sind ihre eigenen Ausdrücke. Alle diese verschiedenen Umstände begründen, meine Herren, wesentlich das Vergehen der Landstreicherei, wie es der Gesetzgeber weise in dem Art. 270 des Strafgesetzbuches definirt hat. Es besteht

daher, meine Herren, in dieser Hinsicht nicht der geringste Zweifel, auch nicht die mindeste Ungewißheit.

„Indessen bietet sich, meine Herren, eine andere Frage in dieser Sache dar, es ist die einer gesetzlichen Entschuldigung. Die Angeschuldigte ist in der That erst vierzehn Jahre alt, sie ist folglich jünger als sechszehn Jahre. Kann sie als eine Person betrachtet werden, welche ohne Beurtheilungskraft gehandelt hat und darf die Nachsicht des Gesetzes auf sie angewendet werden? Bestimmt nicht, meine Herren!“

Der Augenblick war gekommen, eine tiefe Gelehrsamkeit zu zeigen. Der Substitut bemächtigte sich eines Quartanten, blätterte einige Augenblicke in diesem und fuhr dann fort:

„Wir finden in der That bei Dalloz, Band achtundzwanzig, Seite achtundvierzig ein Urtheil des Cassationshofes vom 22. März 1823, welches ausspricht, daß der der Landstreicherei Angeklagte nicht dadurch entschuldigt werden kann, daß er noch nicht sechszehn Jahre alt, daß seine Landstreicherei die Folge seiner unglücklichen Lage ist. Die Richter dürfen sich, sagt dieses Urtheil wörtlich, der Anwendung der im Artikel 271 ausgesprochenen Strafen nicht enthalten.

Der Substitut legte seinen Dalloz bei Seite und fuhr fort:

„Nichts ist rationeller, meine Herren, und wir dürfen sagen, nichts ist nothwendiger, als diese gegen das Vergehen der Landstreicherei, durch die erleuchtete Rechtswissenschaft dieses höchsten Gerichtshofs gemachte Ausnahme. Dieses Vergehen vereinigt in der That, meine Herren, eigenthümliche Charaktere in sich, deren Folgen schrecklich sein könnten für die Interessen der Gesellschaft, wenn nicht eine strenge Gesetzgebung, eine umsichtige Rechtspflege durch ihre gemeinschaftlichen Anstrengungen ebten, die traurigen Resultate derselben zurückzuhalten.

Wir wollen versuchen, dieses auseinanderzusetzen, meine Herren."

Während nun der junge Substitut diese Thesis mit all der Emphase entwickelte, welche sein Eingang hoffen ließ, glaubte das arme, auf seiner Bank noch immer zitternde Mädchen, daß es vergessen worden, es konnte sich nicht denken, daß es die Ursache und der Gegenstand so wichtiger und so feierlicher Worte sei.

Als dieses sublime Requisitoire nicht ohne mehrmalige schweigende Billigung des Gerichtsschreibers, des Huissiers und der Gendarmen vollendet worden war, beschloß das Tribunal in Berathung zu treten.

Als der Chevalier Bleeden die Richter in das Berathungszimmer gehen sah, sprach er seine Unruhe und Erstaunen gegen den Grafen aus.

„Ich sehe," sagte er, indem seine Blicke in allen Theilen des Saales herumschweiften, „keinen Anwalt erscheinen, der diese kleine Micke im Namen der Madame Wauters zu reklamiren kommt. Sollte die Tantje mir einen Streich gespielt haben?"

Während sich der Chevalier über die Abwesenheit des Anwalts und über die Berathung des Gerichts beunruhigt, stellte Lucian ernste und traurige Betrachtungen an.

„Da ist," sagte er, „ein junges Mädchen, noch ganz Kind, seines Vaters und seiner Mutter beraubt, der feilen Verführung einer schändlichen und entmenschten Verwandten preisgegeben, einer Verführung, welcher ihre unglückliche Schwester schon erlegen ist. Das arme Kind, geschlagen, gequält, gemartert, hatte keinen andern Schutz als ihre Tugend und ihre Schamhaftigkeit, und vermöge dieser widerstand sie der Verführung, der Mißhandlung, und blieb rein in Mitte des Schlammes. In der Furcht, in eine Schlinge zu gerathen, oder daß am Ende ihre Kraft, ihr Muth sie verlassen möchten, floh sie mit jenem Glauben, mit jener Hoffnung, welche edle Seelen das Bewußtsein einer hochsinnig vollführten Pflicht verleiht."

„Und da ist sie nun verloren, verlassen, ohne Schutz, ohne Hülfe, ohne Verwendung. Die Gesellschaft, die natürliche Beschützerin jedes ihrer Mitglieder, daher besonders die Beschützerin der Kinder, der Schwachen und der Unglücklichen, hätte sie aufnehmen sollen, und sie besitzt unstreitig wohlthätige Institute, deren Thüren sich dem engelgleichen Kinde öffnen, innerhalb welcher sich die Keime der Weisheit und der Tugend entwickeln werden, mit welchen sie Gott, unbestechlich bei der Vertheilung seiner Wohlthaten, so reichlich zum Ersatze für das Elend, für die Qualen begabt hat, die sie während ihres Lebens zu ertragen hat. Ohne Zweifel wird die Gesellschaft sich glücklich fühlen, die großartigen Anlagen dieses jungen Mädchens, dieser kostbaren, in Mitte des Kothes rein und weiß gebliebenen Perle, zu entwickeln und sie wird nicht aufhören, sie mit ihrer mächtigen und schützenden Aegide zu decken.“

„Zuverläßig wird die Gesellschaft auf sie die ganze Sorgfalt verwenden, die sie besonders den Kindern schuldig ist. Verbreitet sie nicht, indem sie für sie sorgt, sie leitet, in jeder Hinsicht veredelt, ihre Wohlthaten auf die künftigen Geschlechter, deren Ursprung diese Kinder sein werden?“

„Aber nein; die Gesellschaft thut von dem allem nichts; denn sie ist wesentlich egoistisch und ohne Voraussicht. Sie ist streng, oft grausam, niemals mitleidig oder tröstend; denn sie gleicht einer Wahnsinnigen, die, wenn sie verwundet, sich zu heilen glaubt, indem sie sich neue Wunden versetzt; sie ist eine eitle Thörin, die sich putzt, ihre Haare parfümirt, während sie ihr Herz durch den Rost zerfressen läßt. Sie hat Gesetze, welche die Verbrechen bestrafen, aber sie hat keine, die diesen vorbeugen. Sie hat Obrigkeiten, welche gegen die Schuldigen mit Strenge verfahren; aber sie hat keine solchen, welche die Tugend unterstützen, ermuthigen und belohnen. Ihr Arm erhebt sich, wenn er schlagen muß; er sinkt

herab, wenn es sich darum handelt, zu schützen, zu söhnen, zu Hülfe zu kommen, und überdies sind die Schläge, die er austheilt, blind ausgetheilt; denn in ihrem Unvermögen der unglücklichen Ehrbarkeit zu Hülfe zu kommen, verwechselt die Gesellschaft diese mit dem Laster, mit der Missethat, und sie glaubt sich von demselben zu befreien, indem sie sie bunt durcheinander in ihre eherne Wage wirft."

„So ist denn auch Micke, dieses schöne, dieses reizende, der Theilnahme, des Mitleids, ja selbst der Zärtlichkeit so werthe Kind, in den Kerker geworfen worden, weil sie dem Antrieb eines heiligen Unwillens folgte; so steht sie nun vor einem Gerichte, welches Rechenschaft über ihr Benehmen, darüber fordert, daß sie schlafend auf der öffentlichen Straße gefunden wurde, weil sie ohne Hülfsmittel, ohne Beschäftigung, ohne irgend ein Mittel zum Unterhalte, Landstreicherin im Sinne des Gesetzes ist."

„Was können die Richter, wenn man auch die wohlwollendsten Absichten bei ihnen voraussetzt, für sie thun?"

„Der Staatsanwalt, dieser große Wortkrämer der Gesellschaft, hat ihnen so eben gesagt, daß ihre Jugend, ihre unglückliche Lage keine Entschuldigung in den Augen des Gesetzes sei, daß sie ohne Erbarmen verurtheilt werden müsse. Er sagte überdies, diese Verurtheilung sei eine Folge der Rechtswissenschaft des höchsten Gerichtshofs."

„Eigenthümliche, seltsame Rechtswissenschaft."

„Der gereizte, der angegriffene Mann, der um sein Leben zu schützen, seinen Gegner tödtet, ist schuldlos. Das minderjährige Kind, das geschlagene, das gemarterte, der Schande ausgesetzte, welche aus dem Orte seiner Qual, oder aus dem der Schande, die ihm bereitet wird, flieht, ist es dagegen nicht. Für den ersteren gibt es eine ehrenhafte Freisprechung, für die letztere nur eine entehrende Verurtheilung."

„Welch' ein jammervoller Widerstreit des Gesetzes!"

„Und angenommen, daß die Richter, ihrer eigenen Einsicht vertrauend, eine Rechtsansicht zurückweisen, die ihren großmüthigen Gesinnungen nicht entspricht, und sich der Befugniß des Gesetzes bedienen, welches sie zur Lossprechung ermächtigt, wenn ein noch nicht sechzehn Jahre altes Kind ihnen ohne Zurechnungsfähigkeit gehandelt zu haben scheint — was wird dann aus ihr werden?"

„Micke wird, wenn die infame Tantje sie zurückfordert, aufs Neue ihren von Haß, Lastern und Verdorbenheit triefenden Händen überliefert werden, und dann wird das junge Mädchen diesen wiederkehrenden schrecklichen Versuchungen unterliegen, oder es wird aufs Neue fliehen und dann durch die erschwerenden Umstände eines moralischen Rückfalls verfolgt werden, welcher nun die Richter nachsichtslos machen wird."

„Wenn aber, und dies ist der glücklichste Fall, der sich ereignen kann, Micke durch dieses abscheuliche Weib nicht zurückgefordert wird, was werden die Richter beginnen? Sie werden verfügen, daß sie nach der Bestimmung des Gesetzes in ein Correctionshaus eingesperrt werde, und sie werden sie so, unstreitig ohne es zu wollen, brandmarken, sie werden sie folglich entehren. Als Menschen wird vielleicht ihr Herz bluten, aber als Richter werden sie ein Urtheil aussprechen müssen, dessen Folge sein wird, diese interessante Erscheinung in jenen Zufluchtsort aller Laster zu schicken, welchen man die Cambre*) nennt. Dieses Wort allein schon macht das Herz erstarren."

---

*) Wir können nicht genug anerkennen, daß der Direktor dieser Anstalt, von welcher wir noch mehr zu sprechen haben werden, in seiner Verwaltung einen Eifer und eine Einsicht der lobenswerthesten Art entwickelt, besonders wenn man die Geringfügigkeit

Der Chevalier von Bleeden hatte sich, fortwährend von seiner Unruhe verfolgt, seit einem Augenblicke von Lucian getrennt, um irgend eine schwarze Robe zu entdecken, unter welcher er den Anwalt zu erkennen hoffte, welcher das unwillkürliche Werkzeug seiner schändlichen Umtriebe war. Lucian selbst schien jemand mit den Augen zu suchen, aber niemand erschien, und dennoch war an der Haltung der Richter leicht zu erkennen, daß ihre Berathung dem Ende nahe.

Ein Richterspruch sollte über das Schicksal der Micke entscheiden, als ein Mann die Thüre mit Geräusch öffnete, die Menge zertheilte und sich an den Schranken des Gerichts mit geschäftiger Miene, mit hochgetragener Nase und zurückgeworfener Toga zeigte, unter dem Arme ein umfangreiches Akten-Packet tragend.

Der Chevalier athmete leichter; denn er erkannte den Mann des Gesetzes, der die Vollmacht der Madame Wauters hatte. Es war nun an Lucian die Reihe, die Blicke unruhig in der Mitte des Saals umherschweifen zu lassen.

Der Präsident wollte das Urtheil aussprechen; der Anwalt hielt ihn davon zurück.

„Ich bitte das Tribunal um Entschuldigung, daß ich so spät erscheine, sagte er, indem er seine Toga mit dünkelhafter Selbstzufriedenheit hinaufzog; eine Sache von der höchsten Wichtigkeit hat mich bis zu diesem Augenblicke bei der ersten Kammer des Tribunals zurückgehalten."

Obwohl der Präsident mit den Schlichen des Herrn Van Kerberghen sehr bekannt war, der gerne und sehr geschickt an seine schöne Praxis glauben machte, so war er doch diesmal überrascht und glaubte, daß der Anwalt

---

der Mittel, die zu seiner Verfügung gestellt sind, und die Hindernisse betrachtet, die sich den Verbesserungen, welche er einzuführen versucht, ohne Unterlaß entgegenstellen.

sich in dem Zimmer geirrt habe, indem der Dienst der Anwälte im Allgemeinen hinsichtlich der Zuchtpolizei, besonders bei Fällen der Landstreicherei, wenig in Anspruch genommen wird.

„Was wollen Sie, Herr Van Kerberghen?“ sagte er, „Sie haben mit dieser Sache nichts zu schaffen.“

„Ich bitte das Tribunal um Entschuldigung,“ entgegnete Herr Van Kerberghen, indem er seine Kopfbedeckung abnahm und sie wieder aufsetzte; „ich habe die Ehre, Madame Wauters zu vertreten.“

„Madame Wauters?“ fragte der Präsident ganz erstaunt.

„Madame Wauters,“ fuhr der Anwalt fort, indem er zum viertenmale seine Kopfbedeckung abnahm, „Madame Wauters ist eine sehr ehrenwerthe Frau . . .“

„Aber, Herr Van Kerberghen . . .“

„Von den trefflichsten Gesinnungen belebt . . .“

„Das Tribunal bezweifelt es nicht . . .“

„Tabakhändlerin, Mutter einer Familie, ihre sociale Stellung ist gewiß der Art . . .“

„Ich wiederhole Ihnen, es waltet ein Irrthum ob . . .“

„Um dem Tribunale alles Vertrauen einzuflößen . . .“

Die Geduld des Präsidenten war zu Ende.

„Herr Van Kerberghen,“ unterbrach er ihn, indem er mit einer seltenen Präcision jede Silbe dieses Namens aussprach, „das Tribunal ist im Begriffe, ein Urtheil auszusprechen, Sie werden daher schweigen.“

Aber Herr Van Kerberghen begrüßte das Tribunal zum fünftenmale.

„Gerade dem Aussprechen dieses Urtheils will ich mich widersetzen, Herr Präsident,“ sagte er, „indem ich im Namen und für Rechnung meiner Clientin die junge Micke Radelers zurückfordere.“

„Endlich einmal!“ murmelte der Chevalier, welcher

sich Lucian genähert hatte; „ich glaubte wahrhaftig, daß der Lumpenkerl nicht damit zu Ende kommen würde.“

Wir vermögen nicht, das Erstaunen und die Ueberraschung der Micke zu schildern, als sie sich im Namen einer Person zurückgefordert sah, deren Namen sie nie gehört hatte.

Der Präsident begann diese unerwartete Intervention des Herrn Van Kerberghen in Betracht zu ziehen.

„Sie reclamiren also, wie sie sagen, im Namen einer Frau Wauters dieses junge, auf der Landstreicherei betretene Mädchen,“ begann er, an den Anwalt sich wendend.

„Ja, Herr Präsident,“ erwiederte dieser.

„Ist diese Frau Wauters einer seiner Verwandten?“

„Nein, Herr Präsident; wie ich schon die Ehre hatte, dem Tribunal zu sagen, ist die Frau Wauters eine sehr ehrenwerthe Person, Mutter einer Familie, das Mitleid, die Liebe . . .“

„Welches Geschäft hat sie?“ unterbrach ihn der Präsident.

„Tabakhändlerin, Herr Präsident.“

Die drei Köpfe der Richter näherten sich; sie schienen mit einander übereinzustimmen. Das Tribunal hatte seinen frühern Sitz wieder eingenommen.

„Dieses Wort: Tabakhändlerin,“ sagte der Chevalier zu Lucian, „scheint mir keinen sehr guten Eindruck gemacht zu haben. Dieser Schwätzer hätte sich wohl dieses Worts enthalten können,“ fügte er bei, eine Bewegung mit der Schulter machend.

„Herr Van Kerberghen,“ sagte der Präsident, „das Tribunal zweifelt weder an der Moralität, noch an der liebevollen Absicht Ihrer Clientin; allein da sie keinem der Mitglieder desselben bekannt ist, kann ihr das Tribunal dieses junge Mädchen nur dann anvertrauen, wenn es Aufklärungen erhalten haben wird.“

„Ich habe schon die Ehre gehabt, dem Tribunal bemerklich zu machen,“ entgegnete Herr Kerberghen, „daß meine Clientin Tabakhändlerin, Mutter einer Familie . . .“

„Der Schuft!“ rief der Chevalier, indem er vor Ungeduld mit dem Fuße stampfte, „ich möchte ihn gerne mit meiner Reitgerte durchhauen.“

„Herr Van Kerberghen,“ antwortete der Präsident, indem er ein Lächeln, welches er mit seinen beiden Collegen theilte, unterdrückte, „das Tribunal macht Ihnen bemerklich, daß die Stellung als Tabakhändlerin ihm keine genügende Garantie darbietet. Wir werden die Sache auf acht Tage zurückstellen, und während dieser Zeit wird man Erkundigungen über Ihre Clientin einziehen.“

Indem er sich gegen den Staatsanwalt richtete, fügte der Präsident bei:

„Hat der Herr Staatsanwalt etwas zu bemerken?“

„Wir theilen vollständig die Meinung des Tribunals,“ antwortete der junge Beamte, indem er sich, ohne sich zu erheben, verbeugte.

Während dieser Zeit suchte ein schwarz gekleideter Mann von sehr ehrenhaftem Ansehen die Menge zu durchbrechen. In seiner erhobenen Hand, welche alle Köpfe überragte, hielt er einen Brief mit einem großen, rothen Siegel. Sein Bemühen, bis an die Schranken des Gerichts durchzudringen, zog die Aufmerksamkeit des Präsidenten auf sich.

„Was will dieser Mann?“ sprach er mit lauter Stimme. „Wer sind Sie, mein Herr?“ fügte er hinzu, als sich der Mann genähert und ehrfurchtsvoll gegrüßt hatte.

„Ich habe die Ehre, an das Haus des Herrn Herzogs von Wladimont attachirt zu sein,“ erwiederte dieser, „und ich bin beauftragt, dem Herrn Präsidenten einen Brief der Frau Herzogin zuzustellen. Dieser Brief hat, wie ich glaube, Bezug auf dieses junge Mädchen.“

Er deutete hiebei auf die Angeklagte, der Huissier [illegible]hte sich, nahm den Brief und stellte ihn dem Präsiden- zu.

Die Theilnahme, die allgemeine Neugierde, die auf

den höchsten Grad gestiegen, kamen der Verlegenheit des Chevaliers noch nicht gleich.

„Was kann die Herzogin von Wladimont bei dem Allen zu schaffen haben?“ fragte er den Grafen.

„Das ist in der That sehr seltsam,“ antwortete Lucian mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit, „aber, wir wollen hören!“

Der Präsident hatte das Siegel erbrochen, durchflog den Brief mit den Augen, warf einen Blick voll Rührung auf Micke, und las dann mit lauter Stimme:

„Herr Präsident!

„Die ehrenwerthesten Gründe haben die junge Micke „bestimmt, aus dem Hause ihrer Tante zu fliehen. Dieses „junge Mädchen ist ein Engel; ich erbitte mir als eine „Gnade, als eine besondere Gunst von dem Tribunale, sie „mir anzuvertrauen. Dasselbe darf überzeugt sein, daß ich „alle Sorgfalt, alle Zärtlichkeit einer Mutter für sie he„gen werde.

Luise, Herzogin von Wladimont.“

Das Vorlesen dieses Briefes vermehrte nur die Theilnahme an dieser Scene, die jeder neue Zwischenfall steigerte. Alle Blicke richteten sich gerührt auf Micke, die noch immer mit niedergeschlagenen Augen dastand, sich für das Spielzeug eines schönen Traumes hielt.

Der Substitut hatte sich erhoben; an die Richter sich wendend sprach er:

„Meine Herren, die Frau Herzogin von Wladimont ist uns bekannt, wie sie es auch ohne Zweifel sämmtlichen Mitgliedern des Gerichts ist. Ihr Name schon enthebt uns jeder Bemerkung über das Vertrauen, welches sie einflößen muß. Wir glauben daher, daß der Reclamation der Frau Herzogin von Wladimont stattzugeben, daß ihr die junge Micke Radelers anzuvertrauen sei.“

Herr Van Kerberghen erhob sich nun, und zum sechstenmale salutirend, schrie er:

„Ich habe indessen die Ehre, dem Tribunale be-

lich zu machen, daß meine Clientin eine ehrsame Hausfrau . . ."

Der Präsident unterbrach ihn durch eine Geberde und sprach ein Urtheil aus, welches dem Antrage des Staatsanwalts gemäß war.

Herr Van Kerberghen fluchte in der Stille, nahm sein umfangreiches Aktenheft zu sich, drückte seine Faltenmütze tief über den Kopf hinein und murmelte in Mitte des Geräusches, welches seine weite, durch seine raschen Bewegungen hin und hergeworfene Robe verursachte, und sich entfernend: „Indessen ist meine Clientin Mutter einer Familie, eine ehrenwerthe Tabakhändlerin . . ."

Indem er, diese letzten Worte stammelnd, an dem Chevalier vorüber ging, dieser sie hörte, kam es ihm in den Sinn, jenem einen schlimmen Streich zu spielen; klugerweise begnügte er sich damit, ihn durch seinen Blick niederzuschmettern.

Der Präsident wandte sich, nachdem er das Urtheil ausgesprochen hatte, an die Micke und sagte ihr voll Güte:

„Junges Mädchen, das Tribunal kennt die Gründe nicht, welche Sie gezwungen haben, die Wohnung Ihrer Tante zu verlassen; es genügt indessen, daß sie von der Frau Herzogin ehrenwerth genannt wurden, und das Tribunal theilt ihre Theilnahme, ihre Vorsorge für Sie. Es ist gewiß ein Glück, Sie solchen Händen zu übergeben; denn die Frau Herzogin ist eben so großmüthig, eben so liebreich, als sie eine edle und vornehme Dame ist. Lieben und verehren Sie sie, mein Kind, und danken Sie Gott dafür, daß er Ihnen diese Beschützerin geschenkt hat."

Micke hatte sich erhoben, große Thränen rollten über ihr Gesicht herab, ihre Hände waren gefaltet, ihre Augen zum Himmel erhoben.

„Das hätte ich nie geglaubt, Herr Präsident," sagte sie; „daß ich zu arbeiten lernen sollte, um mein Leben ehrbar zu führen!"

Der Aufruf einer andern Sache machte dieser eben so einfachen als rührenden Scene ein Ende.

Der Chavalier und Lucian hatten den Saal verlassen. Die Verlegenheit des Ersteren läßt sich nicht beschreiben.

„Nun, was sagen Sie dazu?“ fragte er Lucian.

„Sie sehen mich eben so überrascht, wie Sie selbst sind, mein Theurer,“ entgegnete Lucian, dessen Kaltblütigkeit sich nicht auf einen Augenblick verlor.

„Aber,“ fuhr der Chevalier fort, „ist denn diese Herzogin nicht etwas mit Ihnen verwandt?“

„Allerdings, und zwar in einem ziemlich nahen Grade; wir sind Geschwister-Kind,“ antwortete Lucian.

„Sie sehen sich indessen seit einiger Zeit wenig.“

„Seit unserer Vertraulichkeit, mein Lieber; die Herzogin gehört, wie es scheint, nicht zu Ihren Freunden, und sie erklärt uns den Krieg.“

„Den sie nicht lange fortführen kann,“ versetzte der Chevalier mit bitterer Ironie. „Aber wer hat sie unterrichten können?“

„Das Gold, mein Theurer,“ unterbrach ihn der Graf, „dringt in viele Geheimnisse ein.“

„Sollte die Tantje . . .?“

„Wer weiß . . .“

„Ha, ha, Frau Herzogin!“ fuhr der Chevalier mit einer drohenden Geberde fort, „Sie versperren uns den Weg! Wohlan es sei! Wir nehmen den Kampf auf. Aber es liegt ein Geheimniß hierunter versteckt, und dieses werden wir durchdringen. Mein lieber Lucian, obgleich die Frau Herzogin ihre Verwandte ist, so rechnen wir doch auf Sie, Sie werden nicht zurückbeben.“

„Ganz und gar nicht, Chevalier; ich bin im Gegentheil begierig, mich stets auf demselben Wege zu befinden, welchen meine edle Cousine verfolgen wird.“

Der Graf und der Chevalier waren bei der Münze angekommen; sie trennten sich, indem sie sich die Hand drückten. Der Chevalier stieg in den Bac hinauf, der

Graf aber ging nach dem Gefängnisse von Petits-Carmes.

Viertes Kapitel.

Nicke.

Wir versetzen den Leser aufs Neue in das Hotel Wladimont, und zwar in dem Augenblicke, in welchem der Herzog, seine Gemahlin und Lucian in dem Salone der Herzogin versammelt waren. Luise nahm die im Hintergrund stehende Marquise allein ein, in einiger Entfernung saß Lucian in einem Fauteuil, der Herzog stand vor dem Kamine. Lucian hat den Herzog von Wladimont in Kenntniß gesetzt, wie ihn der Zufall zum Herrn des Geheimnisses der Association gemacht hat, welche der Chevalier gründete; er verbarg ihm aber dabei, wie man sich denken wird, die Anwesenheit der Herzogin in dem Hotel Cluysenaar. Der Herzog hat nicht allein dringend gebeten, in die durch Luise ausgedachte Verschwörung aufgenommen zu werden, er ist auch das eifrigste Mitglied derselben geworden.

„Mein Gott, Lucian," sprach die Herzogin, „wie ich bedaure, daß die Schicklichkeit und auch die für einen günstigen Erfolg unserer Verschwörung nothwendig erforderliche Klugheit mir nicht erlaubt haben, dieser Sitzung des Zuchtpolizeigerichts beizuwohnen. Nichts ist ergötzlicher, als das Gemälde, welches sie uns entworfen haben; aber vielleicht hat es ihre Einbildungskraft mit Farben überladen."

„Nein, ich versichere es Ihnen, es ist die reinste Wahrheit," antwortete Lucian.

„Wie groß mußte das Erstaunen des Chevaliers sein," als der Präsident das Schreiben der Herzogin vorlas," bemerkte der Herzog.

„Er war niedergeschmettert," versetzte Lucian, „aber wissen Sie, Luise," fügte er, an diese sich wendend, bei, „daß ich selbst einen Augenblick lang sehr unruhig war, indem ich Ihren Intendanten nicht erscheinen sah."

„Ich hatte ihm empfohlen, entgegnete Luise, „meinen Brief nicht früher dem Präsidenten zu geben, als nach der vom Anwalte im Namen der Madame Wauters erhobenen Reclamation; ich glaube, so heißt sie."

„Ja, dies ist ihr Name. Aber welche Absicht hatten Sie hiebei?"

„Wie, Sie errathen sie nicht?"

„Sie wollten ohne Zweifel den Chevalier quälen, und ihm seine Beute in dem Momente entreißen, wo er sich gewiß ihrer zu bemächtigen glaubte."

„Zuverläßig."

„Ihr Manöver ist vollkommen gelungen; aber nehmen Sie sich in Acht, theure Cousine, der Chevalier ist wüthend auf Sie."

„Der Chevalier beeilt sich ein wenig, wie mir scheint," entgegnete die Herzogin. „Wir sind noch nicht weiter, als im Vorpostengefechte; was wird erst dann werden, wenn wir im wirklichen Gefechte begriffen sein werden?"

„Dann wird er zittern," sagte der Herzog lächelnd.

„Sie lachen, mein Freund," fuhr Luise fort, indem sie auf ihren Gatten einen Blick voll edler Begeisterung warf. „Wohlan denn, ich versichere Ihnen, daß der Chevalier Ursache hat, zu zittern; denn ich sage es Ihnen, er wird unterliegen in diesem Kampfe. Aber sind Sie gewiß, mein Cousin," fuhr sie an Lucian sich wendend, fort, „sind Sie gewiß, daß der Chevalier keinen Verdacht hinsichtlich unseres Wissens hat."

„Ich bin gewiß, daß er an nichts denkt."

„Indessen unsere Verwandtschaft . . . ."

„Ist ihm bekannt," unterbrach sie Lucian, „erzeugt aber nicht den geringsten Verdacht in ihm; er ist sogar von der zwischen uns herrschenden Kälte durch mein neues Bündniß mit ihm überzeugt. Dieses Bündniß ist in seinen Augen eine Ursache Ihrer Feindseligkeit geworden, und hat Ihre Sorgsamkeit herbeigeführt, seine und meine Handlungen kennen zu lernen."

„Das könnte nicht besser sein," entgegnete die Herzogin freudig.

„Fürchten sie nicht," sagte der Herzog, „daß früher oder später die Gedanken des Chevaliers eine andere Richtung nehmen . . . ."

„Dies scheint mir schwer, sogar unmöglich," unterbrach Lucian, „alle meine Anstrengung und mein Benehmen ist darauf berechnet, ihn in diesem Glauben zu erhalten. Urtheilen Sie selbst. Einige Tage, nachdem zwischen meiner Cousine und mir festgesetzt worden war, daß ich mich in diese Gesellschaft aufnehmen zu lassen habe, begab ich mich in den Bac, fand dort den Chevalier, den Grafen von Frensberg und Vanlinden an einem Ecarte-Tische vereinigt; man spielte sehr hoch, ich wettete gegen sie, und das Glück heftete sich mit einer solchen Beharrlichkeit an die Seite, auf welche ich getreten war, daß ich, ehe eine Stunde verflossen war, zweihundert Wilhelme gewonnen hatte, daß . . . ."

„Sind Sie Spieler, Lucian?" fiel die Herzogin in vorwurfsvollem Tone ein.

„Nein, Luise, gewiß nicht; aber es war ein Mittel, mich dem Feinde zu nähern, um ihn besser erforschen zu können."

„Und ihn die ersten Kosten des Kriegs bezahlen zu lassen, und dabei seine Munition zu vermindern," bemerkte Luise lächelnd. „Das war sehr klug."

„Dies war meine Absicht nicht," fuhr Lucian fort; „denn sobald ich bemerkt hatte, daß das Spiel dem Chevalier alles Geld, welches er mit sich gebracht, geraubt hatte,

bot ich ihm hundert Goldstücke an. Er weigerte sich anfangs; ich bestand darauf, endlich nahm er sie an. Das Glück wurde ihm nicht günstiger, er verlor aufs Neue, und ich zwang ihn, weitere zweihundert Wilhelme von mir zu nehmen. Indessen verließen der Chevalier, der Graf und Vanlinden, des Verlierens müde, bald das Spiel und ließen sich in das kleine Zimmer, in Form einer Rotunde, welches sich zwischen dem Lesesaal und dem Zimmer der Whistspieler befindet, Punsch bringen. Der Chevalier lud mich ein, daran Theil zu nehmen."

„Und Sie hüteten sich wohl, es abzuschlagen," bemerkte die Herzogin.

„Gewiß," versetzte Lucian, „die Gelegenheit war zu schön, um nicht von derselben zu profitiren. Der Chevalier schien durch das Vergnügen bezaubert, welches ich bezeigte, indem ich diese Einladung annahm; denn bis zu diesem Tage hatten sich unsere Beziehungen auf die einfachen Höflichkeitsformen der Leute beschränkt, die sich oft in der Welt begegnen, und ich war immer seinen oft, aber stets erfolglos erneuerten Annäherungen ausgewichen."

„Und was thaten, was sprachen Sie in dieser Rotunde?" fragte Luise hastig.

„Sogleich, meine liebenswürdige Cousine," antwortete Lucian. „Wir tranken viel Punsch; denn ich hörte nicht auf, die Gläser zu füllen."

„Und die andern hörten nicht auf, sie zu leeren;" entgegnete Luise; „das ist ein allerliebster Anfang!"

„Zuverläßig war es, Luise," bemerkte der Herzog, „das beste Mittel, um die Geister zu Mittheilungen aufgelegt zu machen."

„Nun," fuhr Luise fort, „bestimmt sind Sie ein vortrefflicher Diplomate, Lucian. Fahren Sie fort, ich bitte Sie."

„Ich kannte die Theorie und die Grundsätze des Chevalier, die, wie Sie wissen, sehr wenig orthodox sind, vorzüglich in moralischer Hinsicht. Ich führte ihn, ohne

daß er es bemerkte, zu deren Entwicklung vor uns, ich stellte mich entzückt, ich klatschte in die Hände; ich machte mich zum Helden einiger erdichteten scandalösen Episoden, ich stellte mich so hoch über die Heldenthaten und die Nichtswürdigkeiten eines jeden, ich trug eine solche Entartung zur Schau, daß ich die Ehre dieses Abends davon trug."

„Ich bringe Ihnen meine Glückwünsche dar, mein Cousin, sagte Luise, indem sie sich scherzhaft verneigte.

„Und Sie haben alle Ursache, Luise; denn ich verdiene es."

„O, ich zweifle nicht daran. Und Sie haben, wie ich überzeugt bin, großen Credit bei dem Chevalier erlangt.

Mehr als ich hoffen durfte," versetzte Lucian; „denn während ich meine Cigarre anzündete, sah ich, wie er sich zu dem Grafen und Vanlinden neigte, ihnen einige Worte in die Ohren flüsterte, wie diese durch ein bejahendes Zeichen antworteten. „Mein lieber Graf," sagte er dann, zu mir sich wendend, werden Sie wohl die Güte haben, morgen mit Frensberg, Vanlinden und mir zu soupiren? Wir haben Ihnen eine Mittheilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen."

„Ich nahm die Einladung höchst zuvorkommend an; ohne die Gründe derselben, an welchen ich nicht zweifelte, enträthseln zu wollen, ging ich wie ein Mensch darauf ein, der glücklich ist, sich einer Gelegenheit zu einem Vergnügen zu bemächtigen."

„Und welcher Ort wurde für dieses Souper bestimmt?" fragte Luise.

„Das lasse ich Sie errathen, meine schöne Cousine," versetzte Lucian.

„Das ist nicht schwer. Nicht wahr das Hotel Cluysenaar?" sagte die Herzogin.

„In der That," fuhr Lucian fort, „Ihrer Scharfsicht kann nichts entgehen."

„Das muß so sein," bemerkte der Herzog.

„Wie so, mein Freund?" fragte die Herzogin.

„Sind Sie denn nicht der Chef unserer Verschwörung?" entgegnete der Herzog von Wladimont.

„Sie wollen scherzen."

„Nein, Luise, ich spreche ganz im Ernste. Lucian und ich, wir stellen uns unter Ihre Befehle. Sie werden gebieten, und wir werden vollziehen."

„Ohne Zweifel," sagte Lucian, „und welche Autorität kann mächtiger, wirksamer sein, als die Ihrige, wenn es sich darum handelt, Gutes zu thun, Böses zu verhüten."

„Das nenne ich Schmeichelei, Lucian; allein sie ist von so gutem Geschmack, daß ich nicht böse darüber sein kann."

„Sie übernehmen also den Oberbefehl?" versetzte der Graf.

„Sie beide wollen es durchaus?" sagte Luise, indem sie abwechselnd ihren Mann und ihren Vetter anblickte.

„Ohne den mindesten Zweifel," antwortete der Herzog und Lucian zu gleicher Zeit.

„Wohlan, so sei es!" entgegnete Luise, „und als ersten Akt meiner Autorität befehle ich Ihnen, mein Vetter, uns zu erzählen, was sich bei diesem Souper zugetragen hat."

„Ich stehe zu Ihren Befehlen, meine schöne Gebieterin," erwiederte Lucian, indem er in Form einer militairischen Ehrenbezeigung die Hand an die Stirne legte.

„So sprechen Sie!" sagte Luise, die einen befehlenden Ton affectirte.

„Ich sage Ihnen zunächst, daß das Souper delicat war, daß ausgesuchte Weine . . ."

„Uebergehen Sie diese Einzelnheiten!"

„Und daß es noch nicht zu Ende war, als ich schon auf den Vorschlag des Chevalier mich einstimmig als Mitglied der Gesellschaft aufgenommen fand, in alle Geheim

nisse und in alle Entwürfe meiner neuen Vertrauten eingeweiht war. Seit dieser Zeit hat mich der Chevalier zu seinem rechten Arme ausersehen. Meine Geschicklichkeit im Spiele meiner Rolle — verzeihen Sie mir dieses Selbstlob — hat mir sein Vertrauen verschafft, und er verläßt mich kaum. Besonders aber habe ich sein Vertrauen und seine Ergebenheit dadurch mir erworben, daß ich ihn überredet habe, daß meine Verbindung mit ihm mir Ihre Ungnade, meine liebenswürdige Cousine, zugezogen habe."

„Lucian," bemerkte der Herzog, „es war sehr klug von Ihnen, daß Sie den Chevalier an eine solche Ursache der Feindseligkeiten Luisens glauben machten. Dies kann von sehr großem Nutzen für uns sein . . ."

„Um so mehr," fiel Lucian ein, „als, je größere Anstrengungen die Frau Herzogin machen wird, um seine Projecte zu vereiteln, sein Verdacht sich weiter von mir entfernen wird."

„Gewiß," sagte Luise, „weil er überhaupt in meiner Unzufriedenheit die Ursache hievon findet . . ."

„Was übrigens nicht ohne Gefahr ist," fiel der Herzog lachend und die Achseln zuckend ein.

„Erklären Sie sich, mein Cousin," sagte Lucian, „worin nach Ihrer Ansicht die uns drohende Gefahr besteht?"

„Ist nicht eine Hauptsache," begann der Herzog, „vermöge deren wir einen vollständigen Erfolg erlangen, daß wir auf keine Weise den Argwohn des Chevalier erregen, daß wir Kenntniß haben?"

„Unstreitig," entgegnete die Herzogin.

„Nun," fuhr der Herzog fort, „Lucian wird es leicht sein, sich in Stimme und Bewegungen zu verstellen, sich das Ansehen eines Erz-Roué zu geben; aber wenn er es bei diesem bloßen Ansehen bewenden läßt, so wird er zuletzt dem Chevalier verdächtig werden . . ."

„Ich verstehe Sie vollständig, Herr Herzog," fiel

ihm Lucian in die Rede. „Indem ich die von meiner Cousine mir zugetheilte Rolle übernahm, habe ich auf der Stelle alle Schwierigkeiten derselben erkannt. Sie haben mich nicht erschreckt, und Sie können mir die Sorge überlassen, keinen Verdacht zu erregen, ohne darum gezwungen zu sein, einen lebhafteren Antheil an den Ausschweifungen einer Verbindung zu nehmen, deren Zerstörung wir uns zum Ziele gesetzt haben. Wir werden die Opfer retten, mein Cousin; aber ich werde keines bringen; ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Nun, Lucian," entgegnete der Herzog, Ihr Vertrauen macht mich sicher und ich beginne, an einen vollständigen Erfolg zu glauben."

Lucians Antwort hatte Luisen große Freude gemacht, allein sie enthielt sich, dieselbe auch nicht durch einen Blick auszudrücken.

„Ja," begann sie, „Lucian hat Recht, wir werden die Schlachtopfer retten, und schon können wir dem Himmel dafür danken, daß wir vielleicht das würdigste und interessanteste Wesen gerettet haben. Diese reizende Micke muß sehr glücklich geschienen haben, als Sie, mein Cousin, sie in ihrem Gefängnisse aufsuchten?"

„Mehr als man glauben kann, antwortete Lucian. „Als ich mich in Petits-Carmes einfand, erbot sich der Director dieser Anstalt, mich in das Gefängniß zu begleiten, in welchem Micke, wie er vermuthete, sein mußte. Wir fanden sie auch dort, mit einer Frau von einigen vierzig Jahren auf- und abgehend, deren Züge eingefallen, deren Blicke durch Thränen, durch die Leiden des Elends matt gemacht waren, deren mit Lumpen bedeckter Körper einen schmerzlichen Eindruck auf mich machte. Der Director sagte der Micke, daß ich komme, um sie zu Ihnen zu bringen, und daß sie sich anschicken solle, mir zu folgen. Nun schlug das arme Kind seine großen Augen voll Freude zu mir auf; ihr blasser Teint übergoß sich mit den lebhaftesten Farben, ihr Mund blieb vor

zücken offen stehen. Ihre Begleiterin brachte ihre abgemagerte Hand an die Augen, um eine Thräne zu trocknen."

„„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte sie zu mir, „daß ich vor Ihnen so wie ein Kind weine, allein Sie sehen mich ganz von Rührung hingerissen. Sehen Sie, es kommt so selten an uns arme Leute, daß man Mitleiden mit uns hat. Wissen Sie, es ist sehr schön von dieser vornehmen Dame, daß sie Erbarmen mit diesem Kinde hat. Sagen Sie mir, mein Herr, wollen Sie sich mit einem kleinen Auftrage an diese gute Herzogin von mir belasten lassen?"

„Sehr gerne," erwiederte ich, gerührt von so großer Theilnahme, mit so großem Elende gepaart.

„„Er besteht darin,"" fuhr sie fort, „„daß die arme Johanna Covens sie in ihren Gebeten niemals vergessen wird, daß sie, wenn mich Gott erhört, eben so glücklich sein wird, als sie gut und großmüthig ist. Geh', Micke," fügte sie, indem sie das junge Mädchen an ihre Brust drückte, bei, „„und fahre fort, klug zu sein, Du hast eine Beschützerin gefunden; ich sollte es nicht sagen, aber Du verdienst es wohl.""

„Micke erwiederte die Zärtlichkeit der armen Frau mit Rührung.

„Die religiöse, fast heilige Sprache in dem Munde einer Gefangenen hatte mich auf's Höchste überrascht; als Micke sich wieder gegen mich kehrte, las sie ohne Zweifel in meinen Zügen, was in meinem Innern vorging, denn indem sie voll Rührung die Hände dieser Unglücklichen drückte, sagte sie zu mir:

„„O, mein Herr, ich könnte sie wohl umarmen, ohne zu erröthen; meine gute Johanna Covens ist seit zwei Jahren im Gefängniß; aber sie ist eine ehrsame Frau, wissen Sie das?""

„Wie," fiel die Herzogin lebhaft ein, „wie, diese Unglückliche war seit zwei Jahren Gefangene, ohne irgend

ein Verbrechen, ohne irgend einen schweren Fehltritt begangen zu haben?"

„Lassen Sie mich vollenden, ich bitte Sie," erwiederte Lucian, „und Sie werden bald den Unwillen theilen, der sich meiner bemächtigt hat. Micke hatte mir all' die Güte, all' die Sorgsamkeit erzählt, welche diese Frau für sie seit ihrer Ankunft in dem Gefängnisse gehabt hatte. Ich wurde hiedurch innig gerührt, und von diesem Momente an faßte ich den Entschluß, meinen Einfluß, den Ihrigen, Herr Herzog, zu verwenden, um eine Erleichterung ihrer Lage zu bewirken."

„Meine gute Frau," sagte ich zu ihr, „haben Sie noch lange in diesem Hause zu bleiben?"

„„Ach, mein guter Herr,"" erwiederte sie, „„wahrscheinlich mein ganzes Leben lang.""

Ich glaubte, daß mir eine schauderhafte Missethat enthüllt werden würde."

„„Micke hat es Ihnen gesagt, mein Herr,"" fuhr sie fort, „„daß Johanna Covens eine ehrbare Frau ist, allein sie ist arm, sehr arm, weil sie nicht im Stande war und ohne Zweifel nie im Stande sein wird, eine Strafe von vierzig Frank zu bezahlen, zu deren Entrichtung sie wegen dem verurtheilt wurde, was die Gerechtigkeit eine Uebertretung nennt.""

„Wie," rief ich, „Sie sind wegen einer Geldstrafe von vierzig Frank seit länger als zwei Jahren im Gefängnisse?"

„„Ach ja, mein guter Herr!""

„Ich glaubte für einen Augenblick, daß diese Frau lüge; ich wandte mich an den Director, er gab mir durch ein Zeichen zu erkennen, daß sie die Wahrheit sage." *)

---

*) In dem Augenblicke, von welchem wir schreiben, seufzt und kümmert sich ein junger Mensch, ein Kind von sechzehn Jahren, in dem Gefängnisse von Petit-

„Aber das ist ja abscheulich!“ rief Luise. „Und was thaten Sie, Vetter?“

„Was ich that? Nicht wahr, Sie sind darüber im Zweifel, Luise? Ich nahm fünf Goldstücke aus meiner Börse, legte sie in die Hand dieser Frau, gab zehn andere dem Director, indem ich ihn bat, die Formen zu erfüllen, die erforderlich sind, um dieser Unglücklichen in der kürzesten Zeit ihre Freiheit wieder zu geben, und ihn beauftragte, den Rest dieser zehn Goldstücke nach Bezahlung der Strafe und der Kosten ihr zuzustellen.“

„Ha, ich athme wieder auf,“ bemerkte Luise; „ohne Zweifel hat diese gute Frau Sie mit ihren Segenswünschen überschüttet, Lucian.“

„Anfangs hatte sie die Kraft nicht,“ entgegnete Lucian; „sie zitterte so heftig, daß wir das Gold, welches sie in ihrer Hand hielt, klappern hörten; ich fürchtete sogar einen Augenblick lang, daß sie wahnsinnig geworden sei vor Freude. Glücklicher Weise entrißen sie die Thränen, welche sich Bahn brachen, diesem gefährlichen Zustande.“

„„Wie, mein Herr,““ rief sie, sich mir zu Füßen werfend, „Ihrer Menschenfreundlichkeit verdanke ich meine Freiheit, das Glück, meine Kinder wieder zu umarmen,

---

Carmes, in welchem er seit zwei Jahren verwahrt wird, weil er eine Geldstrafe von einigen und vierzig Franken nicht bezahlen kann. Wir hätten nie an die Wahrheit einer solchen Thatsache glauben können, wenn nicht ein hoher Beamter, der eben so menschenfreundlich als aufgeklärt war, die Güte gehabt hätte, uns ein Aktenstück vor Augen zu legen, in welchem alle Einzelnheiten dieser Monstruosität constatirt sind. Wir würden, indem wir diese Thatsache dem allgemeinen Unwillen preisgeben, glücklich sein, wenn wir die wahren Menschenfreunde für das Unglück dieses armen Kindes lebhaft interessiren könnten.

die ich, seit ich im Gefängnisse bin, nicht mehr gesehen habe!''"

„Und was ist aus Ihnen geworden?" fragte ich entsetzt, ein größeres Unglück fürchtend.

„„Am Tage meiner Verhaftung,"" antwortete sie, „„haben sich die beiden armen Kleinen in dem Bettler-Depot der Cambre gestellt, wo sie noch gefangen sind. Daher gibt Ihre Menschenliebe nicht bloß der armen Johanna Covens, sondern auch den beiden Kindern derselben die Freiheit.''"

„Ich bemerkte jetzt, Luise, daß ich, indem ich mit meiner Börse diese arme Frau unterstützte, mir Eingriffe in den Antheil erlaubte, den Sie sich vorbehalten haben, und um meinen Fehler wieder gut zu machen, versprach ich in Ihrem Namen dieser Frau, daß Sie künftig für diese Kinder sorgen würden."

„Sie haben wohl gethan, Lucian. Jedes Versprechen dieser Art, welches Sie in meinem Namen geben werden, wird mir stets heilig sein. Diese beiden Kinder sind, wie Sie sagten, in dem Bettler-Depot der Cambre verwahrt?"

„Ja, meine Cousine."

„Wohlan, mein Freund," fuhr Luise fort, an den Herzog sich wendend, „wollen Sie sich bei diesem guten Werke betheiligen, mich in das Bettler-Depot begleiten?" . . .

„Sie, Luise," unterbrach sie Lucian, „Sie in die Cambre!"

„Und warum nicht, Lucian," versetzte Luise. „Wenn dieser Ort in der That die Zufluchtstätte der Unglücklichen ist, wo könnte ich besser hoffen, dem Elende zu begegnen, welches Erleichterung erheischt.

„Mein Ausruf," entgegnete Lucian, „sollte auch nicht einen Tadel, wohl aber meine Bewunderung aussprechen."

„Vetter," fuhr die Herzogin mit sanftem Ernste fort, „hier gibt es nichts, was zu bewundern wäre. Wenn man das wahre Vergnügen, die Wonne mehr kennen würde,

„Aber das ist ja abscheulich!" rief Luise. „Und was thaten Sie, Vetter?"

„Was ich that? Nicht wahr, Sie sind darüber im Zweifel, Luise? Ich nahm fünf Goldstücke aus meiner Börse, legte sie in die Hand dieser Frau, gab zehn andere dem Director, indem ich ihn bat, die Formen zu erfüllen, die erforderlich sind, um dieser Unglücklichen in der kürzesten Zeit ihre Freiheit wieder zu geben, und ihn beauftragte, den Rest dieser zehn Goldstücke nach Bezahlung der Strafe und der Kosten ihr zuzustellen."

„Ha, ich athme wieder auf," bemerkte Luise; „ohne Zweifel hat diese gute Frau Sie mit ihren Segenswünschen überschüttet, Lucian."

„Anfangs hatte sie die Kraft nicht," entgegnete Lucian; „sie zitterte so heftig, daß wir das Gold, welches sie in ihrer Hand hielt, klappern hörten; ich fürchtete sogar einen Augenblick lang, daß sie wahnsinnig geworden sei vor Freude. Glücklicher Weise entrißen sie die Thränen, welche sich Bahn brachen, diesem gefährlichen Zustande."

„„Wie, mein Herr,"" rief sie, sich mir zu Füßen werfend, „Ihrer Menschenfreundlichkeit verdanke ich meine Freiheit, das Glück, meine Kinder wieder zu umarmen,

---

Carmes, in welchem er seit zwei Jahren verwahrt wird, weil er eine Geldstrafe von einigen und vierzig Franken nicht bezahlen kann. Wir hätten nie an die Wahrheit einer solchen Thatsache glauben können, wenn nicht ein hoher Beamter, der eben so menschenfreundlich als aufgeklärt war, die Güte gehabt hätte, uns ein Aktenstück vor Augen zu legen, in welchem alle Einzelnheiten dieser Monstruosität constatirt sind. Wir würden, indem wir diese Thatsache dem allgemeinen Unwillen preisgeben, glücklich sein, wenn wir die wahren Menschenfreunde für das Unglück dieses armen Kindes lebhaft interessiren könnten.

die ich, seit ich im Gefängnisse bin, nicht mehr gesehen habe!'"

„Und was ist aus Ihnen geworden?" fragte ich entsetzt, ein größeres Unglück fürchtend.

„‚Am Tage meiner Verhaftung,'" antwortete sie, „‚haben sich die beiden armen Kleinen in dem Bettler-Depot der Cambre gestellt, wo sie noch gefangen sind. Daher gibt Ihre Menschenliebe nicht bloß der armen Johanna Covens, sondern auch den beiden Kindern derselben die Freiheit.'"

„Ich bemerkte jetzt, Luise, daß ich, indem ich mit meiner Börse diese arme Frau unterstützte, mir Eingriffe in den Antheil erlaubte, den Sie sich vorbehalten haben, und um meinen Fehler wieder gut zu machen, versprach ich in Ihrem Namen dieser Frau, daß Sie künftig für diese Kinder sorgen würden."

„Sie haben wohl gethan, Lucian. Jedes Versprechen dieser Art, welches Sie in meinem Namen geben werden, wird mir stets heilig sein. Diese beiden Kinder sind, wie Sie sagten, in dem Bettler-Depot der Cambre verwahrt?"

„Ja, meine Cousine."

„Wohlan, mein Freund," fuhr Luise fort, an den Herzog sich wendend, „wollen Sie sich bei diesem guten Werke betheiligen, mich in das Bettler-Depot begleiten?" . . .

„Sie, Luise," unterbrach sie Lucian, „Sie in die Cambre!"

„Und warum nicht, Lucian," versetzte Luise. „Wenn dieser Ort in der That die Zufluchtstätte der Unglücklichen ist, wo könnte ich besser hoffen, dem Elende zu begegnen, welches Erleichterung erheischt.

„Mein Ausruf," entgegnete Lucian, „sollte auch nicht einen Tadel, wohl aber meine Bewunderung aussprechen."

„Vetter," fuhr die Herzogin mit sanftem Ernste fort, „hier gibt es nichts, was zu bewundern wäre. Wenn man das wahre Vergnügen, die Wonne mehr kennen würde.

die man empfindet, indem man Gutes thut, würde es weniger Unglückliche und mehr Wohlthäter geben." Indem sich Luise wiederholt an den Herzog wandte, fügte sie bei: „Werden Sie mich nach der Cambre begleiten, mein Freund?"

„Um so bereitwilliger," versetzte der Herzog, „als ich seit langer Zeit das Verlangen hege, diese Anstalt zu besuchen, über welche die Meinungen so sehr getheilt sind."

„Und werde ich nicht von der Partie sein," fragte Lucian.

„Das wäre sehr unklug," erwiederte Luise.

„Wie!"

„Müssen wir nicht vermeiden, uns gemeinschaftlich öffentlich zu zeigen. . . ."

„Sie haben recht, meine Cousine," entgegnete Lucian, „ich werde mich zu entschädigen suchen. . ."

„In der Gesellschaft des Chevalier von Bleeden?" fiel die Herzogin etwas boshaft ein.

„Nein, Luise, indem ich neue Nahrung für Ihre unersättliche Wohlthätigkeit suche."

In diesem Augenblick kündigte ein Diener den Herrn Bassett, Musiklehrer der Demoiselle Micke, an.

Herr Bassett trat ein und machte jeder der drei im Salon befindlichen Personen seine Verbeugung.

Lucian und Luise wechselten einen Blick und ein Lächeln.

„Die Frau Herzogin hat mir die Ehre erzeigt, mich rufen zu lassen, und ich stelle mich zu Ihren Befehlen," sagte der Lehrer, indem er seine Verbeugungen erneuerte.

Luise lud ihn durch ein Zeichen ein, sich zu setzen.

Bei dieser Einladung wendete sich Herr Bassett drei- oder viermal um, nahm einen Stuhl mit den Fingerspitzen, setzte sich so, daß er den Rand kaum berührte, und um sich zu fassen, fand er nichts Sinnreicheres, als seinen Hut in dem leeren, zwischen seinen ausgestreckten Beinen befindlichen Raume zu balanciren.

„Ich habe Sie bitten lassen, um zu erfahren, ob

Sie mit Ihrer jungen Schülerin zufrieden seien?“ sagte die Herzogin.

„Entzückt, Frau Herzogin, bezaubert!“

„Sie finden also fortwährend an meinem jungen Schützling große Anlagen für den Gesang?“

„Bewunderungswürdige Anlagen, Frau Herzogin, und eine Stimme! Wahrhaft göttlich! Dieser Ausdruck ist nicht zu stark!“

„Sie sind ein Enthusiast, Herr Bassett, sagte Luise lächelnd.“

„Nein, Madame,“ fuhr der Maestro in dem Tone eines Mannes fort, der andern seine eigene Ueberzeugung beibringen will, „ich spreche die Wahrheit; Mademoiselle Marie*) wird, wenn ihre musikalischen Anlagen ausgebildet sein werden....“

„Eine zweite Pasta, eine Coldbrand werden,“ unterbrach ihn die Herzogin mit einer etwas boshaften Miene.

„Vielleicht, Frau Herzogin, vielleicht,“ erwiederte Herr Bassett, indem er als Zeichen der Uebereinstimmung den Kopf in die Höhe richtete.

„Haben Sie sie gehört, Luise?“ fragte der Herzog.

„Nein, mein Freund, versetzte die Herzogin. „Als Lucian uns dieses theure Kind brachte, empfing ich es selbst und führte es in das kleine Gemach, welches ich ihr ganz nahe bei meinem Zimmer hatte bereiten lassen. Ich half ihr selbst bei dem Wechsel ihrer Toilette; ich war so glücklich in der Betrachtung des bezaubernden Gesichts dieses von einer sanften Freude strahlenden Kindes, welches mich entzückte, indem es auf jede ihm geweihte Aufmerksamkeit mit feuchten, von Dankbarkeit und Glück zeugenden Blicken antwortete. Die Ehrfurcht, die Furcht hielten seine Worte zurück, hemmten jedoch die Gefühle

---

*) Der Name Micke ist flämisch und heißt auf Deutsch Marie.

seines Herzens nicht, die sich überall, in den Zügen, in den Bewegungen aussprachen."

„Sind Sie nicht auch ein wenig enthusiasmirt, Luise?" unterbrach sie der Herzog, indem er seine Worte mit einem sanften Lächeln begleitete.

„Enthusiasmirt? Nein, mein Freund," entgegnete die Herzogin, aber, ich wiederhole es, ich bin glücklich, sehr glücklich; denn ich fühle, daß ich für Marie all' die Zärtlichkeit empfinde, welche eine Mutter für ihre Tochter empfindet. Ich selbst werde ihre Erziehung überwachen, leiten; schon habe ich um sie meine alten Lehrer versammelt, denen ich das geringe Talent verdanke, welches man mir in der Welt einräumen will," fügte sie bei, ihre Blicke auf Herrn Bassett richtend.

Bei diesen Worten legte Herr Bassett seinen Hut auf den Boden und verneigte sich ehrfurchtsvoll.

Ja, Herr Bassett, mein würdiger Maestro," fuhr die Herzogin fort, ihm die Hand reichend, „es ist mir sehr angenehm, ich versichere Sie, diese neue Gelegenheit ergreifen zu können, um Ihnen meinen Dank, meine Verpflichtung auszusprechen. . . ."

Herr Bassett vermochte nicht, sich zu fassen.

„Wahrhaftig . . . Frau Herzogin . . . in der That . . . das ist zu viel Güte," stotterte er, von so anmuthsvollem Wohlwollen ganz bezaubert.

„Und ich hoffe," fuhr Luise fort, indem sie liebevoll die Hand des ehrwürdigen, bis zu Thränen gerührten Lehrers ergriff, „und ich hoffe, daß Sie bei meiner Adoptivtochter Ihren so vollendeten, so gelehrten Unterricht mit dem nämlichen Eifer, mit derselben Güte fortsetzen werden, mit welcher sie so verschwenderisch gegen mich waren."

„Um Vergebung, Frau Herzogin," entgegnete Herr Bassett, „aber Sie überhäufen mich . . . Es ist im Gegentheile an mir, Ihnen meinen innigsten Dank ehrfurchtsvoll darzubringen. . . . Wenn ich einigen Ruf genieße, so ist es doch wohl Ihr Lob, welchem ich ihn verdanke?"

„Nein, nein, versetzte die Herzogin lebhaft, „Ihrem Verdienste verdanken Sie ihn, Ihrem Verdienste allein, einem Verdienste, welchem Jedermann gerne Gerechtigkeit widerfahren läßt, und wenn ich mir täglich darin gefalle, Ihre Methode als die beste unter allen anzupreisen, so geschieht es, weil die Fortschritte Ihrer Zöglinge, die Ueberlegenheit derselben täglich neue Beweise hiefür liefern, mir eine neue Verpflichtung auferlegen."

„Nun, Frau Herzogin," bemerkte Herr Basset, „wenn es wahr ist, daß das Verdienst der Zöglinge den Ruhm des Lehrers begründet, so bestehe ich darauf, Ihnen zu wiederholen, daß ich Ihnen den größten Theil dessen, der mir vorbehalten ist, verdanke; denn ich setze die größten Hoffnungen auf den Zögling, den Sie meiner Sorgfalt anvertrauen."

„In Wahrheit? Sie ist ein kleines Wunder."

„Wenn sie es noch nicht ist, wird sie es zuverlässig werden."

„Sie machen mir wahrhaftig Lust, sie zu hören."

„Ich würde Sie um diese Gnade schon gebeten haben, Frau Herzogin; aber Marie ist, wenn ich sie recht beurtheile, von außerordentlicher Schüchternheit, erlauben Sie daher, daß sie erst ein wenig Zuversicht erlange..."

„Wie ich merke, bestehen Sie darauf," fiel ihm Luise in die Rede, „daß Ihre neue Zöglingin alle ihre Kräfte gesammelt habe, wenn wir sie hören werden."

„Ja, damit Sie mich nicht mehr beschuldigen, ein Enthusiast zu sein."

Indem Herr Bassett diese Worte sprach, hob er seinen Hut auf und entfernte sich unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen.

„Gewiß hat Ihr Schützling, meine Cousine, eine Eroberung an Herrn Bassett gemacht," bemerkte Lucian, als der Musiklehrer sich entfernt hatte.

„Er ist so nachsichtig, so gut..." versetzte die Herzogin.

„Ich bemerke, Luise,“ unterbrach sie der Herzog lächelnd, daß Sie kein sehr großes Vertrauen in die Art Prophezeiung Ihres alten Lehrers setzen.“

„In der That handelt es sich, wenn man ihn hört,“ sagte Lucian, „um nichts geringeres, als um eine zukünftige, berühmte Primadonna.“

„Ich wage nicht, dieses zu glauben,“ entgegnete die Herzogin, „es wäre ein zu großes Glück für dieses Kind, eine zu große Freude für uns.“ Dann fügte sie, an den Grafen sich wendend, bei: „Aber Sie haben mir über Ihre Vorkehrungen hinsichtlich der Schwester Mariens keine Rechenschaft gegeben.“

„Es ist wahr, Cousine, es geschah aber, weil ich mich nicht gerne beeile, schlimme Nachrichten zu hinterbringen?“

„Was gibt es denn?“

„Seit dem Verschwinden ihrer Schwester hat sich Trinette, in Folge der schlimmen Behandlung von Seite ihrer Tante, durch die Flucht derselben entzogen.“

„Und was ist aus ihr geworden?“

„Kein Mensch weiß es, alle Nachforschungen, die ich deshalb anstellen ließ, waren fruchtlos.“

Die Herzogin nahm eine ernste Miene an.

„Unglückliches Kind!“ rief sie, „diese Nachricht muß man vor Marie verbergen, wir wollen uns hüten, ihre Schmerzen zu erneuern. Nicht wahr, mein Cousin, Sie setzen Ihre Nachforschungen fort?“

Zehntes Kapitel.

Herr Bassett.

Der Graf hatte zu einer Antwort keine Zeit; denn in diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre mit Geräusch und auf der Stelle erschien Herr Bassett mit äußerst verwirrter Miene, mit aufgeregtem Blicke.

„Was gibt es?“ fragten zu gleicher Zeit der Herzog und die Herzogin erstaunt.

„Ach, Frau Herzogin, das ist bezaubernd!“

„Nun...“

„Ach, Herr Herzog, welcher Ausdruck!...“

„So erklären Sie sich doch.“

„Ich versichere, Herr Graf, daß dieses junge Mädchen ein bewunderungswürdiges Instrument besitzt.“

„Wir zweifeln nicht daran,“ versetzte die Herzogin etwas zuversichtlich, „aber erklären Sie uns die Ursache dieser Aufregung.“

„Entschuldigung, Verzeihung, Frau Herzogin,“ entgegnete Herr Bassett, „als ich mich in diesem Augenblick entfernte, ging ich an dem Cabinette der Mademoiselle Marie vorüber. Ihre Stimme, eine Melodie... aber ich bin ein Thor, so zu sprechen... Kommen Sie... Um Gotteswillen folgen Sie mir... aber schön leise... auf den Zehenspitzen... wenn sie merken würde, daß wir sie belauschen, würde sie auf der Stelle aufhören.“

Der Herzog lächelte, alle drei folgten Herrn Bassett, der vor ihnen herging und die Beine aufhob, wie wenn er auf Nadeln ginge. Sie durchschritten mehrere Zimmer, vermieden auch das geringste Geräusch und blieben vor einer halb geöffneten Thüre stehen.

Alles war ruhig und stille. Das Gesicht des Herrn Bassett drückte eine höchst komische Täuschung aus, schon

schwebte auf den Lippen der Herzogin ein Scherz, als sich Töne von der höchsten Reinheit, von der seltensten Frische vernehmen ließen.

Es war Micke, welche allein, in ihrer Freude, in ihrem Glücke die populären Strophen sang, die ihr ihre Mutter in ihrer Jugend gelehrt hatte. Wir geben hier die Worte wegen ihrer gemüthlichen Einfachheit.

De kleine Visscher.

Des winters als het regent,
Dan zyn de paetjes diep, ja diep.
Dan komt dat loose visschertje
Visschen al inne dat riet,
Met zynen ryfstok, met zynen strykstok,
Met zynen lapsak, met zynen knapsak,
Met zynen leere, van dire domdeire,
Met zyne leere leerzen aen.

Der kleine Fischer.

Im Winter, wenn es regnet,
Wenn die Fußsteige tief, ja tief,
Dann kommt der kleine Fischer
Zu fischen in dem Schilf.
Mit seiner Angel, Ruthe,
Mit seinem Sack und Netz,
Mit seinen Stiefeln, Tra la la,
Mit seinen Lederstiefeln.

Dat loose molenarinnetje,
Ging in heur deurtje staen, jo staen,
Omdat dat aerdig visschertje
Voorby heur hener zon gaen,
Met zynen ryfstok, met zynen strykstok,
Met zynen lapsak, met zynen knapsak,
Met zyne leere, van dire domdeire,
Met zyne leere leerzen aen.

Die kleine, lose Müllerin
Vor ihre Thür sich stellt, ja stellt,
Weil ja der kleine Fischer
Vorüber an ihr zieht,
Mit seiner Angel, Ruthe,
Mit seinem Sack und Netz,
Mit seinen Stiefeln, Tra la la,
Mit seinen Lederstiefeln.

Wat heb ik u misdreven?
Wat heb ik u misdaen, ja daen,
En dat ik niet met vrede
Voorby uw deurtje may gaen
Met mynem ryfstok, met mynem strykstok,
Met mynem lapsak, met mynem knapsak,
Met myne leere, van dire domdeire,
Met myne leere leerzen aen.

Worin hab ich gefehlet,
Was hab ich denn gethan, gethan,
Daß ich an Deiner Thüre
Vorbei in Fried' nicht kann,
Mit meiner Angel, Ruthe,
Mit meinem Sack und Netz,
Mit meinen Stiefeln, Tra la la,
Mit meinen Lederstiefeln.

Gy hebt my niet misdreven,
Gy hebt my niet misdaen, ja daen,
Maer gy moet my drymael zaenen,
Er gy van hier mengt gaen,
Met uwen ryfstok, met uwen strykstok,
Met uwen lapsak, met uwen knapsak,
Met uwe leere, van dire domdeire,
Met uwe leere leerzen aen.

In nichts hast du gefehlet,
Nichts hast du mir gethan, gethan,
Du mußt mich dreimal küssen,
Eh' du vorüberziehst,
Mit Deiner Angel, Ruthe,
Mit Deinem Sack und Netz,
Mit Deinen Stiefeln, Tra la la,
Mit Deinen Lederstiefeln.

Je mehr Marie sang, desto mehr schien das Staunen ihrer indiscreten Zuhörer, das Vergnügen derselben zu wachsen. Herr Bassett schien vor Freude trunken.

„Nun!" sagte er, nach der letzten Strophe das Haupt erhebend.

„In der That," bemerkte der Herzog, „dieses Mädchen hat eine ziemlich gute Stimme..."

„Die der Entwicklung noch bedarf," fügte die Herzogin bei.

„Es liegen viele Unvollkommenheiten darin, die vielleicht angestrengten Studien weichen werden," fuhr der Herzog fort.

Dieses alles geschah bloß, um das Vorurtheil des guten Professors ein wenig zu bekämpfen.

„Nun, Herr Herzog," begann dieser, der durch das, nach seiner Meinung etwas strenge Urtheil sehr wenig befriedigt war, „dieses Kind bleibe nur zwei Jahre unter meinen Händen und wir werden sehen..."

„Sie bestehen also, mein lieber Professor," sagte Luise lächelnd, „immer noch darauf, uns wenigstens eine zweite Pasta zu verheißen?"

„Ja, Frau Herzogin, eine Pasla, eine Pizzaroni, eine Malibran," entgegnete Herr Bassett, der etwas ärgerlich darüber war, seinen Enthusiasmus nicht ganz getheilt zu sehen.

„Wir werden sehen! Wir werden sehen!" murmelte er noch immer als er, nachdem er sich bei der Herzogin verabschiedet hatte, die Treppe hinabstieg.

. . . .

Luise, der Herzog und Lucian waren in das Arbeitscabinet Mariens getreten. Das junge Mädchen erhob sich mit geröthetem Gesichte und trat ehrfurchtsvoll gegen die Herzogin heran, welche sie auf die Stirne küßte. In Folge der großmüthigen Sorgfalt Luisens war eine vollständige Umgestaltung in ihrem Aeußern vorgenommen worden. Das elende, mit Lumpen bedeckte Kind war verschwunden und sah sich durch ein junges Mädchen ersetzt, dessen einfacher und geschmackvoller Anzug die Reize desselben erhöhte.

Nach der Art, mit welcher Luise ihre Blicke auf das Mädchen richtete, hätte man glauben können, daß sie sich darin gefalle, ihre Schöpfung zu betrachten.

„Wir haben Sie unterbrochen, Marie," sprach sie zu ihr, allein Ihr Lehrer hatte uns solche Lobpreisungen Ihrer Stimme gemacht, daß wir das Verlangen hegten, selbst darüber zu urtheilen."

„O, Sie haben mich gehört!" sagte das junge Mädchen, die Augen niederschlagend und von Neuem erröthend.

„Dies muß Ihnen Vergnügen machen, Marie," fuhr die Herzogin fort, „denn Sie haben eine sehr gute Stimme. Ihr Lehrer rühmt Ihre musikalischen Anlagen; benützen Sie diese Gabe der Natur, arbeiten Sie mit Anstrengung, dies wird Ihnen einst dienen können."

Marie antwortete bloß dadurch, daß sie ihre schönen, von Dankbarkeit strahlenden Augen zu der Herzogin erhob. Der Takt Luisens erkannte hierin noch ein Verlangen, dessen Aussprechen durch die Ehrfurcht und die Schüchternheit des jungen Mädchens verhindert wurde.

„Ich fordere es, ich will es, mein Kind," fuhr sie mit Güte fort, „daß Sie in Ihrem Geiste jede Erinnerung, jeden traurigen Gedanken, der Sie betrüben könnte, verwischen. Ich beschäftige mich mit Ihrer Schwester und in kurzer Zeit, so hoffen wir, wird sie die Wirkungen meines Wohlwollens empfinden."

„O, Madame, wie gütig Sie sind!"

„Was Johanne Covens betrifft," fügte die Herzogin

In nichts hast du gefehlet,
Nichts hast du mir gethan, gethan,
Du mußt mich dreimal küssen,
Eh' du vorüberziehst,
Mit Deiner Angel, Ruthe,
Mit Deinem Sack und Netz,
Mit Deinen Stiefeln, Tra la la,
Mit Deinen Lederstiefeln.

Je mehr Marie sang, desto mehr schien das Staunen ihrer indiscreten Zuhörer, das Vergnügen derselben zu wachsen. Herr Bassett schien vor Freude trunken.

„Nun!" sagte er, nach der letzten Strophe das Haupt erhebend.

„In der That," bemerkte der Herzog, „dieses Mädchen hat eine ziemlich gute Stimme…"

„Die der Entwicklung noch bedarf," fügte die Herzogin bei.

„Es liegen viele Unvollkommenheiten darin, die vielleicht angestrengten Studien weichen werden," fuhr der Herzog fort.

Dieses alles geschah bloß, um das Vorurtheil des guten Professors ein wenig zu bekämpfen.

„Nun, Herr Herzog," begann dieser, der durch das, nach seiner Meinung etwas strenge Urtheil sehr wenig befriedigt war, „dieses Kind bleibe nur zwei Jahre unter meinen Händen und wir werden sehen…"

„Sie bestehen also, mein lieber Professor," sagte Luise lächelnd, „immer noch darauf, uns wenigstens eine zweite Pasta zu verheißen?"

„Ja, Frau Herzogin, eine Pasta, eine Pizzaroni, eine Malibran," entgegnete Herr Bassett, der etwas ärgerlich darüber war, seinen Enthusiasmus nicht ganz getheilt zu sehen.

„Wir werden sehen! Wir werden sehen!" murmelte er noch immer als er, nachdem er sich bei der Herzogin verabschiedet hatte, die Treppe hinabstieg.

Luise, der Herzog und Lucian waren in das Arbeitscabinet Mariens getreten. Das junge Mädchen erhob sich mit geröthetem Gesichte und trat ehrfurchtsvoll gegen die Herzogin heran, welche sie auf die Stirne küßte. In Folge der großmüthigen Sorgfalt Luisens war eine vollständige Umgestaltung in ihrem Aeußern vorgenommen worden. Das elende, mit Lumpen bedeckte Kind war verschwunden und sah sich durch ein junges Mädchen ersetzt, dessen einfacher und geschmackvoller Anzug die Reize desselben erhöhte.

Nach der Art, mit welcher Luise ihre Blicke auf das Mädchen richtete, hätte man glauben können, daß sie sich darin gefalle, ihre Schöpfung zu betrachten.

„Wir haben Sie unterbrochen, Marie," sprach sie zu ihr, allein Ihr Lehrer hatte uns solche Lobpreisungen Ihrer Stimme gemacht, daß wir das Verlangen hegten, selbst darüber zu urtheilen."

„O, Sie haben mich gehört!" sagte das junge Mädchen, die Augen niederschlagend und von Neuem erröthend.

„Dies muß Ihnen Vergnügen machen, Marie," fuhr die Herzogin fort, „denn Sie haben eine sehr gute Stimme. Ihr Lehrer rühmt Ihre musikalischen Anlagen; benützen Sie diese Gabe der Natur, arbeiten Sie mit Anstrengung, dies wird Ihnen einst dienen können."

Marie antwortete bloß dadurch, daß sie ihre schönen, von Dankbarkeit strahlenden Augen zu der Herzogin erhob. Der Takt Luisens erkannte hierin noch ein Verlangen, dessen Aussprechen durch die Ehrfurcht und die Schüchternheit des jungen Mädchens verhindert wurde.

„Ich fordere es, ich will es, mein Kind," fuhr sie mit Güte fort, „daß Sie in Ihrem Geiste jede Erinnerung, jeden traurigen Gedanken, der Sie betrüben könnte, verwischen. Ich beschäftige mich mit Ihrer Schwester und in kurzer Zeit, so hoffen wir, wird sie die Wirkungen meines Wohlwollens empfinden."

„O, Madame, wie gütig Sie sind!"

„Was Johanne Covens betrifft," fügte die Herzogin

bei, „so ist sie schon aus dem Gefängnisse befreit, und ich habe Ihre Schuld für alle Güte, die sie während Ihres Beisammenseins mit ihr für Sie hatte, abgetragen. Ich habe sie in den Stand gesetzt, einen kleinen Handel zu treiben."

„O, ich bitte Gott sehr, daß er ihr glücken möge," fiel Marie ein, ihre Hände faltend.

„Sie sind dankbar, Marie," entgegnete die Herzogin, „das ist sehr gut, es macht mir das größte Vergnügen. Morgen werden wir uns, der Herzog und ich, nach der Cambre begeben, um die beiden Kinder derselben zu suchen. Wir werden sie in gute Verhältnisse versetzen, damit sie nicht mehr unglücklich sind.' Dann wandte sie sich an den Herzog und sagte: „Es kommt mir ein Gedanke, mein Freund, erlauben Sie mir, ihn auszuführen?'

„Erinnern Sie sich denn unserer Uebereinkunft nicht?" erwiederte der Herzog.

„Wie?" sagte Luise.

„Ist es denn nicht an Ihnen," fuhr der Herzog fort, „zu befehlen, an uns zu gehorchen?"

„Also werden selbst meine Gedanken Befehle sein?"

„Ohne Zweifel."

„Nun," bemerkte Luise, „ich werde von diesem Privilegium einen ausgedehnten Gebrauch machen. Marie," fuhr sie fort, „Sie wissen vielleicht, daß die Cambre eine Zufluchtsstätte für eine große Menge armer, unglücklicher Kleiner ist, die das Elend, manchmal auch Mangel an Sorgfalt, der Obsorge und des Glücks einer Familie beraubt. Sie werden nun morgen mit uns gehen, Sie werden unter den kleinen Kindern, die sich dort befinden, zwei auswählen und ich werde mich mit der Zukunft derer beschäftigen, welche Ihre Wahl bezeichnet haben wird."

Edles Herz, Luise," sagte der Herzog, indem er zärtlich die Hand seiner Frau drückte.

Lucian hatte sich abgewendet, um eine Thräne der Rührung zu verbergen.

„Mein Gott," versetzte die Herzogin, „nichts ist natürlicher! Ich liebe dieses Kind, es hat, davon bin ich überzeugt, eine treffliche Seele, und es soll mit mir das Glück theilen, Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Morgen also, Marie," fügte sie bei, das junge Mädchen wiederholt auf die Stirne küssend, „und von jetzt an arbeiten Sie fleißig."

Eilftes Kapitel.

Das Quartier des Maralles.

Die Schenke zur weißen Rose.

Wenn man aus der Straße de l'Epée und aus der Straße du Miroir bis an das Thor de Hal geht, findet man die Hauptstraße rechts und links durch eine unendliche Menge kleiner, enger, schmutziger Straßen durchkreuzt, welche verschiedene Quartiere bilden, die man gewöhnlich unter der Benennung Quartier des Maralles zusammenfaßt.

Die düsterste Phantasie würde sich schwerlich ein abschreckenderes Gemälde schaffen können, als jenes ist, welches dieses Gemälde darbietet.

Die Straßen sind so unrein, so kothig, so schlecht gepflastert, daß man sagen könnte, auf jeder Seite der Straßen versinken die niedrigen, sich senkenden Häuser in einen stinkenden Morast.

Die Gossen sind in Mitte dieser seltsamen Häuser unbekannt, und so haucht das eines Abflusses beraubte

Wasser die pestilenzialischen Miasmen aus, welche die Luft vergiften, deren Circulation unter dieser Masse elender, über einander gethürmter Wohnungen unmöglich geworden ist.

Die Gäßchen, die Durchgänge, die Höfe und die Eingänge sind durch Haufen von Mist und stinkenden Schmutzes angefüllt, und um diese bilden das Regenwasser und die Jauche stehende, schwärzliche, mephitische Moräste, deren Ausflüsse sich in den Boden versenken, aus welchem dann immer dicke, fiebererzeugende Dünste aufsteigen.

So scheint auch die Bevölkerung, welche sich in diesen abscheulichen Straßen umhertreibt und bewegt, zu dem vollkommenen Zustande des Cretinismus gelangt zu sein.

Die Männer haben blasse, abgezehrte, hungerige Gesichter, und sie sehen, obgleich in der Blüthe der Jahre stehend, sehr alt aus; sie gehen in zerlumpten Kleidern, die von Schmutz triefen, einher, und verbreiten einen Geruch um sich, der abscheulich, eckelhaft, der Geruch krankhafter Ausdünstung ist.

Die Weiber sind in Lumpen gehüllt, schmutzig; ihre Haare hängen unordentich, wüst herab; die Wangen sind eingefallen, die Augenknochen stehen weit vor, ihr Gesicht ist blaß, grüngelb; sie kauern sich auf den Thürschwellen zusammen.

Die Kinder wälzen und schleppen sich kraftlos, ohne Freude, ohne Lächeln durch diesen Zustand des Jammers, des Elends und des Hungers fort. Die einen haben einen dicken Bauch und zusammengeschrumpfte Glieder, die anderen sind mager, hinfällig, haben fast alle einen kropfigen oder mit angelaufenen Drüsen besetzten Hals, geschworene Finger, erweichte Knochen; ihr abgestorbenes Fleisch dient den Insekten aller Art zur Nahrung.

So viel über das Aeußere.

In das Innere dieser alten, baufälligen Häuser gelangt man durch gewölbte, vier bis fünf Fuß hohe Löcher.

Jedes Zimmer ist ein Loch von ungefähr sechs bis acht Fuß im Viereck, welches Licht und Luft bloß durch eine mit einem Fenstergestelle von schwarzem Glase, mit Schmutz überzogen und häufig durch Stücke gelben und feuchten Papiers ergänzt, versehene Oeffnung erhält.

Manchmal hausen zwei Familien, jede sechs bis acht Köpfe stark, in buntem Durcheinander in einem einzigen dieser Zimmer, *) mitten unter einigen zerbrochenen Töpfen und alten, wurmstichigen Geräthschaften.

Der Hof, welcher für alle Familien desselben Hauses dient, ist eine abscheuliche, mit Unrath aller Art angefüllte Kloake. Kaum erlaubt die dichte Dunkelheit, zur rechten Hand das Aschenloch, zur linken das Loch für andern Unflath, in der Mitte das Loch für die Spül- und anderen Wasser zu bemerken. Der hiedurch entstehende Gestank ist der Art, daß es Personen, die nicht daran gewöhnt sind, unmöglich sein würde, einige Minuten darin sich aufzuhalten, ohne ohnmächtig niederzustürzen.

Viele von diesen Häusern enthalten mehrere Zimmer, welche den schändlichsten Anblick darbieten, in welchen die eckelhaftesten Geheimnisse enthüllt werden.

Hier ist eine Mutter, ein noch junges, armes, enterbtes Geschöpf, in einem Zustande von fast vollständiger Nacktheit, ohne Nahrung, ohne Feuer, den Busen durch das Elend und das Fieber vertrocknet; sie drückt *ihr* Kind in *ihre* abgemagerten Arme und sucht so ein Ueberbleibsel

---

*) In seinem Memoire über Brüssel, welches an die Centralcommission für Statistik gerichtet ist, sagt Herr Quelelet, daß unter den 25,289 Familien, aus welchen die Stadt besteht, 9386 nur ein einziges Zimmer zur Wohnung haben. Und doch spricht Herr Quelelet in seinem Memoire nicht von denen, die in den Löchern verfaulen und auf den Speichern vertrocknen.

ihrer Wärme diesem armen, unglücklichen Geschöpfe mitzutheilen, welchem der Tod auf der Zunge sitzt.

Hier liegt der Vater einer Familie auf einem Haufen von Lumpen, eine Beute der Fieberhitze, jeder Hülfe, aller Arzneimittel beraubt. Der schon erstarrte Leichnam seiner Frau liegt zu seinen Füßen; seine abgezehrten fleischlosen, vor Durst glühenden, vom Hunger verzehrten Kinder drängen sich an seine Seite und erheben ein Jammergeschrei, auf welches ihr Vater nur mit einem Blicke der Verzweiflung antworten kann.

Weiterhin drängen und wälzen sich auf demselben schlechten Bette Vater, Mutter, beide schon alt, Kinder beiderlei Geschlechts, alle von Wachholder- oder Kornbrantwein berauscht; und hier bleiben wir vor einem Gemälde stehen, welches zu schildern unsere Feder sich sträubt.

Und soll man nicht von Unwillen ergriffen werden, wenn man daran denkt, daß ein solches Quartier existirt, daß es nicht weit von andern, eleganten Wohnungen entfernt ist, deren Bewohner in Mitte des Luxus und des Ueberflusses leben!

Muß man nicht an der Gesellschaft, an ihren Gesetzen verzweifeln, wenn man sie die niederträchtige Habsucht der noch viel niederträchtigern Eigenthümer dulden, ja beschützen sieht, die diese weltliche Hölle geschaffen haben und erhalten, in welcher sich der Tod, das Laster und die Verbrechen um die Herrschaft streiten.

Man hüte sich indessen! Die Strafe für so große Sorglosigkeit und Hartherzigkeit gegen so großes Elend, gegen solches Entsetzen kann nicht ferne sein. Diese verpesteten Löcher, auf welche der Egoismus kaum einen Blick der Verachtung und des Abscheues wirft, scheinen sie nicht der Epidemie sich zu öffnen? Wenn sich diese gefräßige Wölfin hineinwirft, so wird sie in ihrer blinden Wuth nicht zögern, sich auf die glänzenden und goldenen Wohnungen zu stürzen, und dann wird der Tod sich, ebenso

unversöhnlich als schrecklich, des Reichen ebenso gut wie des Armen bemächtigen.

Inzwischen müssen wir anerkennen, daß philantropische Geister, liebevolle Herzen in Brüssel nicht selten sind. Ein sehr empfehlenswerther Schriftsteller *) stellt in der That fest, daß die jährlich in dieser Stadt vertheilten Unterstützungen der beträchtlichen Summe von zwei Millionen Franken gleichkommen.

Was können wir demnach anderes denken, als daß diesen Wohlthaten eine falsche Richtung gegeben werde? Sie dienen ja nicht dazu, das Elend zu beseitigen, nicht dazu, ihm zuvorzukommen, die Ursachen desselben zu zerstören! Es ist nicht anders, als wenn man die Blätter dieser Giftpflanze abrisse, ohne die Wurzel auszureißen.

Ist man nicht zu Anerkennung dieser Wahrheit gezwungen, wenn man bedenkt, daß man mit den während eines einzigen Jahres der Wohlthätigkeit gewidmeten Summen ein Quartier erbauen könnte, in welchem die Gesammtheit der Armen und der Taglöhner eine gesunde, angenehme, bequeme Wohnung, die alle Bedingungen der Gesundheitslehre und der Heilsamkeit erfüllt, finden würde, daß man so auf eine höchst wohlthätige Weise auf diese große, höchst unglückliche und leidende Klasse einwirken könnte. **)

---

*) Herr Ducpetiaux, de la mortalité a Bruxelles, comparée a celle des autres grandes villes.

**) Herr Ducpetiaux, General-Inspector der Gefängnisse Belgiens, Verfasser einer großen Anzahl sehr geschätzter, durch ganz Europa gewürdigter Werke, die alle zu dem Zwecke geschrieben sind, zu den Mitteln zu gelangen, um die Lage der Armen und der Taglöhner zu verbessern, veröffentlicht in seiner Abhandlung über die Sterblichkeit in Brüssel ein Project zur Erbauung eines in der Nähe dieser Stadt zu

Wird man nicht mit Recht sagen, daß eine Art Fatum, eine verborgene Macht gewollt habe, daß Alles traurig und düster in dem verwünschten Quartiere werde, von welchem wir eine schwache Skizze zu geben versuchten? Tragen nicht schon die Bezeichnungen und Benennungen der Straßen das Gepräge dieser schrecklichen Excentricität? Schaudert man nicht unwillkürlich, wenn man die Namen: **rue de Rats**, — Rattengasse — **rue de Faucon**, — Falkengasse — **rue du Bout du Monde**, — Weltende — **Alée des Pretres**, — Priester-Allee — **rue de l'Epée**, — Schwertgasse — **rue de Vers**, — Wurmgasse — **rue du Renard**, — Fuchsstraße — und andere nicht weniger bezeichnende Namen ausspricht.

Und jetzt, da unsere schwache Stimme sich darauf beschränken muß, den Wunsch und die Hoffnung auszusprechen, bald so große Uebel, so viele Abscheulichkeiten verschwinden, durch aufgeklärte und menschenfreundliche Maßregeln vertrieben zu sehen, setzen wir unsere Erzählung fort:

Der Abend war kalt und trüb. Ein dichter Nebel hüllte in seine nassen Gewänder alle diese traurigen Wohnungen des Quartiers des Maralles. Die Straßenlaternen ächzten bei den Stößen des Windes, und ihr rothes,

---

begründenden Quartiers, welches hauptsächlich zur Aufnahme von Taglöhnersfamilien bestimmt ist. Aus dieser Veröffentlichung, so wie aus dem von dem Architecten Cluysenaar gefertigten Plane geht hervor, daß die Erbauung von 136, alle Erfordernisse der Behaglichkeit und der Gesundheit vereinigenden Häusern sich kaum auf die Summe von 204,000 Franken belaufen würde. Wir fordern die wahren Menschenfreunde auf, diese interessante Veröffentlichung zu lesen; sie werden darin Belege von dem höchsten Interesse finden.

flackerndes Licht spiegelte sich traurig in dem Wasser des Morastes ab, der sich in jeder Straße zeigte.

Eine tiefe, düstere Stille herrschte.

Bloß einige Klagen, einige Schmerzrufe ließen sich von Zeit zu Zeit aus den Häusern vernehmen, und bildeten traurige Accorde zu den fernen schamlosen Gesängen der Männer und der Weiber, welche in den Schenken zechten.

Wir führen den Leser in eine dieser Kneipen, die in der Mitte der Schwertgasse liegt.

Diese Schenke befindet sich im Erdgeschoß eines einstockigen Hauses, dessen schmale Façade sich so vorwärts neigt, daß man jeden Augenblick ihrem Einsturze entgegen sieht.

Ueber der Thüre stellt ein schmutziger, rußiger Schild eine in groben Zügen gemalte Blume dar, um welche die Worte geschrieben sind: „Zur weißen Rose."

Diese für einen solchen Ort seltsame Aufschrift ist mit in das Blech gehauenen Buchstaben auf den vier Seiten einer Laterne wiederholt, welche ein schwaches, flackerndes Licht von sich wirft.

Diese Schenke zur weißen Rose ist in zwei Säle, oder besser gesagt, in zwei Löcher eingetheilt; ihre Plafonds sind von Rauch geschwärzt, ihre Wände tragen die Farbe des Schmutzes.

Der erste dieser beiden Säle ist durch zwei an die Mauer befestigte Quingetten beleuchtet, die Strahlen der Lichter derselben dringen kaum durch den dicken Tabaksrauch, von welchem die Atmosphäre erfüllt ist.

Die Wirthin steht in ihrem, rechts vom Eingang befindlichen Komptoir. Sie ist eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren, klein, nervig, hager. Sie allein bleibt in Mitte des sie umgebenden Lärms stille; mit zurückgestülpten Aermeln, mit bloßen Armen beschäftigt sie sich, das Bier zu pumpen, den Wachholderbranntwein und andern Schnaps den Männern, Weibern und selbst de

dern einzuschenken, die sich viehisch zu ihrem Komptoir drängen.

Die Bierpumpe steht hinter ihr, etwas rechts; über ihrem Kopfe sind zinnerne Maßkrüge in Reihen; voll Glanz und mit einer Reinlichkeit auf einander gethürmt, die in seltsamem Contraste mit der Unreinlichkeit des Ortes steht. Auf derselben Seite bieten die ganze Wand entlang und in gleicher Entfernung von einander, kleine, schwarz angestrichene Holzrahmen dem Blicke schlechte, colorirte Kupferstiche dar, welche die Geschichte der heiligen Genoveve von Brabant und jene des Fürsten Poniatowski zeigen.

Im Hintergrunde befinden sich einige Individuen in Lumpen gehüllt; sie sitzen auf den Bänken, sind eingeschlafen und haben die Köpfe auf die Tische gestützt.

Eine dem Haupteingange gegenüber stehende Thüre führt in den zweiten Saal.

Dieser, viel kleiner, als der erste, war den gewöhnlichen Gästen, den Privilegirten, den Freunden des Platzes vorbehalten. Er ist gleichfalls durch einen fünfarmigen Leuchter erhellt, der einen blassen, matten Schein verbreitet. Vier Tische mit den dazu gehörigen Bänken stehen an den Wänden; zwei rechts, zwei links. In der Mitte befindet sich ein Ofen von Eisenblech mit Steinkohlen geheitzt, welcher eine unerträgliche Hitze und einen unausstehlichen Geruch verbreitet. Eine mit Flicken beschäftigte Frau sitzt neben diesem Ofen. Diese Frau ist die Tochter der Wirthin, nennt sich Marie-Josephe, und ist mit der Bedienung dieses Saales hauptsächlich beauftragt.

Marie-Josephe scheint zwei und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahre alt zu sein; sie ist klein und corpulent, ihre Züge sind grob und gemein, ihr aufgetriebenes, glänzend bleiches Gesicht scheint die Folge der verdorbenen [..]ft zu sein, die sie stets einathmet. Sie trägt einen

wollenen Unterrock, ein Kamisol von Zitz, ihr Kopf ist mit einem baumwollenen, roth und gelben Foulard umwunden.

Links sitzen vier Männer an einem Tische, jeder ein Glas Genever vor sich. Der eine trägt eine lange Weste von braunem Tuche, die drei anderen sind mit blauen Blousen bekleidet. Die Physiognomie von allen Vieren ist finster, ihre Blicke sind tückisch. Sie sprechen ganz leise zusammen, indem sie aus Pfeifen von weißer Erde rauchen, die durch den Tabacksaft ganz schwarz geworden sind.

Rechts sitzt ein Mann von acht und zwanzig Jahren an einem Tische, einem Mädchen gegenüber, welches fünfzehn Jahre zählt; dieses junge Mädchen kennt der Leser schon; es ist Trinette, die Nichte der Tantje, die Schwester der Micke.

Der Mann, von dem wir sprechen, ist von hohem Wuchse, von kräftigem athletischem Körperbau. Seine Schultern sind breit, gewölbt und fleischig; alle seine Glieder sind derb und muskulös. Seltsamer Weise wäre sein ganz bartloses Gesicht fast kindisch, wenn es nicht von der Sommerhitze gebräunt, mit Furchen in Folge der harten Arbeiten durchzogen wäre, welchen er sich widmet. Seine blonden Haare, fein und seidenartig, wie die eines Kindes, sind theilweise durch eine platte Mütze mit einem kleinen Schilde versehen, bedeckt. Ein Paar starke, über eine Jacke von rothem Moulton, mit schwarzen, großen Knöpfen besetzt, gezogene Hosenträger, halten seine Pantalons von betheertem Segeltuche.

Zwei große Gläser stehen auf dem Tische; sie enthalten bis auf eine Breite von zwei Fingern einen süßlichen, fast rothen Schnaps.

„Du trinkst nicht, Trinette?“ sagte der Mann, indem er sein Glas an die Lippen setzte.

„Ich danke, Peeters,“ versetzte das junge Mädchen,

„dieser Branntwein ist zu stark, er verbrennt mir die Eingeweide und ich befinde mich unwohl.“ *)

„Du bist wirklich sehr blaß, meine arme Trine,“ fuhr Peeters fort, „Du bist um die Augen ganz blau. Du mußst mir sagen, was Dir fehlt, weißt Du?“

„Es ist, als wenn mir etwas durch alle Glieder kröche,“ antwortete Trinette, indem sie mit ihren mageren Händen über ihren zarten und hinfälligen Körper hinabstrich; „und der Kopf ist mir so taub, so gar taub, daß ich immer schlafen könnte.“

„Das ist Mangel an Sorge, weißt Du?“ fuhr Peeters fort, indem er das Mädchen mit unruhiger Miene betrachtete. „Es geht an die Gesundheit; damit ist nicht zu scherzen.“

„Es hat nichts auf sich, Peeters; kümmere Dich *nicht*; es kommt von der Müdigkeit her, das ist Alles; vielleicht auch ein wenig von der Furcht,“ fügte Trine bei, den Kopf erhebend. „Wenn mich die Tantje jemals *erwischt*, so bringt sie mich um, das ist sicher.“

„Was sagst Du da, meine arme Trinette? Sollte vielleicht Peeters zufällig nicht mehr der schreckliche Peeters, der König der belgischen Athleten nicht mehr sein?“

„Ach, die Tantje ist so böse!“ sagte Trine, die Augen zum Himmel erhebend.

„Nun, sie soll kommen, die Alte; jetzt bist Du unter meinem Schutze. Godferdekke, das sollte ihr *übel bekommen*.“

---

*) Die Bewohner des Quartiers des Marolles sprechen eine Sprache, welche zur Hälfte aus einem schlechten Flamändischen und zur andern Hälfte aus dem wallonischen Patois zusammengesetzt ist. Dieses Kauderwälsch ist ohne Farbe und ohne Kraft. Wir werden uns desselben enthalten, indem wir fürchten, den Leser zu ermüden und das Interesse an dem Drama zu vermindern, wenn wir uns dessen bedienen.

„Ich würde trostlos sein, Peeters, wenn Du eine traurige Geschichte wegen mir bekommen würdest."

„Wegen Dir, mein armes Mädchen!" sagte Peeters, indem er Trine's Hand ergriff. Aber für wen sonst sollte ich mir denn eine schlechte Geschichte machen, als für Dich?"

„Guter Peeters!"

„Sprich, soll ich es Dir sagen, Trine?" fuhr Peeters fort. „Ich liebe Dich, weil Du mir gefällst, weil Du nicht böse bist, und noch mehr, weil Du bist, was ich bin, weil Du unglücklich bist. Godferdekke, man könnte sagen, ein unseliges Geschick habe sich an uns gekettet, besonders an Dich, mein armes Mädchen."

„Wahr ist es, ich habe kein Glück," entgegnete Trine, einen tiefen Seufzer ausstoßend.

„Wenn Du, statt auf eine Gans, wie Deine Tante, dieses Bettelmensch ist, zu stoßen, eine gute, rechtschaffene Verwandte gehabt hättest, die Dir eine gute Erziehung gegeben, aus Dir eine kluge, arbeitsame Tochter gemacht hätte . . ."

„Ach, wie glücklich wäre ich gewesen, Peeters!"

„Und sagen zu müssen, daß sie es ist," fuhr Peeters fort, indem er seine Fäuste zeigte, „daß sie es ist, die alte Geizige, die Dich verdorben, zu Grunde gerichtet hat, damit sie hundert für hundert zusammenhäufte von dem Erwerbe . . . O Godferdekke, ich kann nicht daran denken, ohne daß es bis in die Fingerspitzen mir juckt. Siehst Du, Du hast wohl daran gethan, sie zu verlassen, zu fliehen. Du hast wohl daran gethan, sage ich Dir."

„Gab es sonst ein Mittel? O, wenn Du ihre Wuth gesehen hättest, als Micke verschwunden war! Sie hat mich wie einen Stein geschlagen, indem sie behauptete, ich sei mit ihr einverstanden gewesen. Ein wenig mehr, und sie hätte mich getödtet."

„Arme Trine!" sagte Peeters mitleidig. „Und die kleine Micke, weißt Du, was aus ihr geworden?"

„Ach, ich glaube, sie ist noch immer im Gefängnisse!"

„Nun, sie ist noch besser dort, als unter ihren Klauen."

„Gleichviel, es ist sehr traurig," entgegnete Trine unter einem tiefen Seufzer ... Arme Schwester; sie war so gut, so sanft."

„Geh, Trine, nimm nicht diese Miene an; siehst Du, das thut mir weh, und dann wird sie ja nicht immer im Gefängnisse bleiben!"

„Ach, wohin wird sie gehen, wenn sie es jemals verläßt?"

„Das werden wir später sehen; ich habe darüber meine eigenen Gedanken," erwiederte Peeters, den Kopf schüttelnd. „Was Dich betrifft, Trine, so handelt es sich nicht um Liebeleien zwischen uns, das Alles sind Thorheiten für den Augenblick; Du mußt zuerst arbeiten lernen."

„O, ich verlange nichts Besseres, mein guter Peeters."

„Ich werde Dir ein kleines Zimmer miethen, auf dem Du ganz allein wohnen wirst."

„Ganz allein, Peeters!"

„Ohne Zweifel, aber alle Tage werde ich Dich besuchen, ich werde über Dich wachen."

„Guter Peeters!

„Dann werde ich Dich in die Lehre geben ..."

„Aber in der Lehre verdient man nichts ..."

„Das weiß ich wohl; aber was liegt daran, ich werde für zwei arbeiten, und für uns beide verdienen, Godferdekke. Und wenn Du ein kluges, wie arbeitsames Mädchen geworden sein wirst, dann ..."

„Nun, dann, Peeters?"

„Nun, dann werden wir sehen... Genug hievon; ich habe auch darüber meine eigenen Ideen. Gib mir Deine Hand, Trinette, und versprich mir, Alles zu thun, was ich Dir sagen werde. Alles wird dann gut gehen."

„O, ich schwöre es Dir, Peeters! Sieh, es scheint mir schon, daß ich nicht mehr so unglücklich bin.“

In diesem Augenblicke rief eines der vier, an einem der Tische zur linken Hand sitzenden Individuen mit lauter Stimme:

„Marie-Josephe, schenken Sie uns noch einmal Genevre ein!“

„Wie viel?“ fragte Marie Josephe, indem sie aufstand und auf ihr Tabouret die Strümpfe legte, mit deren Flicken sie beschäftigt war.

„Immer gleichviel, für zwölf Centime in vier Gläser.“

Marie-Josephe ging in den andern Saal und kehrte bald mit einem Gefässe zurück, welches mit Genevre gefüllt war; während sie diesen in die Gläser einschenkte, schlang einer der Trinker seinen Arm um ihre Taille, und machte, indem er galant lächeln wollte, eine häßliche Grimasse.

„Werden Sie bald aufhören, Toone?“ sagte Marie-Josephe, fortwährend einschenkend.

Toone merkte auf diese Worte nicht, Marie-Josephe stellte das Gemäß auf den Tisch und schlug nun mit der Fläche der freigewordenen Hand Toone auf den Arm, indem sie schrie:

„Herunter mit den Tatzen! **Harden van de koets!** (die Hände vom Wagen herab).“

„**Sapper millemente**, Du spielst die Spröde gut! Wenn es Lowie wäre, würdest Du nicht so abscheulich sein!“

„Wenn es Lowie wäre! Ich würde thun, was ich gethan habe: daran liegt mir nichts.“

„Nun, mein Schätzchen, Du kannst Dir einbilden, wenn Du willst, daß er Dein Liebhaber sei,“ sagte Toone, indem er aufstand, „aber Du mußt mich küssen.“

„Komm mir nicht zu nahe!“ rief Marie-Josephe, indem sie sich des Gemäßes wie einer Waffe, deren sie sich bedienen wollte, bemächtigte, um die Zärtlichkeiten Toone's zurückzuweisen.

Peeters, welcher diese Scene bemerkte, konnte sich nicht enthalten, mit halblauter Stimme zu sagen:

„Es wäre viel klüger, seinen Genevre ruhig zu trinken, als ein Weib mit Gewalt küssen zu wollen.“

„Was sagst Du da unten?“ fragte Toone, gegen Peeters sich wendend.

„Was ich gesagt habe?“ fragte Peeters, die Stirne runzelnd.

„Ja, was Du gesagt hast?“

„Ich habe gesagt, daß es, Godferdekke, schlecht sei, ein Weib mit Gewalt küssen zu wollen.“

„Was geht das Dich an?“ entgegnete Toone.

„Was das mich angeht?“

„Ja, was geht das Dich an?... Du würdest besser thun, ruhig zu trinken, statt Dich in die Angelegenheiten Anderer zu mischen.“

„Geh', geh',“ versetzte Peeters, „fürchte Dich nicht, es ist keine Gefahr vorhanden, daß ich mich in die Deinigen mische.

„Halt,“ sagte ein Anderer, „er stichelt auf uns!“

„Das läßt ihm toll,“ fuhr Toone fort; „sollte man nicht glauben, daß er ein viel ehrbarerer Mann sei, als wir.“

„Was hast Du da gesagt?“ fragte Peeters, der vor Zorn glühend aufstand.

„Was ich gesagt habe? Du glaubst wohl, daß ich mich genire, es zu wiederholen; ich habe gesagt, daß Du warst, was wir waren . . . ein Dieb!“

„Ein Dieb!“ rief Peeters, und seine Glieder zitterten, seine Zähne klapperten, das Blut trat ihm in die Augen.

„Wiederhole es noch einmal, Toone,“ fuhr er fort, indem er ein Glas erfaßte.

„Hast Du denn die Erinnerung an Dein Urtheil verloren?“ antwortete Toone.

Noch hatte er nicht geredet, als das Glas Peeters,

mit aller Kraft geworfen, nach ihm flog, jedoch ohne ihn zu erreichen an der Wand zersplitterte.

Toone und seine drei Kameraden standen auf; alle vier warfen einen scheelen Blick, einen Blick voll stiller Wuth, voll Hinterlist auf ihn, und mit einer und derselben Bewegung stürzten sie sich schnell auf ihn.

Peeters auf den Angriff gefaßt, war auf seiner Hut, und seine muskulöse, mit Kraft geschwungene Faust dröhnte der Art auf Toone's Brust, daß dieser in Folge des heftigen Stoßes niederstürzte.

Da indessen Peeters durch die drei Anderen am Körper und an der Kehle ergriffen wurde, so machte er unerhörte Anstrengungen, um sich aus ihren Krallen zu befreien.

Obwohl er eine ungewöhnliche Kraft besaß, so bestand er doch hinsichtlich der Zahl seiner Feinde, die selbst sehr kräftig waren, einen ungleichen Kampf. Schon beugte sich Peeters Körper unter ihren Anstrengungen, als seine Arme, die durch eine neue Anstrengung frei geworden, sich vollständig losmachten, und gleich einem Hagel die Hiebe auf die Köpfe seiner Gegner herabfielen.

Diese wurden betäubt und ermatteten für einen Augenblick, welchen Peeters benützte, um sich vollständig loszumachen. Mit einem Satze sprang er in die Mitte des Saals, seine Augen sprühten Feuer, seine Fäuste waren zur Vertheidigung bereit; allein Toone fiel ihn unversehens rücklings an, klammerte sich an seine Beine, er strauchelte, und ehe er Zeit hatte, sich zu fassen, stürzten sich die drei Spießgesellen auf ihn. Jetzt fiel er und riß sie in seinem Falle mit sich hin.

Während einiger Augenblicke fand ein hartnäckiger, stummer, schrecklicher Kampf statt.

Bei dem ersten Angriffe war Marie-Josephe hinausgegangen, um ihre Mutter hievon in Kenntniß zu setzen.

Die erschreckte Trinette bat, weinte, stöhnte vergebens der Streit währte fort.

Von Schrecken bei dem Gedanken erfaßt, daß Peeters vielleicht unter den Angriffen seiner vier Gegner erliege, erstickt werden könne, fragte das junge Mädchen nur ihr Herz um Rath, und ohne an ihre Schwäche zu denken, stürzte sich Trinette unter sie.

Plötzlich stieß sie einen furchtbaren Schrei aus. Die Unglückliche hatte mitten im Kampfe einen Tritt auf den Unterleib bekommen, und sie besaß jetzt kaum die Kraft, sich auf die nächste Bank zu schleppen.

Bei ihrem Schrei, bei ihren Klagen verdoppelten sich Peeters Kräfte; er glühte vor Zorn.

„Ha, ihr Schufte, ihr habt meine arme Trine verwundet," rief er mit unterdrückter Wuth; „Ihr wollt also, daß ich Euch erdroßle."

Und mit der Gewandtheit und der Kraft eines Löwen erhob er seinen Körper, indem er sich mit dem Kopfe und den Füßen anstemmte. Seine, durch die Heftigkeit dieser Bewegung überraschten Gegner fielen auf die Seite. Peeters richtete sich nun auf; seine Haare waren zerzaust, sein Gesicht war blutig; seine Hände erfaßten zwei Köpfe, die er heftig auf den Boden stieß.

In diesem Augenblicke liefen Marie-Josephe und ihre Mutter herbei; beiden folgte ein Schwarm von Trinkern.

„Nun, werdet Ihr Euer Spiel bald geendet haben?" schrie die Wirthin mit einer rauhen und heiseren Stimme.

Die Kämpfer antworteten bloß durch ihr heftiges Athemholen und durch das Knacken ihrer Glieder, die zu zerbrechen schienen.

„Nun, Ihr Anderen, wollt Ihr sie so sich herumzerren lassen?" fuhr die Wirthin fort, indem sie sich an fünf oder sechs Männer wandte, die die Thüre belagerten, um den Spektakel besser ansehen zu können.

Man antwortete sogleich durch ein allgemeines Hohngelächter.

„Ich bin nicht so dumm, mich darein zu mischen,“ sagte der Eine.

„Warum sollte man sich in die Angelegenheiten Anderer mengen?“ fügte ein Zweiter bei.

„Gute Zahlung macht gute Freunde,“ fuhr ein Dritter fort, „man muß sie nicht verhindern, ihre Schulden zu bezahlen.“

Die Wirthin wandte sich aufs Neue an die Kämpfenden.

„Ihr wollt nicht aufhören, nicht wahr?“ schrie sie; allein dieser Anruf blieb ohne Erfolg und ohne Antwort.

Indessen fing das Blut zu strömen an, das Stöhnen wurde kläglicher.

„So gehe jetzt mit mir weg, Marie-Josephe,“ sagte sie, indem sie ihre Tochter bei der Hand nahm.

„Vorwärts! Aufgeschaut, Ihr Andern!“ rief sie, indem sie sich durch die wachsende Menge Bahn brach.

Beide, Mutter und Tochter, erschienen fast sogleich wieder, indem sie einen mit Wasser gefüllten Zuber trugen, der zum Schwänken der Gläser diente.

Bei diesem Anblicke applaudirten die Zuschauer.

„Wollt Ihr schweigen, Ihr Maulesel!“ rief ihnen die Wirthin zu, indem sie sich den Kämpfern näherte.

„Ihr wollt nicht aufhören, nicht wahr?“ sagte sie. „Ja, ich merke es! Nicht einmal eine Antwort!“

„Allons auf!“ sagte sie zu Marie-Josephe, indem sie ihr ein Zeichen gab, ihre Bewegung nachzuahmen.

„Ich bin bereit!“ antwortete Marie-Josephe.

Und Alles im Zuber befindliche Wasser wurde in demselben Augenblicke über die erbitterten Kämpfer ausgegossen.

Dieses Manöver hatte einen vollständigen Erfolg; denn in einem Augenblicke standen alle Fünf auf ihren Beinen . . .

Das Beifallklatschen und das Gelächter der Zuschauer erneuerte sich.

Peeters, Toone und seine Kameraden schüttelten zuerst ihre Haare, und dann ihre Kleider, welche von Wasser trieften, in Unordnung und zerrissen waren. Alle hatten zerkratzte Gesichter, bluteten aus dem Munde und hatten zerfleischte Hände.

„Ha, ha!" machte Peeters, und begleitete diesen Ausruf mit einer drohenden Geberde, „vier solche Schufte, wie Ihr seid, machen Peeters noch nicht Furcht!"

Toone und seine Gefährten antworteten nichts auf diese Art von Herausforderung; allein sie nahmen, indem sie sich hart aneinander stellten, eine herausfordernde Stellung an.

„Was!" rief die Wirthin; „wollt Ihr wieder anfangen?"

„Peeters, mein guter Peeters, lass' es genug sein, ich bitte Dich darum!" rief in bittendem Tone Trinette, die sich in den Hintergrund des Saals geflüchtet hatte.

Ihre schwache und matte Stimme erinnerte Peeters daran, daß die kleine Unglückliche einen heftigen Stoß erhalten, als sie sich in das Handgemenge geworfen hatte, und dies war weit davon entfernt, seine Aufregung zu beschwichtigen.

Der Streit sollte gerade aufs Schönste wieder beginnen, als eine neue Person die Schwelle überschritt und in die Mitte des Saals eilte.

„Welches Glück, da ist Lowie!" rief Marie-Josephe, deren Gesicht durch eine zweifache Freude belebt wurde.

Bei dem Anblicke dieser Person veränderten Toone und seine Kameraden ihre Stellung, sie schienen verlegen, fast verwirrt.

Lowie erkannte mit einem Blicke, was sich zugetragen hatte, ging an die Thüre, wandte sich an die Zuschauer und forderte sie in einem ruhigen, kalten Tone auf, sich zu entfernen; dann schloß er die Thüre.

Die Wirthin, welche jetzt ganz beruhigt schien, ging nach ihrem Comptoir.

Toone und seine Genossen hatten sich wieder an ihre Plätze gesetzt; Peeters allein blieb stehen.

„Was gibt es denn? Warum diesen Streit?" sagte Lowie. „Vier gegen einen; das ist sehr schlimm, Toone!"

Toone und seine Kameraden entgegneten nichts.

„Lass' Dich das nicht beunruhigen," versetzte Peeters, „ich nehme sie alle auf mich."

An Toone sich wendend, fuhr Lowie fort:

„Lass' doch hören, was die Ursache dieses Streites war."

„Ach, was das betrifft," fiel Marie-Josephe ein, „so ist es Toone, der Unrecht hat."

Lowie sah sie an und sagte kalt zu ihr:

„Marie-Josephe, gehe einen Augenblick zu Deiner Mutter."

„Warum, Lowie?"

„Weil ich etwas zu sprechen habe, was Du nicht hören sollst."

Marie-Josephe senkte den Kopf und ging, ohne zu murren, weg.

Dieser Neuangekommene, der über alle einen besondern Einfluß und eine besondere Autorität zu üben schien, trug seinen Kopf hoch und hatte einen durchdringenden Blick. Sein stark gebräunter Teint, seine starken und unordentlich herabhängenden Haare, sein ungeheurer schwarzer Backenbart, der der außerordentlichen Weiße seiner Zähne noch mehr Glanz gab, verliehen seinem Gesichte einen Ausdruck von Kühnheit und Hartnäckigkeit. Eine Jacke und Beinkleider von Segeltuch, ein blaugestreiftes Hemd, eine flache Mütze ohne Schirm, die auf die rechte Seite sich neigte, machten seine Kleidung aus.

„Nun, Toone," fuhr er fort, nachdem sich Marie-Josephe entfernt hatte, „warum seid ihr alle über Peeters hergefallen?"

„Weil, weil . . ." antwortete Toone, indem er verlegen den Kopf senkte.

„Weil keine Ursache vorhanden war," fuhr Lowie fort.

„Weil er uns verspottete," antwortete einer der drei Andern.

„Das ist unmöglich, Jean," entgegnete Lowie, „Peeters ist ein braver Junge und unfähig, irgend einen zu beleidigen, der ihn nicht herausfordert."

„Warum," sagte Toone, „weil er mir ein Glas nach dem Kopfe geworfen hat, als ich von seinem Urtheile sprach.

Lowie runzelte die Stirn.

„Und warum hast Du von seinem Urtheile gesprochen?"

„Warum soll ich nicht von dem sprechen, was die Wahrheit ist?"

„Warum?" sagte Lowie, „weil Du sehr wohl weißt, daß er mit Unrecht verurtheilt wurde, daß seit seiner Verurtheilung seine Unschuld anerkannt wurde, und weil Du endlich weißt, daß ihn das schmerzt."

„Nun," bemerkte Jean, „wenn er einen ehrlichen Kerl machen will, so hat er nichts zu thun, als nicht hieher zu kommen."

„Peeters!" schrie Lowie.

Aber Peeters hatte sich nach dem Weggehen Marie-Josephens Trinetten genähert und war so sehr beschäftigt, das Mädchen zu trösten, daß er nicht hörte.

„Peeters!" rief Lowie auf's Neue.

„Was willst Du?" fragte Peeters, indem er den Kopf erhob.

„Komm doch ein wenig hieher!" antwortete Lowie.

„Nein," versetzte Peeters, „ich bleibe bei Trinetten, denn auch die arme Kleine hat ihre Verletzung erhalten, als sie herbeikam, um mich zu vertheidigen."

„Ah, Du bist mit einem jungen Mädchen da? Ich hatte sie nicht gesehen. Sie setze sich mit Dir an unsern Tisch."

„Nein,“ erwiederte Peeters, „ich habe Dir gesagt, daß sie leidet.“

„Aber es hat ja nichts mehr zu sagen, Peeters,“ bemerkte Trinette, „mein Schmerz ist gestillt.“

„So komm' doch,“ fuhr Lowie fort, „oder bist Du böse auf mich?“

„Nein, Lowie, nein, ich bin Dir nicht böse,“ erwiederte Peeters, indem er aufstand, „denn Du beleidigst keinen Menschen, und wenn . . .“

„Nun, volleude.“

„Es ist genug; ich habe so meine Gedanken . . .“

„Und wenn ich ehrlich wäre, willst Du sagen . . .“

„Nun, ich bin frei, Lowie, Du hast ja den Finger darauf gelegt.“

„So komm herbei, wir wollen plaudern.“

Peeters, der von Natur aus schwachen Charakters war und sich überdies dem Einflusse unterwarf, den Lowie überall ausübte, widerstand diesen Aufforderungen nur schwach.

„So komm' doch und setze Dich zu mir!“ begann Lowie auf's Neue.

Peeters und Trinette nahten sich langsam.

Lowie that mehrere Schläge auf den Tisch, und Marie-Josephe erschien.

„Bringe Branntwein, Zucker und sieben Gläser,“ rief ihr Lowie zu.

Marie-Josephe entfernte sich.

„Ich danke Dir, Lowie,“ sagte Peeters, „ich werde nicht trinken.“

„Nun, sei doch kein Kind und setze Dich.“

Indem er diese Worte sprach, nahm er Peeters am Arme, und dieser ließ sich auf einen Stuhl niederziehen. Trinette setzte sich neben ihn.

„Jetzt wollen wir plaudern,“ sagte Lowie, „Du sagtest, wenn ich ein ehrlicher Mann wäre, würdest Du Freundschaft für mich fühlen.“

„Ach ja, denn Du bist ein guter Junge, ich kann es behaupten.“

„Du bist ehrlich, nicht wahr?“ fuhr Lowie fort.

„Das kann ich ebenfalls sagen.“

„Wozu hat Dir das gedient?“

„Wozu mir das gedient hat?“

„Nun?“

„Ein ehrlicher Kerl zu sein, nicht?

„Aber hat es denn gehindert, daß Dich ein Urtheil als Dieb verdammt hat . . .“

„Ach, unglücklicher Weise nicht. Aber was willst Du, daß ich thun soll?“

„Wenn man Dir auch Gnade zu Theil werden ließ, Dein demüthigendes Urtheil besteht dennoch fort . . .“

„Das ist meine Schuld nicht.“

„Du bist gezwungen, wie eine Nachteule zu leben, oder mit uns beisammen zu sein, dieselben Orte zu besuchen, kaum einige Centime in der Tasche zu finden, während wir Gold aus der unsrigen ziehen.“

„Nun, so sage, Lowie, ob dies meine Schuld ist?“

„Ja, das ist Deine Schuld. Sieh', Peeters, ich habe das nicht gesagt, um Dich zu beleidigen, aber Du bist ein ungelehriges . . . Während man Dich wie einen Dieb behandelt hat und noch behandelt, würde ich an Deiner Stelle diese Menschen nicht Lügen strafen, ich würde ein Dieb werden.“

„Nein, nein, das nicht!“

„Ach, Du flößest mir Mitleid ein,“ erwiederte Lowie, die Achseln zuckend.

Jetzt brachte Marie-Josephe eine Art Terrine mit Branntwein gefüllt; ein ungeheurer Brocken Zucker ragte über den Rand empor.

„Zünde es an, Toone,“ sagte Lowie, „wir wollen es trinken, vielleicht macht es Peeters vernünftiger.“

„Du bist boshaft, ich weiß es,“ versetzte Peeters,

„aber doch noch nicht genug, um mich zu einer Aenderung meiner Gedanken zu bringen.“

Ein augenblickliches Schweigen trat ein, während dessen sich jeder damit beschäftigte, die bläulichen Flammen zu betrachten, welche von dem Branntweine aufflackerten. Lowie allein schien nachzudenken.

„Er hat genug gebrannt,“ sagte er plötzlich; „Toone, lösche aus und schenke ein.“

Toone beeilte sich zu gehorchen.

„Auf Deine Gesundheit, Peeters!“ sagte Lowie, indem er mit seinem Glase an den andern Gläsern anstieß.

„Das Deinige trinke ich gerne, Lowie,“ versetzte Peeters, indem er das Glas an seine Lippen setzte.

„Das ist vortrefflich,“ sagte Toone, während er sein Glas niedersetzte und mit seiner Zunge die Lippen beleckte.

„Du findest es gut, Toone?“ fragte Lowie.

„Sapper millemente, ich stehe Dir dafür gut.“

„Würdest Du es auch gut finden, wenn Peeters einer der Unserigen würde?“ fuhr Lowie fort.

„Ja, gewiß, denn er ist eine rauhe Haut.“

„Und Du, Jean?“

„Ich auch,“ erwiederte Jean; denn wenn er auf die Arbeit eben so gut klopft, als er mich auf den Rock geklopft hat, dann wird es tüchtig gehen.“

Lowie fuhr mit den Händen in die Tasche und bedeckte den Tisch mit Goldstücken.

Bei dem Klange des Goldes schauderte Peeters.

Die vier Diebe machten gierige Augen.

„Das ist der Lohn für unsere letzte Arbeit, sagte Lowie, indem er eine Art Gleichgültigkeit affectirte.

„Wie viel ist es?“ fragte Toone.

„Hundert Wilhelme,“ versetzte Lowie.

„Sapper millemente,“ entgegnete Toone, „das ist sehr wenig. Von wie vielen Uhren haben wir denn den Uhrmacher in der Straße de la Montagne befreit?“

„Von hundert,“ erwiederte Jean, „und von einer Menge goldener Kleinigkeiten.“

„Du findest es wenig, Toone?“ sagte Lowie, indem er die Stirne runzelte. „Willst Du Dich in Zukunft mit dem Verkaufe belasten? Ich wäre sehr neugierig, ob Du einen eben so guten Preis erlangen würdest.“

„O, deßwegen habe ich das nicht gesagt,“ versetzte Toone verlegen.

Lowie schwieg und theilte das Gold in sechs Theile.

„Du irrst Dich, Lowie,“ sagte Toone. „Wir sind nur fünf und Du machst sechs Haufen.“

„Und Peeters?“ antwortete Lowie, „sollte es nicht gerecht sein, daß er jetzt schon mit uns theile, wenn er einer der Unserigen ist?“

Indem Lowie so sprach, schob er die Goldstücke vor Peeters hin.

Dieser rückte wie entsetzt seinen Stuhl zurück und stand auf.

„Vorwärts, nimm; sei kein Kind!“

„Nein, ich werde es nicht nehmen.“

„Du mußt ein Narr sein, Peeters; denn mit diesem Golde und mit dem, welches wir noch weiter erringen werden, würdest Du mit diesem jungen Mädchen sehr glücklich leben.“

„Wie?“ sagte Peeters mit aufgesperrtem Munde, die Augen auf das Gold gerichtet.“

„Nun, sage ich Dir,“ fuhr Lowie fort, indem er schon über den Erfolg seiner Manöver lachte.

„Wie?“ wiederholte der durch eine Art von Verblendung hingerissene Peeters.“

„Muß ich Dir denn diese Goldstücke in die Hände geben!“ entgegnete Lowie.

Peeters legte die Hand an die Stirn und schauderte aufs Neue.“

„Komm' mit, Trine, komm' mit!“ murmelte er mit [...]ter Stimme.

Das Mädchen stand auf, um ihm zu folgen.

„Nun, wohin gehst Du denn?“ fragte Lowie, schon enttäuscht.

„Ich gehe fort.“

„Nein, Du mußt bleiben.“

„Nein, ich gehe fort, wie ich Dir gesagt habe! Komm, komm, Trinette!“

„Adieu, Lowie! Adieu, ihr Andern! Ich bin Dir nicht böse, Lowie; aber, siehst Du, es ist bestimmt; ich hatte daran nicht gedacht.“

Indem er Trine mit sich fortzog, ging Peeters eiligst aus der Kneipe zur weißen Rose.

„Bestimmt besitzt er keine Mittel,“ sagte Lowie, indem er seinen Kopf in seine Hände stützte.

„Willst Du, Lowie, daß ich Dir etwas sage?“ sprach Toone, den Kopf erhebend. „Wir spielen da ein garstiges Spiel.“

„Was willst Du damit sagen?“ versetzte Lowie, sich aufrichtend.

„Ich will damit sagen,“ fuhr Toone fort, „daß dieser Peeters uns am Ende einen schlimmen Streich spielen wird.“

„Solltest Du zufällig fürchten, daß er uns verrathe?“

„Das wäre leicht möglich.“

„Nun, Du hast keinen gewöhnlichen Verstand. In dieser Beziehung habe ich aber mehr Vertrauen, als ihr Anderen. Aber genug hievon; Toone, hast Du mir hinsichtlich des Hotels Wladimont nichts Neues zu sagen, auch nichts hinsichtlich des jungen Mädchens, welches die Herzogin vor einigen Tagen zu sich genommen hat?“

„Nein, nichts.“

„Du bist noch immer mit dem Kutscher gut?“

„Noch immer. Er liebt das Trinken, und ich auch; wir stimmten bald überein.“

„Nimm Dich in Acht, daß er nicht aus irgend etwas einen Verdacht schöpft.“

„Es hat keine Gefahr; er setzt ein solches Vertrauen in mich, daß er mir mehr gesagt hat, als ich wissen wollte. So hat er mir erst heute gesagt, daß er morgen den Herzog und die Herzogin nach der Cambre fahren werde. Ist das nicht etwas Merkwürdiges?“

„Nach der Cambre?“ fragte Lowie, indem er seine Aufmerksamkeit verdoppelte; „und zu welcher Stunde werden Sie abfahren?“

„Der Kutscher hat mir gesagt, daß er Befehl habe, um zwei Uhr anzuspannen.“

„Hat er Dir nicht gesagt, ob der Herzog und die Herzogin diese Fahrt allein machen werden?“

„Ich glaube, daß sie das junge Mädchen mit sich nehmen werden; denn sie haben die Kalesche befohlen.“

Lowie stand auf.

„Bist Du dessen gewiß?“ fragte er Toone. „Nimm Dein Gedächtniß zusammen.“

Toone sann nach.

„Ja, er hat mir gesagt, daß sie mitgehen werde,“ versetzte er fast sogleich.“

Lowie stellte keine weitere Frage mehr; er durchlief den Saal, in Gedanken vertieft, nach allen Richtungen. Nach einigen Minuten setzte er sich wieder an den Tisch.

„Nun, ihr Andern,“ sagte er, indem er die Gläser füllte, „trinkt diesen Branntwein aus, und hört wohl auf mich.“

„Morgen,“ fuhr er fort, nachdem die Terrine ganz geleert worden war, „morgen um ein Uhr werdet ihr euch in der Schenke zum rothen Haus einfinden, wo man Alles, was sich auf der Straße zuträgt, sehr leicht bemerken kann.“

„Das ist leicht,“ sagte Toone, „und hernach?“

„Du, Jean,“ fuhr Lowie fort, „Du wirst Dich be-ständig auf der Straße aufhalten, und wenn die Equipage des Herzogs von Wladimont vorüberfährt, so wirst Du darauf sehen, ob sich in dem Wagen nicht ein

junges, blondes Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren befindet."

„Ach, so," erwiederte Jean, „die Kleine in Frage... nun gut, und hernach?"

„Darauf wirst Du, Jean, in die Schenke hineingehen, und ihr alle werdet mich dort erwarten. Ich werde euch dort treffen, und euch sagen, was ihr zu thun habt."

„Wird das Geschäft gut sein?" fragte Toone.

„Morgen werdet ihr es erfahren," sagte Lowie, indem er aufstand.

„Nun, gute Nacht, also morgen!" fügte er noch bei, indem er sich entfernte.

„Morgen zähle auf uns, Lowie," antworteten zu gleicher Zeit seine vier Genossen.

Zwölftes Kapitel.

Die Cambre.

Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags; zwei junge Leute kamen aus dem Magazine der Madame Wauters und blieben einige Augenblicke auf der Schwelle stehen. Die Arme in die Seiten gestemmt, den Kopf zurückgeworfen, den Hut auf der Seite, die Cigarre im Munde, warfen sie ihre mörderischen Blicke reichlich auf alle vorübergehenden Frauen. Als dieser Zeitvertreib ihnen hinlänglich genug von jener Zeit hatte vergeudet

die ihrem Müssiggange lästig war, nahmen sie, indem sie sich nachläßig und albern fortschaukelten, ihre Richtung nach der Straße Montagne=de=la=Cour.

Man wird in diesen beiden Personen leicht zwei der schon bekannten jungen Löwen wieder erkennen, die beiden Löwen Studler und Theyssens.

„Apropos, sagen Sie mir doch, Studler,“ begann Theyssens, als sie einige Schritte gegangen waren, „ist es schon lange, daß Sie Sterneels nicht mehr gesehen haben?“

„Ach, mein Lieber,“ antwortete Studler, „wenn Sie mir ein großes Vergnügen machen wollen, so sprechen Sie nie mehr von ihm.“

„Was hat er Ihnen denn gethan?“

„Was er mir gethan hat? Einen henkenswerthen Streich hat er mir gespielt, mein Theurer! Bestimmt gehe ich nie mehr mit ihm; es ist zu herabwürdigend, auf mein Ehrenwort. Stellen Sie sich vor, gestern Abends, nicht später, ehe ich ins Theater gehe, begegne ich ihm auf dem Münzplatze. . . .“

„Nun bis hieher ist das Uebel so groß nicht,“

„Einen Augenblick! Ich lade ihn ein, mit mir in das Kaffeehaus zu gehen, ich rufe den Garçon, er kommt und fragt Sterneels, was er nehmen wolle. „Meiner Treu,“ erwiedert er, nachdem er einen Augenblick gezögert hatte, „ein Glas Kirschenwasser.“ Seine Wahl bestimmt die meinige. „Bringen Sie zwei Gläser Kirschenwasser,“ sagte ich zu dem Garçon.

„Es ist nichts so übles, das Kirschen . . .“

„Sie sollen es sehen! der Garçon kommt zurück, und ich bemerke nicht sogleich, daß er zwei Flaschen bringt. Als die Gläser gefüllt sind, nimmt Sterneels sogleich das seinige, bringt es an die Lippen, setzt es aber unmittelbar wieder auf den Tisch, indem er eine schreckliche Grimasse macht.“

„War es Gift?“

„Ich glaubte es anfangs. Um mich zu überzeugen, brachte ich mein Glas an die Nase; ich rieche nichts.“

„Bah!“

„Auf mein Ehrenwort! Von der Nase bringe ich es an die Lippen. Wieder nichts!“

„Das ist toll!“

„Aber was meinen Geist am meisten aufregte, war, daß ein leichter Geruch von Kirschengeist mich anflog, ohne daß ich wußte, woher er kam.“

„Wahrhaftig?“

„Ein Gedanke erfaßt mich.“

„Das wird famos.“

„Ich erfasse Sterneels Glas, ich beriechе es. Es war Kirschenwasser, mein Theurer, reines Wasser.“

„Auf mein Ehrenwort, das ist entzückend; aber warum machte er denn die Grimasse?“

„Sie sollen es sogleich erfahren! Ein zweiter Gedanke erfaßt mich. Ich setze mein Glas wieder an die Lippen, ich koste. Es war Wasser, mein Theurer, wahrhaftes Wasser, von der ersten Qualität.“

„Wasser! Ha, ha, ha! Das ist herrlich!“

„Ich gerathe in Wuth, ich rufe den Garçon, und jetzt sehe ich Sterneels abwechselnd erbleichen und erröthen. Ich stelle mir vor, daß er meinen Unwillen theile, und dies verdoppelt meinen Zorn. Ich schlage mit den Fäusten auf den Tisch, ich stampfe mit den Füßen.“

„Sie mußten sich herrlich ausnehmen!“

„Der Garçon lauft ganz bestürzt herbei.

„Es hatte etwas auf sich.“

„Ich stehe auf, ich schreie, ich wüthe, indem ich ihn frage, wofür er mich halte, weil er sich unterstehe, mich zu mystificiren. Der Garçon erröthet, blickt auf Sterneels, der sich gebückt hat und sich stellt, als hebe er sein Sacktuch auf.

„Nun, das war ein Gedanke, und noch dazu in einem solchen Augenblicke.“

„Das Erröthen, das Schweigen des Garçon steigern meine Wuth, ich erhebe meine geballten Fäuste, ich schreie noch viel stärker.“

„Vermaledeiter Studler, Sie hatten immer Energie!“

„Mein Geschrei ruft einige Gäste und den Herrn des Kaffeehauses herbei.“

„Ah, das war der Augenblick, wo Sie sich zeigen konnten.“

„Der Garçon flüsterte seinem Herrn ein Wort in das Ohr, dieser wendet sich an mich und spricht: „Ich weiß, was es ist; wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, mit mir in den kleinen Salon am Ende des Estaminets zu gehen, so werde ich Ihnen Alles erklären.“

„Bravo! das war also eine Verschwörung!“

„Es war eine Abscheulichkeit, mein Theurer,“ fuhr Studler fort. „Hören Sie! Mein Herr,“ sagte der Herr des Kaffeehauses zu mir, als wir in dem kleinen Salon allein waren, „das Wasser, welches man Ihnen eingeschenkt hat, war für Ihren Freund, Herrn Sterneels, bestimmt.“

„Ha, bekommen vielleicht diese Liqueure dem armen Sterneels nicht gut? fragte Theyssens.

Studler fuhr fort:

„Mein Herr,“ versetzte ich, „ich dulde eine Mystification meiner Freunde so wenig, als eine meiner Person.“

„Das nenne ich sprechen!“ unterbrach ihn Theyssens aufs Neue.

„Mein Herr, erwiederte er mir,“ fuhr Studler fort, „das ist keine Mystification, es ist eine Uebereinkunft zwischen Herrn Sterneels und mir. Sehen Sie, Ihnen, seinem Freunde, kann ich es sagen. Es geschieht darum, weil Herr Sterneels eine Rechnung von dreißig Francs hingezecht hat, und weil ich zu meiner Bezahlung nicht gelangen kann.“

Ha, dieser Schuft von einem Sterneels.“

Studler fuhr fort:

„Eines Tags bemerkte er mir, daß er viele Freunde habe, die ihn oft einladen, mit ihnen zu trinken, und daß darin ein Mittel für ihn liege, seine Schuld an mich abzutragen, wenn ich die Hand dazu bieten wolle. Sie begreifen, daß ich nichts Besseres verlangte. Nun, sagte er mir, so oft man mich einladen wird, etwas zu nehmen, werde ich ein Glas Kirschwasser verlangen und man wird mir bringen . . ."

„Ein Glas Wasser, ich wette darauf," unterbrach ihn Theyssens.

„Sie haben es errathen."

„Das ist ja köstlich, entzückend! Windbeutel von einem Sterneels!" rief Theyssens. „Ich bin überzeugt, daß man ihm so oft zweiunddreißig Centime an seiner Rechnung abschrieb, als er ein Glas Wasser verschluckte."

„Gewiß."

„Ach, mein lieber Studler, man muß dies dem Minister schreiben. Sterneels verdient ein Erfindungs-Brevet, eine Ermuthigungs-Medaille, auf mein Ehrenwort!"

„Es ist möglich; aber Sie werden mir zugestehen, daß Freunde, wie dieser, sehr compromittiren."

„Ich finde, daß es ist um wahnsinnig zu werden! Welche Miene machte er, als sie in den Saal zurückkehrten?"

„Zum Henker, er hatte die Vorsicht gehabt, zu verschwinden."

„Und Sie haben ihn seitdem nicht wieder gesehen?"

„Nein, und ich habe auch keine Lust, ihm wieder zu begegnen."

Die beiden jungen Löwen waren in ihrer Unterredung auf den höchsten Punkt der Anhöhe gelangt, welche eine prachtvolle Equipage langsam hinanfuhr.

„Halt," sagte Studler, „das ist die Livree des Herzogs von Wladimont."

„Kennen Sie die Herzogin?" fragte Theyssens.

„Ohne Zweifel. Sie ist schön wie ein Engel."

In demselben Augenblicke ließ diese ein Fenster des Wagens herunter und sah zum Schlage heraus.

„Haben Sie nicht gesehen, wie sie mich betrachtet hat?“ sagte Studler.

„Meiner Treu, nein; ich habe nicht darauf geachtet.“

Studler beschleunigte seine Schritte, näherte sich dem Wagen und kehrte sogleich wieder zu Theyssens zurück.

„Mein Lieber,“ sagte er, „die Herzogin befindet sich mit dem alten Herzoge und einem jungen reizenden Mädchen im Wagen. Sehen Sie, wie Letztere nun herausblickt.“

„Alle Hagel, dieses junge Ding ist anbetungswerth!“ sagte Theyssens.

„Sehen Sie, sehen Sie,“ fuhr Studler fort, „alle beide betrachten uns nun.“

„Das ist ein herrliches Abenteuer! Wenn wir ihnen folgten! entgegnete Theyssens.

„Recht gerne! aber es wird uns bei'm Hinabfahren schwer werden.“

„Da ist gerade eine Vigilante,*) welche leer daher kommt,“ sagte Studler, und zu gleicher Zeit gab er dem Kutscher ein Zeichen, worauf dieser anhielt.

„Sie werden diesem Wagen folgen,“ sagte Theyssens zu dem Kutscher, indem er in die Vigilante stieg.

„Sehr wohl,“ erwiederte der Kutscher.

„Bestimmt ist es viel angenehmer zu fahren als zu gehen,“ sagte Theyssens, indem er sich im Fond der Vigilante ausstreckte.

„Ja,“ antwortete Studler, „aber ich fahre doch in öffentlichen Fuhrwerken nicht gerne. Wenn mein Onkel gestorben sein wird, dann wird es ganz anders werden; ich will allen Brüsselern den Rang hinsichtlich der Eleganz und des Reichthums der Equipagen ablaufen.“

---

*) Ein vierräderiger, einspänniger Glaswagen.

„Sie haben einen Onkel, Studler? Das wußte ich nicht.“

„Ja, und der Besitzer von Millionen ist. Ich bin sein alleiniger Erbe.“

„Ha!“

„Er hat mir die Uhr und die Kette geschenkt, welche ich trage. Sie haben ihn wenigstens achthundert Franks gekostet; doch dies ist eine Kleinigkeit für ihn.

Theyssens antwortete nicht, ließ ein Fenster herab und betrachtete die Straße.

„Sehen Sie die Herzogin?“ fragte Studler.

„Nein, mein Lieber,“ entgegnete Theyssens, ohne den Kopf zurückzuziehen. „Ich weiß aber in der That nicht, wohin wir fahren, wir sind bald in Irelles.“

„Das ist nicht möglich,“ erwiederte Studler und schickte sich an, das Fenster auf seiner Seite herabzulassen, „Ah, fügte er in demselben Augenblicke hinzu, wahrscheinlich wird der Herzog ein Schloß in der Nähe besitzen.“

Die beiden jungen Löwen starrten einen Augenblick auf die Straße hinaus, ohne ein Wort zu sprechen. Der Wagen des Herzogs von Wladimont lenkte, nachdem er fast an das Ende des Dorfs gekommen war, rechts ein, und fuhr an mehreren Teichen vorüber. Die Vigilante folgte ihm.

„Da sind wir nun auf dem Wege zur Cambre, rief Theyssens. Sollte der Herzog nach dem Aufbewahrungsorte der Bettler fahren?“

„Das ist nicht sehr wahrscheinlich,“ entgegnete Studler.

„Aber es ist doch so!“ erwiederte Theyssens, „da, zur Linken, ist das Thor; der Wagen wendet sich und fährt ganz rechts.“

„Ich will dem Kutscher zurufen, daß er halten solle,“ bemerkte Studler, „denn dahin können wir ihm nicht folgen.“

Während die Vigilante anhielt, fuhr der Wagen des Herzogs von Wladimont in den Hof der Cambre dur

großes gewölbtes Thor ein, über welchem man in gothischen Lettern die Aufschrift liest:

Provinciael-Werkhuys. *)

Die Anstalt der Cambre ist ein neuer, so vielen andern hinzugefügter Beweis der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge. Nachdem das Gebäude fast sieben Jahrhunderte lang den Töchtern des Cisterzienser-Ordens als Abtei gedient hatte, verwandelte ein Decret Napoleons dasselbe plötzlich in einen Aufbewahrungsort für Bettler. Sieben Jahrhunderte lang ein geheimnißvolles Asyl, eine mystische Zufluchtsstätte der Frömmigkeit, der Andacht und der Entsagung, machte plötzlich der Wille eines Mannes die Macht der Umstände einen traurigen Aufenthaltsort, eine schreckliche Vereinigung des Elends, der Verlassenheit, des Müssiggangs und der Landstreicherei daraus. Da, wo sich die Blicke voll von einer heiligen Begeisterung zum Himmel erhoben, da senkt sich heut zu Tage das Auge matt, entkräftet oder viehisch gemacht durch Ausschweifungen zur Erde; da, wo sich die Seele den sanften Freuden der göttlichen Liebe erschloß, da fühlt sich heute das Herz durch Erniedrigung, Schande und die Ansteckung des Lasters zerrissen.

Welch' ein seltsamer, unheilvoller Contrast! Welch eine beweinenswerthe Wirkung der noch beweinenswertheren Ursache, welche die Eitelkeit des Jahrhunderts *Civilisation* nennt.

Bei dem Eintritte in die Cambre ist das Auge anfangs befriedigt. Der erste und größte der acht Höfe des Gebäudes ist weit, geräumig, regelmäßig gepflastert. Ringsumher erheben sich Gebäude von ziemlich gutem Aeußeren, beworfen und angestrichen.

Das Leichentuch ist in diesem Grabe der Moralität, von genügender Weiße; die Binden, mit welchen diese Wunden umwickelt sind, bedecken ziemlich gut die um sich greifenden Brandflecken und verkünden deren Heilung.

---

*) Arbeitshaus der Provinz.

b. MK pog

Dem Eingangsthore gegenüber befinden sich die Wohnung des Directors und die Verwaltungs-Bureaux. Etwas links hat man eine Capelle erbaut, deren Schiff in künstlerischer Hinsicht sehr bemerkenswerth ist. Die Gebäude auf den beiden Seiten dienen zu Werkstätten und Magazinen. Am Aeußeren ist alles schicklich und von merkwürdiger Reinlichkeit, und daher belästigte auch unsere Besuchenden kein peinliches Gefühl, als sie aus dem Wagen stiegen. Der Director, welcher durch den Thürhüter von dem unerwarteten Besuche in Kenntniß gesetzt worden war, hatte sich beeilt, ihnen entgegen zu gehen und sie in seinen Salon zu führen.

„Mein Herr," sagte der Herzog zu ihm, „unter den Pensionären dieses Hauses müssen sich zwei Kinder einer braven Familie befinden, für die ich mich interessire, und die ich mir zu überlassen bitte, wenn allen Formalitäten genügt worden sein wird, die zu dem Austritte derselben erforderlich sein werden.

„Wie heißen diese?" fragte der Director.

„Nicolaus und Wilhelm Covens," erwiederte die Herzogin.

„Diese Kinder gehören in der That zu meinen Pensionären," entgegnete der Director lächelnd. „Die Zahl derselben, welche wenigstens zweitausend übersteigt, erlaubt mir nicht, alle Namen im Gedächtnisse zu behalten, und wenn ich mich dessen erinnere, den die Frau Herzogin soeben genannt hat, so kommt es daher, daß Wilhelm Covens nicht mehr ein Kind, vielmehr ein junger Mensch von sechszehn Jahren ist, der durch seine außerordentlichen Anlagen im Zeichnen meine Aufmerksamkeit erregt hat."

„Und unglücklicherweise wird ohne Zweifel die Lage dieses Kindes nicht erlaubt haben, diese Anlagen auszubilden?" versetzte die Herzogin.

„Ich that in dieser Hinsicht, was mir möglich war, Frau Herzogin," entgegnete der Director. „Der junge Wilhelm, oder vielmehr die frühzeitige Reife seines Talents

gab mir den Gedanken ein, eine Zeichnenschule in dieser Anstalt zu gründen. Schon ist der Lehrling so stark wie der Meister; aber ich muß gestehen, daß die schwachen, mir zu Gebote stehenden Mittel mir nicht erlauben, diese Klasse durch Berühmtheiten leiten zu lassen.

„Sind Sie auch mit seinem Bruder Nicolaus zufrieden?" fragte die Herzogin.

„Der ist ein kleiner Kobold, voll von Ungestüm und Lebhaftigkeit," antwortete der Director. „Er hat den trefflichsten Kopf und das beste Herz von der Welt."

„Wir sind Ihnen unendlich verpflichtet, Herr Director," entgegnete der Herzog, „für Ihre vortrefflichen Mittheilungen, und wir sind erfreut, daß sie von der Art sind, um das Interesse zu steigern, welches wir an diesen Kindern genommen haben. Wir haben nun eine Bitte an Sie zu stellen."

„Ich stehe zu Ihren Befehlen, Herr Herzog."

„Wir wünschen die Haupttheile dieses Hauses zu besehen, und wir nehmen Ihre Gefälligkeit in Anspruch, daß sie uns begleiten."

„Das ist eine Ehre, die ich niemanden abtreten werde," entgegnete der Director lebhaft, indem er sich erhob.

Unsere Besuchenden gingen nun, indem ihnen der Chef der Anstalt voranschritt, in die Wohnung der Männer, dann in die der Frauen, und endlich in die beiden Abtheilungen für Knaben und junge Mädchen. Mit der größten Aufmerksamkeit besichtigten sie die zahlreichen Werkstätten, die Magazine, die Schulen, die Schlafzimmer, die Krankenzimmer der Greise, das Hospital, die Speisesäle und die Küche. Die größte Ordnung, die höchste Reinlichkeit herrschten überall und beurkundeten die Vortrefflichkeit der Verwaltung.

Für jeden andern weniger aufgeklärten, weniger beobachtenden Geist als der des Herzogs war, würden diese äußerlichen Zeichen ein unverwerfliches Zeugniß für die wohlthätigen Wirkungen abgegeben haben, welche diese

Anstalt der Cambre erzeugte. Allein diese materiellen Wirkungen, welche mit Hülfe der höchst geringfügigen Mittel erzeugt worden waren,*) erregten nur das Bedauern des Herzogs, und führten ihn auf den Gedanken, daß alle diese glücklichen Resultate paralisirt und vernichtet werden könnten, wenn böser Wille oder Unverstand von Seite der oberen Verwaltung einwirken würden, und er bedauerte die Sorglosigkeit der Regierung, ihre schuldhafte Gleichgültigkeit mit der sie in diesen ungeheuren Schlund bunt durcheinander ganze Familien wirft, die durch das Elend, durch Krankheiten niedergedrückt sind, die Geschändete, Kupplerinnen und junge Mädchen, die als Unglückliche eingetreten sind, zusammenjocht und letztere der Gefahr aussetzt, verdorben hinauszugehen; die arbeitslose Arbeiter den Arbeitsscheuen, den Ausschweifenden, den Bettlern und den Landstreichern gleichstellt, die ohne irgend einen Unterschied, mit schuldhafter Verblendung, Seite an Seite, Athem gegen Athem den schon durch das Gesetz erreichten jungen Verbrecher mit dem Kinde stellt, welches noch unschuldig, aber von beugsamer Natur, geschmeidig und bereit ist, ebensowohl gute als schlimme Eindrücke in sich aufzunehmen.

Er schauderte, indem er daran dachte, daß eine falsche

---

*) Die Gemeinden, in welchen die Eingesperrten geboren sind, bezahlen für jeden derselben täglich 40 Centime, und dieser Betrag erhöht sich für die Kranken und für siebzigjährige Greise auf 60 Centime. Diese bescheidene Unterstützung muß genügen, und genügt auch in der That, nicht bloß zum Unterhalt, zur Ernährung und überhaupt für alles, was für die gesunden und kranken Eingesperrten nothwendig ist, sie genügt auch zur Unterhaltung der Gebäude, zur Besoldung der Aerzte und Wundärzte und aller Angestellten, wer sie auch sein mögen.

Interpretation des Gesetzes, falsche Maßregeln, ein fehlerhaftes Reglement, egoistische Apathie aus diesem Orte, der dazu bestimmt war, ein Asil des Unglücks, eine Zufluchtsstätte für den arbeitslosen Arbeiter, ein Tempel des Schutzes verlassener Kinder zu werden, zu einem Verwahrungsorte für Landstreicher und Bettler, zu einer Herberge der Müßiggänger machten, die da schamlos kommen und gehen, von allen socialen Lastern angesteckt, von denen jeder niederträchtig eintritt, noch niederträchtiger, noch schlechter, noch verdorbener aber austritt.

Als die Besuchenden in die Abtheilung der Knaben kamen, ließ der Director Wilhelm und Nikolaus Covens rufen.

Die Herzogin schien über den eigensinnigen und starrköpfigen Gang des kleinen Nikolaus entzückt, und durch den Ausdruck der ernsten und verstandvollen Gesichtszüge Wilhelms hingerissen.

Die Züge dieses jungen Menschen waren zwar nicht von vollständiger Regelmäßigkeit; der untere Theil seines ziemlich langen Gesichts stand nur wenig im Verhältnisse mit seiner hohen und offenen Stirne; aber sein großes, schwarzes, feuriges Auge, das Sanfte seines Lächelns gefielen der Herzogin sehr.

Wilhelm war sehr gerührt, als er erfuhr, daß er der Güte dieser edlen Dame zu verdanken habe, die Cambre verlassen, seine Mutter wiedersehen zu dürfen. Sein Herz schlug heftig, seine Augen glühten, als ihm der Herzog versicherte, daß er Unterricht im Zeichnen und Malen durch die ersten Künstler der Hauptstadt erhalten solle.

Nikolaus nahm die Nachricht von einer Aenderung seiner Lage mit einem Herumdrehen im Kreise und indem er seine kleinen Hände gegeneinander schlug, auf.

Aus der Abtheilung der Knaben ging man in die der Mädchen über. Der Direktor, welchen man so eben mit der Gunst bekannt gemacht hatte, welche Marie von der Herzogin zu Theil geworden, vereinigte um diese alle

die kleinen interessanten Geschöpfe und stellte ihr jene vor, welche er am meisten würdig hielt, ihre Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Unter diesen befanden sich zwei mutterlose Waisen, zwei Schwestern, die auf dem Punkte standen, ihren im Hospitale St. Jean schwer erkrankt darniederliegenden Vater zu verlieren. Beide waren blond, leidend, kränklich. Auf diese ließ Marie ihre Wahl fallen, und als ihr Mund dieses aussprach, haftete ihr Blick mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Ehrfurcht und Dankbarkeit auf der Herzogin.

Dieser Besuch, der mit der größten Aufmerksamkeit in allen diesen zahlreichen Abtheilungen des weitläufigen Verwahrungsorts der Bettler gemacht wurde, hatte mehrere Stunden lang gewährt. Als die Besuchenden sich in dem ersten Hofe wieder befanden, nahte schon die Nacht, düster und finster; sie entschloßen sich daher, von dem Director Abschied zu nehmen. Dieser machte sie aber auf die grauen, schwarzen Wolken aufmerksam, welche gleich dem den Dampfmaschinen entsteigenden Rauche über ihrem Haupte schwebten, und lud sie ein, in seinem Salone so lange zu warten, bis der Platzregen, dessen Vorbote diese Wolken waren, vorüber sein würde.

Der Herzog, dessen Güte sich auf alle Leute seines Hauses erstreckte, nahm dieses Anerbieten mehr aus Rücksicht auf seinen Kutscher und auf seinen Jäger, als um sich selbst gegen den Regenguß, der ihnen drohte, zu schützen, an; denn sein Wagen bot ihm, der Herzogin und Marien einen vollständigen und sichern Schutz dar.

Während der Director ihnen aufs Neue die Honneurs in seinem Salone macht, wollen wir sehen, was sich außerhalb der Cambre ereignet.

Nicht ferne von dem See erhebt sich ein kleines Gehölze gerade in dem Winkel, den zwei sich vereinigende Wege bilden, von welchem der eine gerade nach dem Bettler-Depot führt. Lowie und seine Gesellen hielten sich hier hinter einem dichten Gebüsche versteckt, obwohl d

Vorsicht überflüssig war, um sie den Blicken zu verbergen, weil die Nacht finster und schwarz war. Himmel und Erde verloren sich dergestalt in dieselbe Dunkelheit, daß die Welt nunmehr ein weites unterirdisches Gewölbe zu sein schien.

„Welch' ein Hundewetter!" sagte Toone. „Man sieht nicht auf zwei Schritte vor sich."

„Wir dürfen uns nicht darüber beklagen; denn unser Unternehmen wird dadurch um so mehr gesichert;" antwortete Lowie. „Du bist also gewiß," fuhr er, an Jean sich wendend, fort, „daß das junge Mädchen im Wagen ist?"

„So gewiß, als wenn ich selbst darin wäre," erwiederte Jean; „die Herzogin trägt ein schwarzes Sammetkleid, das der Kleinen ist von brauner Seide, oder dergleichen."

„Gut!" entgegnete Lowie. „Nun merkt auf mich, ihr Anderen. Der Herzog wird nicht zögern, wegzugehen; daher erinnert euch daran, was ihr zu thun habt. Du, Jean, wirst, sobald wir den Wagen bemerken, Dich beeilen, ihre Mildthätigkeit anzurufen. Die Herzogin ist wohlthätig; ohne Zweifel wird sie dich für einen Bettler halten, der auf dem Wege nach der Cambre ist; vielleicht läßt sie den Wagen halten, um Dir ein Almosen zu geben. Ist dieses der Fall, so wirst Du Dich mit Toone auf den Schlag stürzen, und ihr werdet das junge Mädchen herausziehen und dahin bringen, wohin ich euch gesagt habe. François wird den Bedienten auf dem Hintertritte in Respekt halten."

„Das verstehen wir," antworteten Jean und François.

„Du, Etienne," fuhr Lowie fort, indem er sich an den vierten seiner Gesellen wendete, „Du wirst Dich auf der Straße, ungefähr hundert Schritte von hier aufhalten. Wenn der Wagen bis zu Dir gelangt, ohne angehalten worden zu sein, wirst Du den Pferden in die Zügel fallen, dem Kutscher Deine Pistole zeigen, und ihn bedrohen,

ihm das Gehirn zu zerschmettern, wenn er einen Schritt thue. Was mich betrifft," fügte er bei, „so werde ich mich als Plänkler halten, und wenn Gefahr naht, dann rechnet auf mich."

„Sage, Lowie," begann Jean, „es handelt sich darum, ein Mädchen zu entführen, das ist eine ausgemachte Sache. Aber wenn zu gleicher Zeit der Herzog und die Herzogin Gold oder Geschmeide bei sich hätten, die ihnen lästig wären, könnte man ihnen da nicht den kleinen Dienst erweisen, sie zu erleichtern?"

„Das ist Eure Sache," versetzte Lowie, „nur denkt daran, daß man hurtig handeln muß. Dieser Weg ist nicht öde, und ihr könnt jeden Augenblick überrascht werden. Es handelt sich, wie ihr wißt, um zehn Wilhelme für jeden, wenn es euch gelingt."

„Das lohnt die Mühe," bemerkte Toone. „Und nun sagt, ihr Andern, habt ihr nicht die beiden Herrn bemerkt, die in dem Wege links hin und her spazierten, als wir kamen?"

„Ja wohl," entgegnete Lowie, „und ihre Gegenwart beunruhigte mich und beunruhigt mich noch; denn ich sehe sie nicht mehr, höre sie aber doch noch immer."

„Willst Du, daß ich Dich von ihnen befreie?" fragte Toone.

„Keine Unklugheit!" erwiederte Lowie, „sie könnten schreien, und unser Unternehmen würde vereitelt . . ."

„Bah!" unterbrach ihn Toone, „bei dem Wetter, das wir haben, bin ich überzeugt, daß nicht eine Katze um den Weg ist. Wenn sie übrigens dableiben, so wird unser Vorhaben viel leichter vereitelt."

Das ist wahr," erwiederte Lowie, „aber vielleicht vertreibt sie der Regen, der jetzt herabströmt."

„Halt, halt!" rief Toone, „Sie kommen jetzt von dieser Seite her; sie wollen sich wahrscheinlich schützen."

„Lowie," sagte Jean, „laß' uns einmal ihnen ihre

Geschäfte abmachen, verstehst Du? Niemand als mich und Toone; es wird nicht lange währen."

„Nun, so macht, was ihr wollt; aber nehmt euch wohl in Acht!" erwiederte Lowie.

Die jungen Löwen, Studler und Theyssens, denn diese waren es, kamen in der That herbei, um sich in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Schritten von dem Verstecke der Banditen unterzustellen.

„Das Abenteuer fängt an, nicht sehr angenehm zu werden," sagte Theyssens; „indessen wollen wir hoffen, daß es besser ende."

„Warum haben Sie aber auch die Vigilante zurückgeschickt?" erwiederte Studler. „Welch' ein Gedanke!"

„Ist es meine Schuld, daß Sie Ihre Börse vergessen haben?" entgegnete Theyssens.

„Ich rathe Ihnen, sich zu beschweren," antwortete Studler. „Hätten Sie nicht eines der Goldstücke wechseln lassen können, die nach Ihrer Behauptung in Ihrer Börse sind?"

„Mein Lieber, ich lasse nicht gerne wegen solcher Kleinigkeiten wechseln."

„Sie nennen das eine Kleinigkeit, Sie!" sagte Studler. „Indessen da der Liqueur eingeschenkt ist, muß man ihn trinken. Sehen Sie, Theyssens, wenn Sie wollen, so werde ich, wenn der Wagen des Herzogs kommen wird, dem Kutscher ein Zeichen machen, daß er halten solle; ich werde dann an den Schlag treten und den Alten ehrfurchtsvoll um die Erlaubniß für Sie und für mich bitten, in den Wagen steigen zu dürfen. Nun, wie finden Sie meinen Gedanken?"

„Nun, Sie sind ein Narr!"

„Nein, durchaus nicht; ich werde dem Herzoge sagen, daß ich, von einem meiner Landgüter znrückkehrend, von dem Regen überrascht worden sei, und daß wir von seiner Gefälligkeit einen Platz im Wagen bis nach Brüssel erwarten."

„Und die Herzogin, das junge Mädchen, die uns bemerkt haben . . . ?

„Nun, um so besser, mein Lieber. Die Weiber lieben auf der Welt nichts mehr, als Abenteuer. Dieser Schelmenstreich wird uns in ihrem Geiste hundert Prozente gewinnen lassen. Sie werden die ersten sein, die unsere Bitte unterstützen, den Alten bestimmen."

„Ei, ei, das ist so einfältig doch nicht; aber werden Sie denn wirklich die Unverschämtheit haben, den Wagen des Herzogs anzuhalten?"

„Warum nicht? Ich habe, meiner Treu, schon mehr andere begangen. Diese Art von Hülfsmitteln ist mir stets gelungen, mein Theurer. Die Weiber haben eine so seltsame Natur . . . Halt, da muß ich Ihnen etwas erzählen, Theyssens. Stellen Sie sich vor, eines Tags war die schönste Frau von Liége nach Brüssel gekommen, um einige Zeit . . ."

Das letzte dieser Worte war noch nicht ganz ausgesprochen, als ein außerordentlich heftiger Schlag in demselben Augenblicke auf den Hut der beiden jungen Löwen in der Art fiel, daß der Hut bis an den Hals hinuntergedrückt wurde.

Die beiden Löwen waren erschrocken, betäubt, und blieben unbeweglich stehen, während gewandte Hände ihre Taschen durchsuchten, und in ihren Hosentaschen wühlten. Als sie wieder zur Besinnung kamen, bemächtigte sich ihrer, ohne daß sie ihren Schrecken verloren, eine nervöse Aufregung, und nicht ohne große Mühe gelang es ihnen, ihre Hüte hinaufzuschieben. In ihrer Verwirrung ließen sie aber diese dann zur Erde fallen.

Ein neuer panischer Schrecken bemächtigte sich ihres Geistes in dem Augenblicke, in welchem sie wieder Luft einathmen konnten; stumm, keuchend, vor Schrecken außer sich, schlugen sie den Weg nach Irelles ein und hielten nicht eher an, als bis sie an dem Thore von Namur

waren, und der Anblick der Octroi-Einnehmer ihnen zeigte, daß jede Gefahr für sie beseitigt sei.

Toone und Jean kehrten zu ihren Kameraden zurück.

„Ich bin betrogen,“ sagte Toone, „mein Lumpe hatte nichts in seinen Taschen.“

„Ich habe wohl die Börse und die Uhr des meinigen,“ bemerkte Jean; „aber ich glaube, daß ich auch betrogen bin. In seiner Börse hat er nichts als einige Centime, und ich glaube, daß seine Uhr und seine Kette von Kupfer sind.“

„Wie kannst Du das wissen?“ sagte Etienne, „man sieht ja keinen Stich.“

„Ich habe sie berochen, und das genügt,“ entgegnete Jean. „Es gibt keinen Probirstein, der meiner Nase gleichkommt. Ich bin betrogen, wie ich gesagt habe.“

„Was liegt daran?“ sagte Lowie. „Die Hauptsache ist, daß sie entfernt wurden.“

„Während ich etwas vorwärts ging, habe ich Lichter an der Thüre der Cambre gesehen. Ohne Zweifel fuhr der Wagen heraus,“ bemerkte Toone.

„Wahrscheinlich,“ entgegnete Lowie. „Nun, meine Freunde, Achtung! Jeder an seinen Posten! Zehn Wilhelme für jeden, wenn der Streich gelingt.“

Die Banditen trennten sich, um die erhaltenen Weisungen zu befolgen.

Das Licht, welches Toone bemerkt hatte, begleitete in der That den Wagen des Herzogs, der, ehe er ihn bestiegen, die Vorsicht gebraucht hatte, diesen hinausfahren zu lassen, um beim Hinausfahren einem Unfalle auszuweichen, der leicht möglich gewesen wäre, weil der Kutscher in der Meinung, vor dem Eintritte der Nacht in das Hotel zurückzukehren, vergessen hatte, die Laternen an den Wagen zu stecken.

„Mein Gott, welch' ein abscheulicher Abend!“ sagte der Herzog von Wladimont, indem er der Herzogin und Marien die Hand reichte, um ihnen in den Wagen zu helfen.

„Sie werden im Schritte fahren," sagte er zu dem Kutscher, „bis wir die Straße von Ixelles erreicht haben werden. Es würde gefährlich sein, in diesen Feldwegen die Pferde im Trabe laufen zu lassen."

Der Schlag schloß sich hinter ihm, und der Wagen fuhr langsam, im Schritte, fort.

„Das ist ein gut angewendeter Tag," sagte die Herzogin. „Sind Sie nicht auch dieser Meinung? Finden Sie nicht, daß das Glück, welches man empfindet, indem man Gutes thut, um so größer ist, je weniger es erschöpft werden kann? Je mehr man Unglückliche . . ."

In diesem Augenblicke wurde die Herzogin durch eine schmeichlerische, näselnde, stark accentuirte Stimme unterbrochen, welche die Worte sprach:

„Barmherzigkeit mit einem armen Unglücklichen, einem armen Familienvater!"

„Der Himmel ist bereit, meine Wünsche zu erfüllen," sagte Luise. „Mein Lieber, geben Sie diesem Unglücklichen ein Goldstück."

„Gerne, Luise; aber wenn ich es zum Fenster hinauswerfe, so muß ich befürchten, daß er es nicht finde; denn die Nacht ist so finster."

„Nun, so lassen Sie den Wagen anhalten, und Marie wird es ihm dann in die Hand geben."

Der Herzog zog, ohne zu antworten, an einer seidenen, auf der rechten Seite befindlichen Schnur, und der Wagen hielt fast auf der Stelle.

In dem Momente, in welchem die Herzogin das Fenster herabließ, öffnete sich auf jeder Seite der Schlag und Toone und Jean stiegen in den Wagen. Toone erfaßte Marie heftig am Arme, riß sie heraus und warf sie auf die Erde. Dann stürzte er sich aufs Neue in den Wagen, fuhr mit den Händen über den Körper der Herzogin herab, und entriß ihr ihre Kostbarkeiten.

Ehe der Herzog vermocht hatte, eine Bewegung zu machen, oder einen Schrei auszustoßen, hatte ihn Jean

der einen Hand fest an der Kehle gepackt, während er mit der andern seine Uhr und sein Geld nahm. François hatte sich auf den Jäger geworfen, und diesen leicht zu Boden geschlagen.

Der überraschte, entmuthigte Kutscher wollte seine Pferde in Galopp versetzen; aber als er das Stöhnen der auf dem Boden liegenden Marie hörte, zögerte er.

Im nämlichen Augenblicke setzte Etienne die Mündung der Pistole auf seine Brust und rief:

„Wenn Du Dich rührst, bist Du des Todes!"

Dieses alles ereignete sich in weniger Zeit, als wir zum Erzählen bedurften.

Nun lief Lowie herbei, nahm Marie auf die Arme und eilte mit ihr in das Gebüsch; er pfiff, was das verabredete Zeichen für den Fall einer Gefahr war.

Toone bemerkte an dem Finger der Herzogin gerade einen prachtvollen Brillanten, als der Pfiff sich hören ließ. Er vermochte es nicht über sich, eine so schöne Beute im Stiche zu lassen und machte, ehe er floh, eine heftige Anstrengung. Die Herzogin stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig zurück.

Der Elende hatte ihr, indem er ihr den Ring entriß, den Finger gebrochen..

Schon ließ sich der Hufschlag von Pferden deutlich vernehmen, als die Banditen verschwanden.

Bald nahten sich zwei Reiter dem Wagen, in welchem der Herzog, eine Beute des heftigsten Schmerzes, versuchte, die Herzogin wieder zu sich zu bringen.

„Zu Hülfe, meine Herren! Wir sind angefallen worden!" rief der Jäger des Herzogs bei dem Anblicke der beiden Reiter und sowie er sich von der Umklammerung François befreit fühlte.

Die Reiter nahten sich dem Schlage.

„Schurken!" rief der Herzog von Wladimont, indem er sich irrte und glaubte, daß die Banditen zurückgekehrt seien.

Einer der beiden Reiter hatte des Herzogs Stimme erkannt und begriff auf der Stelle dessen Irrthum.

„Fürchten Sie nichts, Herr Herzog," sagte er. „Es scheint, Sie sind so eben angegriffen worden."

„Der Graf von Frensberg!" rief der Herzog. „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber ich habe Sie nicht erkannt."

Die Herzogin kam wieder zu sich und öffnete ihre Augen. Während sie mit den Händen umhertastete, um sich zu überzeugen, ob ihr Mann bei ihr sei, sagte sie mit bewegter Stimme:

„Sprechen Sie, mein Freund, sind Sie nicht verwundet?"

„Nein, nicht im Mindesten!" antwortete der Herzog. „Kommen Sie zu sich, Luise, jetzt haben sich diese Elenden bei der Ankunft des Herrn Grafen von Frensberg und eines seiner Freunde, wie ich nicht zweifle..."

„Ja, eines meiner Freunde," fiel ihm der Graf in die Rede, „des Herrn Vanlinden. Ich bedaure, ihn unter so traurigen Umständen vorstellen zu müssen."

„Von dem Dorfe Alsemberg zurückkehrend," sagte Herr Vanlinden, „hat Frensberg einen kleinen Umweg gemacht, um mich in geringer Entfernung von hier bei einem gemeinschaftlichen Freunde abzuholen, bei dem ich den Tag zugebracht hatte. Ich schätze mich glücklich, daß unsere Ankunft die Räuber, die Sie angegriffen hatten, zur Flucht zwang..."

„Ihnen, meine Herren, haben wir es zu verdanken, daß wir mit dem Verluste von etwas Gold und einigen Edelsteinen davongekommen..."

Die Herzogin unterbrach ihren Gemahl durch einen Schmerzruf.

„Was ist Ihnen, Luise?"

„O, meine Hand schmerzt mich ungeheuer, indem er mir einen Ring raubte, hat mir der Elende sie gebrochen."

„Wir wollen schnell fort," sprach der Herzog. „Wir

wollen sogleich einen Wundarzt rufen lassen. O, Luise, wollte doch Gott, daß Sie nicht verletzt wären."

„Aber wo ist Marie?" rief plötzlich die Herzogin, indem sie voll Unruhe um sich blickte.

„Marie?" wiederholten zu gleicher Zeit der Graf und Vanlinden, indem sie sich erstaunt ansahen.

Der Herzog rief den Jäger und fragte ihn, ob er das unglückliche Kind nicht gesehen habe; aber weder er, noch der Kutscher hatten in ihrem Schrecken die Entführung desselben wahrgenommen.

Dem Befehle der Herzogin gemäß rief man nach ihr auf allen Seiten, allein es war vergeblich, alle Nachsuchungen, alles Rufen war nutzlos.

„Sie wird erschrocken sein," sagte der Herzog, „und sich geflüchtet haben, trösten Sie sich, Luise. Ohne Zweifel wird sie diesen Abend zurückkehren."

„Vorausgesetzt, daß sie in ihrem Schrecken nicht in den See stürzte," rief die Herzogin.

„Geben Sie sich doch solchen Gedanken nicht hin, Luise..."

„Wenn dieses arme Kind todt ist," rief die Herzogin, in Thränen zerfließend, „so werde ich mich nie darüber trösten können."

Der Graf Frensberg und Vanlinden wurden bestürzt.

Einige Minuten nach diesem Vorfalle rollte der Wagen auf der Hauptstraße dahin, die beiden Reiter begleiteten ihn.

Ende des ersten Theils.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Das Dorf Alsemberg. Clarissa.

Der Himmel war rein und die Luft bewegt; das leise Wehen eines Südwest-Windes schüttelte leicht die Wipfel der Bäume des Waldes von Alsemberg. Die Erde war mit einem Bette von verwelkten Blättern bedeckt, welche die Strenge eines Herbstfrostes schon gegelbt hatte. Die Zweige schienen, indem sie sich traurig unter dem Winde beugten, ihren geraubten Schmuck, mit dem die Erde sich jetzt brüstete, wieder gewinnen zu wollen. In der Ferne zogen Wolken von tausendfarbigen Schattirungen von Perlmutter und Opal majestätisch an dem immensen Vorhange von Purpur und Gold vorüber, der sich an dem Horizonte unter den letzten Strahlen einer untergehenden Sonne entfaltete.

Dieser bunte, glänzende Schleier warf einen Wiederschein auf das reizende Dorf Alsemberg, welches nicht weit von dem Walde, dessen Namen es führt, und ungefähr zwei Stunden von Brüssel liegt. Dieses Dorf mit seinen weißen Häusern, seinen noch grünen Wiesen, seinen Schluchten

in welchen zahllose Bäche murmelten, gewährte einen bezaubernden Anblick in der Mitte dieser überraschenden und pittoresken Natur.

Wenn man von einer schönen Kirche, welche der heiligen Jungfrau unter dem poetischen Namen „Etoile de la mer," geweiht ist, hundert Schritte geht, und sich dann ein wenig rechts wendet, gelangt man durch eine Lindenallee zu einem kleinen Hause, welches in der Mitte eines von allen Seiten mit hohen Mauern umgebenen Gartens steht. Im Vordergrunde verschließt ein eisernes Gitter von der Höhe dieser Mauern den Eingang, und der neugierige Blick der Vorübergehenden bemerkt, durch seine grün bemalten und lanzenartig geformten Stäbe in dieses ruhige und einsame Asyl eindringend, die vier Fenster des Erdgeschosses, im Mittelpunkte durch eine gleichfalls grün angestrichene Glasthüre getrennt. Die Fensterstöcke der ersten Etage wurden von den Zweigen zweier enormen Nußbäume bedeckt, die innerhalb zu beiden Seiten des Gitters gepflanzt waren. Bloß in den Zwischenräumen, in welchen sich die Zweige zu vereinigen schienen, wird das mittlere Fenster unbedeckt gelassen.

Zwei Hütten, welche auf beiden Seiten des Gitters an den Nebenmauern sich gegenüber befanden, dienten zwei großen Hunden zum Aufenthalte. Diese verhielten sich schweigend, aufmerksam den Kopf auf die beiden Vorderfüße legend.

Ihre glänzenden und lebhaften Augen rollten beständig in ihren Höhlen umher, und ihr Knurren, das sich bei dem geringsten Geräusche vermehrte, zeugte von ihrer Wachsamkeit und Treue.

In der ersten Etage, rechts von der Treppe, kam man sogleich in ein vollkommen viereckiges Zimmer, welches einen Salon bildete, der durch zwei, gegen das Gitterthor hingehende Fenster sein Licht erhielt.

Ein hochrother und gelbgestreifter Teppich, Möbel von Mahagoni, einfach und ohne Verzierung, mit orangefar-

digem Wollendamast überzogen. Vorhänge von demselben Stoffe, ein in der Mitte stehender Gueridon, einige Gemälde, verschiedene Landschaften darstellend, machten die einfache, aber höchst nette Einrichtung aus.

Eine Pendule und zwei Candelaber von Bronze mit Karyatiden schmückten den Kamin, in welchem ein starkes Feuer loderte, dessen bewegliche Flamme dem zu Grabe gehenden Tage das Recht zu bestreiten schien, jeden Gegenstand mit ihrem leuchtenden Wiederschein zu bedecken.

Zur Rechten des Kamins stand ein offenes Piano von Van Hecke, mit Musikheften beladen, und ließ seine Claviatur von Elfenbein und Ebenholz gewahren. Auf einem kleinen Arbeitstische, nahe beim Piano, lagen einige Stickereien umhergestreut.

Ein junges Mädchen von sechzehn Jahren befand sich an der Brüstung jenes der beiden Fenster, von welchem aus man am leichtesten durch die Stangen des Gitters sehen konnte. Sie saß in einem Fauteuil, den Ellenbogen auf einen der Arme gestützt; ihre Blicke hafteten beständig auf der Gegend, und von Zeit zu Zeit entschlüpften ihr leichte Seufzer.

Dieses junge Mädchen, eben so stumm, als betrachtungsvoll, bot ein entzückendes Gemälde an diesem einsamen und stillen Orte dar. Ihre schwarzen, glänzenden Haare waren hinten künstlich aufgesteckt und bildeten so einen doppelten Kranz von Flechten, welche sich auf ihre weißen Schultern zu flüchten schienen; vorne in Locken abgetheilt, umzogen sie eine Stirne von edler Form und vollkommener Reinheit. In diesem Augenblicke gaben die Gedanken des jungen Mädchens ihrem schönen schwarzen Auge einen Ausdruck von unruhiger Zärtlichkeit, der seine natürliche Lebhaftigkeit etwas milderte. Die Form ihrer Nase, die Umrisse ihres Gesichtes, die feinen und zarten Linien ihres Kinns, waren von einer untadelhaften Regelmäßigkeit. Ihr Mund war so süß, so lieblich, und ihr Teint so weiß und frisch, daß man sie mit einer halbauf-

gebrochenen Rosenknospe in der Mitte eines Lilienbouquet's hätte vergleichen können. Dieser reizende Kopf theilte die Eleganz seiner Bewegungen einem Halse von bewunderungswürdiger Rundung und Reinheit mit.

Ihre Taille war so schlank und zart, daß man in einiger Entfernung kaum an der Möglichkeit gezweifelt hätte, sie mit einem Bracelet umspannen zu können.

Ein Kleid von schwarzmoirirter Seide, eine Pelerine von Sammet, auf welcher sich ein Kragen von Brüsseler-Spitzen befand, und eine Schürze von violeter Seide, auf der eine kleine rosige Hand ruhte, machten ihre ernste, jedoch mit ihrer Schönheit vollkommen übereinstimmende Kleidung aus.

Auf einem gestickten Kissen ruhte ein kleiner, zierlicher Fuß, welcher mit einem Schuh von Prünell bekleidet war, dessen dunkle Farbe die Weiße eines Strumpfes vom schönsten schottischen Gewebe hob.

Am andern Fenster saß eine gealterte, kleine, untersetzte Frau in einem wollenen Kleide, mit einer Art Spitzenhaube, in den Händen hielt sie ein Gestrick. Die seltenen und langsamen Bewegungen dieser Frau und das häufige Nicken ihres Hauptes zeigten, daß sie gegen den Schlaf kämpfe, zu welchem sie die Ruhe des sich neigenden Tages und die liebliche Wärme des Ortes einlud.

In dem Augenblicke, von welchem wir sprechen, überfiel sie ein neues, so heftiges Nicken, daß das Gestrick und das Garnknäuelchen aus ihren Händen auf den Teppich fiel. Sie machte eine Bewegung, Beides wiederaufzuheben.

„Was haben Sie denn?" fragte das junge Mädchen, durch das Geräusch, welches Geneviève verursachte, aus ihren Betrachtungen geweckt.

„Mein Gott! Clarissa!" antwortete diese, „ich glaube wirklich, daß ich dem Einschlafen nahe war; ich bin so eben im Begriffe, meine Arbeit, die ich habe fallen lassen, wieder aufzunehmen."

Die Unterhaltung gerieth in's Stocken.

Bei der Bewegung, welche Clarissa gemacht hatte, um sich der greisen Geneviève zu nähern, hob ein kleiner Wachtelhund, der auf dem Fußkissen geschlafen hatte, seinen Kopf in die Höhe und wedelte in demselben Augenblicke mit dem seidenhaarigen Schweife, zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit für den freundlichen Blick, den seine junge Herrin auf ihn richtete.

„Temir!" rief Clarissa mit süßer und schmeichelnder Stimme.

Auf diesen Ruf hin verdoppelte Temir das Wedeln seines Schweifes, lief auf seine Herrin zu, richtete sich auf, legte seine beiden Vorderpfötchen auf den Saum ihres Kleides, und antwortete in seiner Art durch Schütteln des Kopfes und andere freudigen Bewegungen.

„O, ich sehe schon, was Sie wollen," entgegnete das junge Mädchen, indem sie auf ihren Arbeitstisch zuging.

Temir folgte ihr ganz glücklich, und welche Sprünge machte er erst, als er seine Herrin eine Schublade aus dem Tische ziehen und die appetitlichste und schönste Bretze der Welt herausnehmen sah.

„Ruhig Monsieur!" rief Clarissa, indem sie einen gebieterischen Ernst erkünstelte, und die Bretze gleich einem Ringe um ihre beiden zierlichen Finger schob.

Auf diesen Befehl blieb Temir sogleich stehen, und stellte sich auf seine Hinterfüße, ohne jedoch den überglücklichen Talisman, der ihn bezauberte, aus den Augen zu verlieren.

„Allons! sei brav!" fuhr das reizende Kind fort, und der folgsame Temir stellte sich auf's Neue auf seine Hinterfüße und begann seine drolligen Bewegungen mit den Vorderfüßen, indem er abwechselnd seine Pfoten, mit welchen er seine langherabhängenden Ohren kratzte, vorwärtsstreckte.

Hierauf folgte eine Reihe von Uebungen, welche er

zur großen Zufriedenheit seiner Gebieterin ausführte, die ihm auch nicht den geringsten Vorwurf zu machen fand.

Dies hatte ihm jedoch die Bretze noch nicht errungen, welche sie nicht geneigt schien, Temirs Naschhaftigkeit so bald preiszugeben, als plötzlich ein Bellen in der Nähe des Gitters und der Lärm, den die beiden Hunde durch das Rasseln ihrer Ketten verursachten, den Lauf der gymnastischen Uebungen unterbrach, in denen sich Temir so geschickt benahm. Clarissa warf ihm die Bretze hin, welche er mit all' seiner Liebenswürdigkeit wohl verdient hatte, und ging an das Fenster, um ihre vorige Stellung wieder einzunehmen.

Die zwei großen Hunde sprangen aus ihren Hütten und spitzten, immer bellend, die Ohren, ohne daß indessen von Außen etwas ihren Lärm rechtfertigte.

Kaum waren jedoch einige Minuten vergangen, als ein Reiter in dem Halbdunkel des sich neigenden Tages erschien, und sich in langsamem Schritte vorwärts bewegte.

Bei diesem Anblicke klopfte Clarissen's Herz stärker.

Der Reiter stieg ab, band sein Pferd an einen Baum, und näherte sich vorsichtig dem Gitter, indem er sich längs der Bäume zur Rechten der Allee hinschlich.

Die Hunde hörten nicht auf zu knurren, und einer von ihnen brach sogar in lautes Bellen aus.

„O! mein Gott! mein Gott!" stammelte das Mädchen zitternd, indem sie ihre Augen nach der Seite kehrte, wo die Gouvernante saß, deren Züge zu sehen sie jedoch die Nacht verhinderte. Geneviève saß noch immer, scheinbar unbeweglich, in dem Sessel.

Der Reiter berührte schon das Gitter, und die Hunde waren plötzlich wie durch einen Zauber zum Schweigen gebracht. Clarissa sah, wie er zweimal einen Gegenstand, dessen Form sie nicht recht erkennen konnte, über das Gitter gegen die beiden Hütten hinwarf.

An der Begierde, mit welcher sich die beiden Hunde

über ihre Beute herwarfen, erkannte sie, daß der Reiter sie durch einen Leckerbissen beruhigt habe.

Geneviève ließ ein langes und tiefes Gähnen hören; Clarissa bebte zusammen, lauschte einige Momente und näherte sich dann leise auf den Zehenspitzen ihrer Gouvernante; diese schlief vollkommen.

Dann hielt das junge Mädchen mit klopfendem Herzen den Athem an, streckte den Arm aus und zog den Vorhang zu, damit ihre Erzieherin, im Fall sie erwachen würde, nicht den ersten Blick auf das Gitter werfe.

Auf den Zehenspitzen und den Finger auf den Mund gelegt, als wenn sie sich selbst Stillschweigen auflegen wollte, gewann sie die Thüre des Salons, stieg die Treppe hinab, und stand bald an dem Gitter.

Bei ihrem Anblicke hatten die Hunde ihren Fraß verlassen und sich ihr genähert, indem sie zu ihren Füßen krochen. Nachdem Clarissa sie mit ihren kleinen Händchen, welche die ungeheuren Thiere mit einem Biß hätten zerreißen können, gestreichelt hatte, trat sie ganz nahe an das Gitter.

„Sind Sie es, Alfred?“ fragte sie mit leiser und schüchterner Stimme.

„Ja, mein angebeteter Engel,“ antwortete der junge Mann; indem er Clarissens Hände, welche die Stangen umfaßten, mit seinen Küssen zu bedecken suchte.

„Ein einziges Wort, Alfred, und ich ziehe mich zurück!“ flüsterte das Mädchen; „denn ich sterbe vor Furcht!“

„Ist Ihre Gouvernante . . . .“

„Sie schläft,“ unterbrach ihn Clarissa, „aber ich glaube, sie wird bald erwachen!“

„Mein Gott, Clarissa! rief Alfred, „dies muß nun einmal aufhören; diese Lage ist unerträglich.“

„Ach!“ entgegnete Clarissa, und erhob die Augen zum Himmel.

„Clarissa,“ fuhr der junge Mann fort, „verschweigst Du mir denn immer noch den Namen Deiner Familie?“

„Meiner Familie?" fragte das Mädchen unter einem neuen Seufzer. „Ich bin eine Waise . . ."

„Hast Du denn keine Eltern?" entgegnete Alfred, „und dieser noch ganz junge Mann," fügte er mit einer Art Besorgniß hinzu, „der einzige, welcher je in diesem Hause gesehen wurde? . . . ."

„Woher weißt Du das?" unterbrach ihn Clarissa lebhaft.

„Aber . . . . ."

„Sprich, Alfred; ich fordere es."

„Da ich nicht hoffen durfte, jemals durch Dich Aufklärung über das Geheimniß, welches Dich umschwebt, zu bekommen, so habe ich mir erlaubt, eine solche in der Nachbarschaft zu suchen."

„Und was hat man Dir gesagt? . . . ."

„Was man mir gesagt hat, Clarissa, konnte ich nicht glauben, und ich wage auch nicht, es Dir zu wiederholen . . . ."

„Bei Gott, Alfred, sprich; habe Mitleid mit meiner Qual!"

„Wohl denn, man hat mir gesagt, daß vor ungefähr drei Jahren ein junger, unbekannter Mann hieher kam, dieses Haus für Dich zu miethen. Sein Bestreben, jede Aufmerksamkeit von Dir abzuwenden, seine Bemühungen, sich selbst der natürlichen Neugierde zu entziehen, lassen vermuthen . . . ."

„Endige! endige! . . . ."

„Daß die verwandtschaftlichen Verhältnisse, welche zwischen Dir und ihm bestehen . . . ."

Der junge Mann zögerte.

„Strafbar sind, nicht wahr?" rief Clarissa. „Aber das ist eine Verläumdung!" fügte sie voll Entrüstung bei. „Dieser Mann, Alfred, ist mein Bruder! . . ."

Alfred's Herz fühlte sich bei diesen Worten von einer großen Last befreit.

„Dein Bruder!" wiederholte er, unfähig seine Freude

zu verbergen. „So sage mir denn seinen Namen, und ich werde den Deinigen wissen.“

„Seinen Namen?“ fragte das Mädchen.

„Ja, seinen Namen... Verhindert Dich ein ernster Beweggrund, von einer Natur?...“

Er wagte nicht weiter zu sprechen.

„Ich verstehe Dich,“ antwortete Clarissa, „aber enttäusche Dich, der Name, welchen uns mein Vater gegeben hat, ist ehrlich, davon bin ich überzeugt.“

„Aber warum nennst Du ihn dann nicht?“

„Weil ich geschworen habe, ihn niemand zu sagen.“

„Welche Beweggründe haben denn Deinen Bruder bestimmen können, von Dir ein solches Gelübde zu fordern?“

„Ich kenne sie nicht, ich schwöre es Dir.“

„Und daß Niemand außer ihm jemals in dieses Haus kommt?“

„Niemand... Ich lebe mit meiner greisen Gouvernante und einer Dienerin, welche beide von meinem Bruder erwählt und mir beigegeben wurden, beständig allein.“

„Aber so einsam und von jedem Verkehr mit der Gesellschaft abgeschnitten, muß Dein Leben schrecklich sein.“

„Jetzt beklage ich mich nicht mehr. Alfred, ich denke an Dich und bin glücklich.“

„Theuerer Engel!“ rief der junge Mann, indem er Clarissens Hände aufs Neue an seine Lippen führte.

„O! glaube mir, meine Freundin,“ fügte er bei, „Du mußt Dich dieser eigenthümlichen Tyrannei entziehen...“

„Und wie wäre dies möglich?“

„Ergreife die Flucht!“

„Und wohin soll ich? Ich habe keine andern Verwandten mehr, als meinen Bruder.“

„Aber die Meinigen, die Meinigen, sie werden sich glücklich schätzen und stolz darauf sein, Dich in ihre Arme zu schließen.“

„Wohin denkst Du, Alfred? Aber dies ist eine Entführung, eine Flucht, was Du mir vorschlägst.“

„Nein, Clarissa, das ist Deine Befreiung und Dein Glück.“

„Höre auf, Alfred, höre auf, diese Sprache zu führen, wenn Du mich liebst, denn ich werde nie einwilligen!“

In diesem Augenblicke vernahm man ein Geräusch im Innern des Hauses.

„Himmel!“ rief Clarisse entsetzt, „das ist ohne Zweifel Geneviève, welche erwacht sein wird. Lebe wohl, Alfred, lebe wohl, auf baldiges Wiedersehen!“

Und schon war das reizende Kind zitternd einige Schritte gegen das Haus gegangen, als sie Alfred wieder zurückrief.

„Um Gotteswillen, noch ein einziges Wort!“ rief er.

Trotz ihrer Furcht hatte Clarissa nicht die Kraft, es ihm zu verweigern.

„Alfred, laß mich fort oder ich bin verloren!“ sprach sie, als sie ihm aufs Neue gegenüber stand. Der junge Mann ergriff eine ihrer Hände und drückte sie an seine Lippen, bis das Mädchen entwischte, nachdem sie noch einen letzten Blick auf ihn geworfen hatte, aus welchem ihre ganze Zärtlichkeit und der Schmerz, den sie bei der Trennung von ihm empfand, sprach.

„Verlasse Dich auf mich!“ rief Alfred, „ich werde Dich retten.“

Und er verschwand.

Als Clarissa auf dem Absatze der Treppe erschien, um in den Salon zurückzukehren, bemerkte sie ihre Gouvernante, ganz außer Athem, gerade in der Mitte der Treppe. Das Herabsteigen war für sie äußerst beschwerlich.

„Woher kommen Sie denn, mein Fräulein?“ fragte Geneviève in einem strengen Tone.

„Ich habe einen kleinen Spaziergang im Garten gemacht,“ antwortete Clarissa einen gleichgültigen Ton annehmend.

„Zu dieser Stunde und bei einer so großen Kälte?" entgegnete die Gouvernante, „das scheint mir höchst sonderbar."

Und murmelnd ging sie, um ihren Lehnsessel wieder einzunehmen. Clarissa setzte sich ohne zu antworten, gleichfalls auf ihren frühern Platz am Fenster, bis sie ihre Augen, nachdem sie den Vorhang ein wenig gelüpft hatte, auf den Weg heften konnte. Bei dem Anblicke eines jungen Reiters, der auf Brüssel zuritt, pochte ihr Herz stärker und ein langer Seufzer entschlüpfte ihr.

Seitdem Geneviève sich aufs Neue wieder in ihren Sessel gestreckt hatte, hörte sie nicht auf, zwischen den Zähnen zu murmeln.

„Was haben Sie denn, Geneviève?" fragte sie das junge Mädchen.

„Ich habe... Fräulein," antwortete dieselbe, „ich habe nichts!... aber wenn es diesem jungen Menschen jemals wieder einfallen sollte, hier herum zu streichen, so werde ich Ihren Herrn Bruder davon benachrichtigen!..."

Clarissa schauderte zusammen.

„Geneviève, ich verbiete es Ihnen!" rief sie, ihre ganze Kraft zusammennehmend.

Die Gouvernante, wenig an eine solche Sprache von Seite des jungen Mädchens gewöhnt, hielt betroffen inne.

„Aber, mein Fräulein," fügte sie nach einem momentanen Stillschweigen hinzu, „ich kann mich doch nicht dem Zorne Ihres Bruders aussetzen..."

„Wenn Sie jemals ein Wort von diesem jungen Manne gegen ihn erwähnen," sprach Clarissa, „so werden Sie oder ich dieses Haus verlassen, mein Bruder kann dann zwischen uns wählen."

Geneviève ließ den Kopf sinken und erwiederte nichts weiter.

Jetzt trat die Finsterniß ein, und Alles blieb innen und außen ruhig und stille.

Zweites Kapitel.

Das mißlungene Unternehmen.

Einige Tage später rollte bei einbrechender Nacht ein Wagen, dicht von einem Cabriolett, dessen Kutscher keine Livree trug, gefolgt, auf dem Wege, der von Brüssel nach Alsemberg führt, schnell dahin. Der Graf d'Epinoy und Vanlinden saßen im Fond dieses Wagens, der Graf Frensberg saß ihnen gegenüber auf dem Vordersitze.

„Meine Herren, wir sind bald hier angekommen," sprach der Graf Frensberg, indem er hinausblickte.

„Sind Sie aber auch gewiß," fragte Herr Vanlinden, „daß die Gouvernante sich entfernt haben wird?"

„In diesem Punkte bin ich vollkommen sicher," antwortete der Graf Frensberg, denn ich habe die verehrungswürdige Tantje an sie geschickt, diesen köstlichen Talisman, den wir der großmüthigen Freundschaft von Bleeden's verdanken, und der, wie groß auch die Strenge der alten Gouvernante sei, sie nicht widerstehen wird, dafür stehe ich gut, vermöge der List und der Schlingen unserer geschickten Megäre. Uebrigens können wir uns bald überzeugen, denn ein an einem Gitterstabe befestigter Seidenfaden wird mir zeigen, daß alle Schwierigkeiten beseitigt sind."

„Vorwärts, Frensberg," fuhr Vanlinden fort, „ich sehe, Sie sind ein vorsichtiger Mann! Aber," fügte er bei, „haben Sie die Güte, mir einige Aufklärung hinsichtlich dieses geheimnißvollen Abenteuers zu geben. Epinoy ist, glaube ich, der einzige, welcher davon unterrichtet ist, und da ich berufen wurde, die Ehren der Complicität, vielleicht auch die Gefahren derselben zu theilen, so gehört es sich, daß man auch mich genau davon in [Ken]ntniß setzt . . ."

„Das ist nicht mehr als billig; Sie haben vollkommen recht,“ unterbrach ihn der Graf Frensberg, und ich zögere nicht, Sie vollkommen zu befriedigen, mein lieber Complice.“

„Mein Gott!“ fuhr er fort, „nichts ist einfacher, aber auch zu gleicher Zeit angenehmer für mich, als dieses Abenteuer! — Es sind jetzt ungefähr drei Monate, daß ich meine Güter in den Ardennen mit einem reizenden Besitzthume zweihundert Schritte von dem Dorfe Alsemberg vertauschte, und seit diesem Momente hatte ich es zum Ziel meiner Spazierritte gewählt, theils um mich von dem Fortschreiten der Veränderungen, die ich anordnete, zu überzeugen, theils um das Vergnügen zu genießen, welches man immer empfindet, wenn man genauere Kenntniß von seinen neuen Erwerbungen erlangt.

„Als ich mich eines Abends, ein wenig vor Einbruch der Nacht, auf meinem Rückweg befand, schlug ich aus bloßer Laune einen abgelegenen Fußpfad ein, von welchem aus ich bald ein kleines, einsames Haus, das in Mitte köstlicher Wiesen eingeschachtelt schien, entdeckte.

„Die Neugierde trieb mich vorwärts, und ich war kaum einige Schritte mehr von einem Gitter entfernt, welches beinahe die ganze Vorderseite des Hauses bedeckte, als ich von zwei großen Hunden empfangen wurde, die mit einander in die Wette bellten und heulten.

In demselben Augenblicke sah ich, wie in der ersten Etage die Fenstervorhänge durch eine rasche Bewegung zurückgezogen wurden. An einem dieser Kreuzstöcke bemerkte ich eine bezaubernde Gestalt, einen Madonnenkopf; an dem andern ein häßliches Gesicht, eine Zigeuner-Physiognomie. Der Kopf der Madonna verschwand bald wieder; er blieb nicht so lange, wie das Gesicht der Zigeunerin, welches mir die schönsten Grimassen schnitt. Einige Zeit nachher, als ich die Hoffnung aufgegeben hatte, den Engel, welchen ich nur im Vorbeigehen erblickt, wieder erscheinen zu sehen, entfernte ich mich unter dem Einfluſſe

eines starken Eindruckes. Am folgenden Tag ritt ich zur nämlichen Stunde an meiner geheimnißvollen Entdeckung vorüber . . ."

„Und sahen vielleicht nichts, als die häßliche Zigeunerin?" unterbrach Vanlinden.

„Nicht ganz so," fuhr Graf Frensberg fort, „in dem Augenblicke, in welchem die ungeheuren Hunde ein unheilverkündendes Knurren ihrem Gebelle vorangehen ließen, besänftigte die lieblichste Stimme der Welt sogleich ihren Zorn, und das schönste, das reizendste Geschöpf zeigte sich nahe am Gitter; bei meinem Anblick erröthete sie und schlug die Augen nieder.

„Ich stand so vielen Reizen, so großer Schönheit erstaunt gegenüber, und stammelte einige unzusammenhängende Worte; meine Unbekannte zog sich zurück; aber gleich darauf wieder zurückkehrend, sagte sie mir: „Um Gotteswillen, mein Herr, entfernen Sie sich; meine Gouvernante ist eingeschlafen, aber wenn sie Sie sieht, so bin ich verloren!"

„Sie begleitete ihre Worte mit einem so flehenden Blicke, daß ich weder Muth, noch Stärke hatte, es ihr zu verweigern; ich ging, und am andern Morgen war ich verliebt wie ein Narr."

„Verliebt! Ernstlich?" unterbrach ihn Vanlinden aufs Neue, und lächelte ungläubig.

„Ja, meine Herren, sehr ernstlich," sprach Graf Frensberg; vielleicht lachen Sie; aber es war der erste Tag, an dem ich Clarissa zum ersten Male sah, welcher mich die wahre Liebe kennen lehrte."

Vanlinden schwieg und unterdrückte einen Seufzer.

„Nun," fuhr Frensberg fort, „spotten Sie über mich, wenn es Ihnen beliebt, aber würde mir die Familie dieses jungen Mädchens bekannt sein, so hätte ich gewiß um ihre Hand geworben; heute zwingen mich jedoch die Umstände zu einer Handlung, welche ich aus dem Grunde meines Herzens verabscheue."

Während Frensberg so sprach, warf Lucian einen Blick voll wohlwollender Zufriedenheit auf ihn.

„Wie," rief Vanlinden; es ist Ihnen nicht gelungen, ihre Aeltern zu entdecken?"

„Ach, nein," entgegnete Frensberg. „Als ich ganz gewiß war, daß Clarissa meine Liebe theilte, bat ich sie, mir über ihre Familie und ihre Stellung Auskunft zu geben; denn, ich wiederhole es, ich war fest entschlossen, mich mit ihr zu verbinden. Meine dringendsten Bitten, und mein zärtlichstes Flehen konnte nichts als ein vollkommenes Stillschweigen, von Thränen begleitet, von ihr erhalten; die Nachrichten, welche ich auswärts einzog, konnten mir wenig Aufklärung geben und dienten zu nichts, als zur Vergrößerung meiner Befürchtungen und meines Erstaunens. Ich hörte, daß Clarissa und ihre Gouvernante, gänzlich fremd in dem Lande, und für alle Einwohner unbekannt, von ihrer jetzigen Wohnung vor ungefähr drei Jahren Besitz genommen hätten, und daß blos eine einzige Person Zutritt habe. Dies sei ein junger Mann, welcher bloß am Abende, und in ein gewisses geheimnißvolles Dunkel gehüllt, erscheine. Den Geist von tausend Vermuthungen aufgeregt und die Seele von tausend Befürchtungen gequält, konnte ich mich nicht enthalten, mit Clarissa darüber zu sprechen. „Dieser Mann ist mein Bruder!" rief sie. Dies ist das einzige Geständniß, welches ich ihr entlocken konnte. Auf alle meine Fragen, um seinen Namen zu erfahren, antwortete sie mir, daß sie ihrem Bruder geschworen habe, seinen Namen Niemand zu nennen, und daß nichts in der Welt sie zwingen könnte, ihr Gelübde zu brechen.

„Aus ihren Worten, ihren Seufzern und Thränen konnte ich jedoch leicht entnehmen, daß ein großes Unglück oder eine schreckliche Tyrannei auf diesem jungen interessanten Mädchen laste. Entschlossen, sie zu retten, schlug ich ihr vor, sie aus ihrer Gefangenschaft zu befreien und in meine Familie zu führen; sie weigerte sich, aber, wie ich

wenigstens glaube, schwach genug, um mich nur zu ermuthigen, ihre Befreiung zu versuchen."

„Dahinter steckt ein seltsames Geheimniß, . . ." sprach Vanlinden.

„Und dieses werde ich, so hoffe ich wenigstens, durchdringen, so wie Clarissa in meinen Händen sein wird," fuhr Frensberg lächelnd fort. „Sie sehen, meine Herren," fügte er bei, „daß ich unsere Verbindung benütze und mich in reichem Maße der Wohlthat Ihrer Mitwirkung bediene, indem ich Sie zu Theilhabern an einer Entführung mache . . ."

„Deren Folgen, wie wir hoffen, nicht sehr gefährlich sein werden," sprach Graf Espinoy, indem er ein spöttisches Lächeln unterdrückte.

„Wenn auch keine Gefahren, denen Sie sich wegen mir aussetzen wollten, vorhanden sind," entgegnete Frensberg, „so sage ich Ihnen doch meinen verbindlichsten Dank für die Zeit, welche Sie mir widmen. Ich bin besonders Ihnen sehr dankbar, Vanlinden, für Ihren guten Willen, vorzüglich in diesem Augenblicke; denn ich weiß Sie sehr beschäftigt . . ."

„Wahrhaftig!" antwortete Vanlinden lächelnd, „und wissen Sie auch, daß meine Beschäftigung von einer Natur ist, Ihre Complicität in Anspruch zu nehmen?"

„Ich würde auch nicht überrascht sein," fuhr Frensberg fort, „wenn Sie in dieser Hinsicht siegen würden. Auf jeden Fall habe ich Sie sehr zur unrechten Zeit gestört, und ich bedaure dies von Herzen; ich habe den Vorsatz gehabt, Bleeden mein Abenteuer zu erzählen und ihn an Ihrer Stelle mit mir zu nehmen; aber er ist seit einiger Zeit ganz unzugänglich. Ich weiß in der That nicht, was aus ihm werden wird."

„Die Tabak-Händlerin," entgegnete Lucian, „und ihre schöne Tochter, zu so ungelegener Zeit für ihn von meiner schönen Cousine, der Herzogin von Wladimont, weggefischt, beschäftigen ohne Zweifel alle seine Augenblicke."

„Da fällt mir eben ein, mein lieber Espinoy, ist diese kleine Marie wieder gefunden worden?“ fragte Frensberg.

„Nein,“ antwortete Lucian, „und es würde mich wundern, wenn Bleeden in diesem Augenblicke nicht eben so thätige Nachforschungen anstellen würde, wie die der Herzogin sind.“

„Also,“ sprach Vanlinden, „hat man jetzt die Gewißheit, daß der junge Schützling der Frau Herzogin sich nicht in den See gestürzt hat?“

„Ja,“ antwortete Lucian, „denn es wurden alle Maßregeln getroffen, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen.“

„Welches seltsame Ereigniß!“ rief Vanlinden.

„Welche unbegreifliche Frechheit!“ entgegnete Espinoy, einen Wagen an einem nichts weniger als abgelegenen Orte anzugreifen, an einem Platze, von Schenken und Häusern umgeben . . . .“

„Und die Herzogin?“ Wissen Sie gewiß, daß die Verletzung nicht gefährlich ist? . . . . . .“

„Glücklicher Weise hat sie nichts gebrochen,“ antwortete Lucian, „aber die Verrenkung ist ernstlich genug, und nöthigt meine Cousine, ihren Arm beständig in einer Schlinge zu tragen.“

Während sie so sprachen, steckte Graf Frensberg seinen Kopf aus dem Wagenschlage.

„Meine Herren!“ rief er, „ich sehe schon den Thurm von Etoil de la mer, wir werden bald dort sein; warten Sie einen Augenblick; ich will nur dem Kutscher des Cabriolets sagen, daß er hier auf dem Wege wartet, bis Sie wieder mit ihm zusammenkommen werden. Sie werden mir erlauben, diesen Wagen zu behalten?“

Einige Augenblicke später fuhr der Wagen, in welchem Frensberg und seine Gefährten saßen, langsamen Schrittes in der Allee, die zu Clarissens Hause führte.

Sobald man das Gitter bemerken konnte, hielt der Kutscher seine Pferde an. Frensberg und seine beiden Freunde stiegen mit der größten Vorsicht aus, um n

bemerkt zu werden, und indem der erstere seinen Gefährten ein Zeichen gab, zu warten, ging er langsam auf das Gitter zu. Als er sich näherte, sprangen die zwei großen Hunde aus ihren Hütten und brachen in ein lautes Bellen aus; der Graf sagte ihnen einige beschwichtigende Worte, und die Hunde bereits an seine Stimme gewöhnt, neigten ihre Köpfe und wedelten zum Zeichen der Freude mit den Schweifen.

Um sich noch genauer von ihrem Wohlwollen zu überzeugen, hatte der Graf einen Lieblingsfraß der Hunde mit sich genommen, wovon er ihnen jetzt einen Theil hineinwarf, und während sie beschäftigt waren, ihn zu verzehren, streiften seine Hände über die Stangen des Gitters; plötzlich prallte er zurück und seine Augen strahlten vor Freude; denn er hatte den Seidenfaden, das Zeichen der glücklichen Fortschritte von Tantje in seinem Unternehmen gegen die Erzieherin gefunden. Als er bald darauf wieder zu Lucian und Vanlinden zurückkam, bat er sie den Wagen zurückfahren zu lassen, und eine solche Stellung anzunehmen, daß man sie von dem Hause aus nicht sehen könne; dann ging er wieder an das Gitter, und sah ein Licht durch die Fenster des Salons schimmern.

„Sie ist da!" dachte er.

Und nun fing er aus allen Kräften zu husten an, indem er hoffte, Clarissen's Aufmerksamkeit dadurch zu erregen. In demselben Augenblicke zeigte sich ein Schatten hinter den Vorhängen, er hustete auf's Neue und noch heftiger; der Schatten verschwand.

„Sie kommt herab! dachte er wieder, und sein Herz pochte stärker.

Fünf Minuten vergingen und es erschien Niemand.

„Was soll dies bedeuten?" murmelte Frensberg und zog die Klingel heftig.

Der Schatten erschien und verschwand bald darauf wieder. Abermal vergingen fünf Minuten und Niemand

ließ sich sehen. Er läutete auf's Neue aus allen Kräften. Alles blieb jedoch ruhig und still.

Von Erstaunen und Unruhe erfaßt, ging der Graf zu seinen beiden Gefährten und theilte ihnen, indem er erzählte, was vorgefallen war, auch seinen Vorsatz mit, durch Erkletterung des Gitters in das Haus zu dringen. Diese versuchten jedoch vergebens, ihn davon abzubringen, indem sie ihm die Unmöglichkeit begreiflich zu machen suchten, ihm im Falle der Gefahr zu Hülfe zu kommen.

„Für mich ist nichts zu fürchten, meine Herren," antwortete er, wohl aber für Clarissa, und dieser einzige Grund ist hinreichend, mich nicht einen Augenblick zögern zu lassen."

Und nachdem er bei dem Wagen gewesen war, kehrte er mit zwei Pistolen zurück, die er dort verwahrt gehabt hatte.

„Meine Herren," sprach er, indem er auf das Gitter zuging, „wollen sie sich bis auf einige Schritte nähern so lange Sie keinen Schuß hören, dürfen Sie wegen mir ohne Furcht sein . . . . . ."

„Ganz recht," antwortete Lucian lächelnd. „Bis dahin wollen wir das Klettern nicht versuchen."

Der Graf Frensberg war jung, leicht und beherzt; er hatte bald die Höhe des Gitters erreicht, aber kaum dort angekommen, erkannte er eine Gefahr, an die er vorher nicht einen Augenblick gedacht hatte, und die ihn jetzt für einige Augenblicke in Zweifel ließ, welche Stellung er annehmen müsse.

Trotz des Mitgefühls, welches Tom und Toto für ihn zeigten, ein Gefühl, das von den vortrefflichen Speisen herrührte, die ihnen der Graf mit so großer Freigebigkeit zukommen ließ, sahen sie diese Weise des Eindringens, an welche sie nicht gewöhnt waren, nicht gleichgültig mit an. Beide Hunde hielten die Köpfe in die Höhe und ließen ein Knurren hören, welches hinreichte, den Grafen an einem freundschaftlichen Empfange, der seiner unten wart

zweifeln zu lassen. Als er die Nothwendigkeit einsah, sich aller nur möglichen verführerischen Mittel zu bedienen, um nicht genöthigt zu werden, seine Waffen gegen die Hirnschalen seiner beiden Freunde zu kehren, bewegte er seine Arme nach Art eines Telegraphen, um Lucian und Vanlinden zu verstehen zu geben, daß er ihrer Hülfe bedürfe. Diese liefen herbei, und ihre Ankunft wurde durch fürchterliches Gebelle bewillkommt. In diesem Augenblick sah der Graf gegen das Fenster, wo der Schatten wieder erschienen war, und diesmal sah er die Vorhänge zurückziehen und glaubte, zwei an das Fenster gelehnte Köpfe zu bemerken.

Sein Erstaunen vergrößerte sich und kam der Eifersucht nahe.

„Lucian," rief er, dem Grafen d'Espinoy zu, „wollen Sie mir die Hälfte jenes Köders, den ich den glücklichen Gedanken gehabt habe, zurückzubehalten, hergeben: er liegt unten am Gitter. Sie werden mir ihn geben, wenn Sie nicht vorziehen, einen geregelten Kampf zwischen mir und diesen treuen Wächtern zu sehen.'

Lucian beeilte sich dieser Bitte zu willfahren, und Tom's und Totos Aufregung fing nicht eher an sich zu legen, als bis er und Vanlinden sich entfernt hatten. Dann richteten sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Grafen, der, nachdem er den Köder in mehrere Stücke getheilt hatte, einen Theil davon auf ihre Köpfe warf. Die Hunde schwankten Anfangs zwischen ihrer Pflicht und ihrer gefräßigen Natur; aber bald erhielt die Natur die Oberhand, und ihre Schnauzen beschnüffelten freudig die Erde, um den unwiderstehlichen Köder zu suchen. Frensberg benützte diesen günstigen Moment und stieg herab. Als er auf der Erde war, ließ sich das verhängnißvolle Knurren wieder vernehmen und die Hunde näherten sich ihm mit gesträubten Haaren und glänzenden Augen. Die Feinheit ihres Geruches beseitigte jedoch bald ihre zornige Aufwallung; denn indem sie den Grafen beschnüffelten, ließen sie

plötzlich die Schwänze sinken, als wollten sie ihm dadurch das Bekenntniß ihrer Verschwiegenheit ablegen. Gleich einem großmüthigen Sieger überließ ihnen der Graf den Rest des Köders und lief der Treppe zu. Mit drei Sätzen war er an der Thüre des Salons, und indem er ein wenig lauschte, dünkte es ihn, ein Flüstern darin zu hören. Unfähig seiner Neugierde und seinem Argwohne zu widerstehen, trat er hastig ein!..... Jetzt blieb er plötzlich stehen..... Gegenüber von Clarissa, welche mit gesenktem Haupte und wogendem Busen da saß, stand eine Frau; sie trug ein schwarzes Sammetkleid und hatte den Arm in einer Schlinge, in diesem Momente belebte ihr glänzender Blick ihre schöne, bleiche und etwas leidend aussehende Gestalt.

Als der Graf in dieser Frau die Herzogin von Wladimont erkannte, war er wie vernichtet stehen geblieben und vermochte nicht, auch nur zwei Worte zu stammeln.

Ein ironisches Lächeln schwebte um die Lippen der Herzogin.

„Es ist schon lange, Herr Graf," sagte sie zu ihm, „daß ich nicht mehr das Vergnügen gehabt habe, sie zu sehen, und ich fühle mich dem Zufall, (sie betonte dieses Wort stark) sehr verpflichtet, der mir dieses Glück verschafft."

„Madame!"....

„In der That," fuhr sie sogleich fort, „Sie hätten nicht gelegener kommen können, denn das Fräulein und ich waren in schrecklicher Angst.... Stellen Sie sich vor, daß man vor einigen Minuten angeläutet hat.

Da wir Beide allein waren, so hüteten wir uns wohl, wie Sie sich denken können, zu öffnen....,

Einige Augenblicke später bemerkten wir, als wir die Vorhänge zurückzogen, einen Menschen.... ohne Zweifel einen Dieb...."

„Frau Herzogin!....

„Welcher das Gitter erkletterte und, merken Sie wohl, Herr Graf, der die beiden bis daher so treuen Doggen plötzlich wie durch Zauber zum Schweigen brachte.....“

„Lassen Sie mich Ihnen sagen, ich bitte, Frau Herzogin....“

„Erlauben Sie, daß ich zuerst endige, Herr Graf....“

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Mensch im Besitz eines Zaubers für Thiere ist.... jene Leute haben Mittel zu verführen, die wirklich seltsam sind!“

„Frau Herzogin, erlauben Sie.....“

„Entschuldigung, Herr Graf, ich bin noch nicht zu Ende.... Sie werden leicht unsern Schrecken, im Augenblicke Ihres Eintretens begreifen können, auch waren wir sehr angenehm überrascht, und sind es noch, Sie an der Stelle dieses Menschen,... vielleicht dieses Räubers zu sehen.“

„Dieser Scherz, Madame....“

„Wie, mein Herr? Ich scherze nicht, sondern bitte Sie sehr ernstlich uns zu sagen, wie Sie hereingekommen sind;... denn die Thüre war verschlossen und es muß Sie ein Engel oder ein Dämon hereingeführt haben....“

„Genug, um Gottes willen!“.....

„Vorwärts! Ich sehe, Ihre Bescheidenheit weigert sich von dem Dienste sprechen zu hören, den Sie uns erwiesen... Dieser letztere ist jedoch von Wichtigkeit!... Seien Sie überzeugt, daß das Fräulein und ich Ihnen ewig dankbar sein werden.“

„Madam! ...“

„Werden Sie sich jetzt entfernen, Herr Graf? Wenigstens glaube ich, daß alle Gefahr vorüber ist .... was denken Sie davon, Fräulein Clarissa? .... Erlauben Sie, mein Herr, ich bitte, daß ich Ihnen leuchte, und daß wir Sie bis an das Gitter begleiten. Die Gegenwart des Fräuleins ist nothwendig; um Sie gegen die Wächter

zu schützen, im Falle Sie nicht mit irgend einem Zauber oder Bestechungsmittel versehen sein sollten."

„Gewiß, Frau Herzogin . . . ."

„Wollen Sie mir vorangehen, mein Herr, ich trage diese Wachskerze um Sie zurückzugeleiten, wenn Sie es erlauben . . . ."

Und alle drei, die Herzogin, Clarissa und der Graf, gingen stillschweigend über den Hof bis an das Gitter, welches das junge Mädchen öffnete. Kaum war er hinausgegangen, als die Herzogin ihm unerbittlich dieses letzte Adieu nachrief:

„Wir wiederholen Ihnen unsern Dank, Herr Graf! „Ihr Betragen ist in jeder Hinsicht das eines braven und muthigen Edelmannes gewesen."

Als Frensberg einig Schritte gegangen war, traf er mit seinen zwei Gefährten zusammen, die von der Nacht begünstigt, in der Nähe des Gitters auf der Wache gestanden waren.

„Woher kommen Sie denn so allein und so schnell?" fragte Vanlinden.

„Meine Herren," antwortete Frensberg in einem ärgerlichen Ton, ich bin gefoppt, auf die feinste Weise verhöhnt. . . . . Ha! Morbleu! sie ist ohne Mitleid gewesen! Mit welcher Ironie hat sie mich mit ihren Sarkasmen gequält!"

„Aber wer denn?" fragte Vanlinden, „ist es Ihre Geliebte gewesen?"

„Nein, gewiß nicht; und noch dazu diese Herzogin . . . ."

„Was! Frau von Wladimont!" rief Vanlinden mit einer Geberde des Staunens.

„Dieselbe, meine Herren," entgegnete Frensberg. „Ha! ich muß mich rächen! . . ."

Indem sie noch darüber plauderten, wie die Anwesenheit der Herzogin bei Clarissa in einem solchen Augenblicke etwas Ungewöhnliches und Seltsames sei, erreichten Alle

drei ihren Wagen wieder, der bald rasch Brüssel zu fuhr.

Als Clarissa, von der Herzogin begleitet, wieder in den Salon trat, warf sie sich in einen Fauteuil und die Seufzer, welche ihre Brust beengten, entströmten bald unaufhaltsam. Luise saß an ihrer Seite und bemühte sich, sie mit zärtlichen und liebreichen Worten zu trösten.

„Ha! Frau Herzogin!“ rief plötzlich das Mädchen mitten unter ihren Thränen, „das ist er, den ich liebe! . . . „ich liebe ihn mehr, als mein Leben! . . . . Mein Gott, mein Gott! was soll ich allein, ganz allein in der Welt anfangen!“

„O, Clarissa, meine Freundin, seien Sie vernünftiger,“ entgegnete Luise und drückte zärtlich ihre Hände; „Sie sind nicht ganz allein; haben Sie denn nicht einen Bruder? Wird er Ihnen nicht diese unglückliche Liebe vergessen machen?“ . . . .

„Mein Bruder! . . . . Ach! ja, das ist wahr . . . ich vergaß ihn! . . . Sie haben recht . . . mein Bruder, mein Bruder! o! mein Gott!“

Und indem Clarissa diese Worte sprach, röchelte ihre Brust, und ihr Blick war stier.

Die Herzogin war so sehr erschreckt, daß sie im ersten Augenblicke glaubte, das Mädchen sei wahnsinnig.

„Clarissa!“ rief sie und schloß sie in ihre Arme. „Kommen Sie zu sich! Himmel! welch' ein schreckliches Unglück!“

„Beruhigen Sie sich, Madame, ich habe nichts,“ antwortete Clarissa, indem sie ein Lächeln ihrer Lippen zu erzwingen suchte; „aber,“ fügte sie aufs Neue erbleichend, bei, „wenn mein Bruder jemals erfährt, daß er da gewesen ist, wenn er es früh oder spät erfährt. . . . o! dann werde ich verloren sein . . .“

Unter einem Strome von Thränen fiel sie vor der Herzogin auf ihre Kniee und rief:

„Um Gotteswillen! Madame, verlassen Sie mich

nicht! . . . Retten Sie mich, retten Sie mich vor meinem Bruder! . . ."

„Vor Ihrem Bruder! Was wollen Sie damit sagen?" entgegnete die Herzogin.

Clarissa stand auf und indem sie scheinbar sich zu bekämpfen suchte, ging sie auf einen Fauteuil zu, bot ihn Luisen, und dann nahm auch sie einen Stuhl und setzte sich an ihre Seite.

„Frau Herzogin," sprach sie und drückte deren Hände voll von Dankbarkeit. „Sie kennen mich nicht, und bloß weil der Zufall sie mit Graf Alfreds Plan hinsichtlich meiner bekannt gemacht hat, wollten Sie mich vor den schrecklichen Folgen, welche für mich daraus hätten entspringen können, ja nothwendiger Weise entspringen mußten, bewahren; ich öffne Ihnen nun das Innerste meiner Seele, damit Sie die Größe meiner Dankbarkeit und Verpflichtungen gegen Sie ermessen können . . ."

Die Herzogin war gerührt.

„Wie glücklich ich bin, Sie der Zuneigung, welche ich bereits für Sie fühle, würdig zu finden," sprach die Herzogin.

„Auch bei mir, Madame, ist es theils Ihre Person, theils Ihr außerordentliches Wohlwollen, was mich veranlaßt, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen."

„Sprechen Sie, meine Freundin und Alles, was Sie von mir verlangen, bewillige ich Ihnen schon im Voraus."

„O, Madame, wenn auch mein Herz mich nicht schon zu Ihnen ziehen würde, so würde mir so viel Güte zur Pflicht machen, ein unbegränztes Vertrauen in Sie zu setzen, wollen Sie mich also anhören?"

„Ich war noch ein zartes Kind, als ich meinen Vater, der von einer edeln, aber wenig bemittelten Familie in der Provinz Namur herstammte, verlor; da meine Mutter eine sehr schwache Gesundheit besaß, gab sie mich in eine Pension, damit mir der traurige Anblick ihrer Krankheit und ihrer Schmerzen erspart würde. Es sind jetzt ungefähr 3½ Jahre, da kam eine Freundin unseres Hauses

mich aus meiner Pension zu holen und führte mich zu meiner Mutter, ich fand sie sterbend, mein Bruder, der schon seit einigen Jahren Brüssel bewohnte, stand an ihrem Sterbelager, meine arme Mutter hauchte in unsern Armen ihren letzten Seufzer aus. Seit diesem Tage bin ich nicht mehr in die Pension zurückgekehrt. Mein Bruder, mein Vormund genannt, führte mich in dieses Haus und stellte mich unter die Botmäßigkeit einer alten Gouvernante, welche sich heute zum erstenmale auf einen Augenblick von mir entfernt hat. Mein Bruder ließ mich schwören, Niemanden seinen Namen zu sagen, aus welchen Gründen weiß ich noch nicht. Da er mich beständig mit Büchern, Musikalien und Allem, was zu meiner Belehrung oder zu meinem Vergnügen dienen konnte, überhäufte, blieb ich lange in dieser Einsamkeit, ohne daß sie mir mißfiel.“

„Besucht Sie Ihr Bruder nicht öfters?“ fragte die Herzogin.

„In den ersten Jahren,“ fuhr Clarissa fort, „kam er wenigstens zweimal in einem Monat, aber seit einem Jahre sind seine Besuche viel häufiger, es vergeht fast keine Woche, in der ich ihn nicht sehe. Und seit einigen Monaten schickt er, so oft er kommt, meine Gouvernante hinaus, um allein mit mir zu sein... Dann, darf ich es Ihnen gestehen, Frau Herzogin? habe ich Furcht, denn er sieht mich mit Augen an, die mich erschrecken und wenn er mit mir spricht, so scheint es mir, daß er nicht wie ein Bruder zu seiner Schwester redet . . . und wenn er mich umarmt . . . so kommt es mir vor, als wären seine Umarmungen nicht die eines Bruders gegen seine Schwester... und dann... o! dann fühle ich mich eiskalt... alle meine Glieder zittern, ich habe Furcht!“

„Das ist schrecklich!“ unterbrach sie lebhaft die Herzogin. Unglückliches Kind! O! das ist niederträchtig! Aber wer ist er denn, wie ist sein Name?“

„O! ich darf ihn Ihnen nennen!“ rief Clarissa.

„Meine einzige Freundin, meine einzige Hoffnung, Sie retten mich ja, nicht wahr?“

„Ja, ich verspreche es Ihnen; aber wie ist denn der Name Ihres Bruders?“

„Verzeihung, o mein Gott, wenn ich mein Gelübde breche!“ rief Clarissa und hob die Augen zum Himmel. „O! Sie wissen, es ist um mich zu retten.“

„Aber sein Name?“

„Der Chevalier von Bleeden!...“

Bei diesem Namen schauderte die Herzogin zusammen.

„Fliehe, fliehe mit mir Unglückliche!“ rief sie, nachdem sie sich von ihrem Schrecken etwas erholt hatte. „Der Chevalier von Bleeden,“ wiederholte sie, mit einer Schrecken und Verzweiflung ausdrückenden Geberde. „Kommen Sie!... kommen Sie!... sonst sind Sie verloren!“

Und einen Augenblick nachher sah man den Wagen des Herzogs, den man hinter dem Hause verborgen gehabt hatte, auf Brüssel zu rollen.

Drittes Kapitel.

Der Bac. Eine Partie Ecarté.

Zur Stunde des Theaterschlusses, in dem Augenblicke, in welchem die Magazine geschlossen werden, die Feuer erlöschen, gingen einige, sich selten verspätende Personen über den Münzplatz, um nach ihren Wohnungen zu gelangen und zu gleicher Zeit bezeugten die Fenster des ersten Stocks des Hauses, in dem sich das schöne Kaffeehaus

des milles Colonnes befindet, durch ihr lebhaftes, glänzendes Licht, welches sie weit hinaus auf den Platz warfen, die ausnahmsweisen Gewohnheiten der Personen, die dieses Lokal besuchten, welches der Gesellschaft le Bac genannt, gehörte. Diese seltsame Benennung stand in einem eigenthümlichen Contraste mit der socialen Stellung und dem Range des größten Theils der Mitglieder dieser Gesellschaft.

Die Mitglieder des Bac haben fast ohne Ausnahme einiges Vermögen, welches sie verschwenderisch verwenden; denn sie führen ein unthätiges Leben und nichts ist kostspieliger als der Müßiggang. Den Tag bringen diese Herren gewöhnlich damit zu, daß sie sich in den Boulevards und andern Promenaden zu Pferde, im Cabriolet oder in einem Landau herumtreiben, ein Kleid anprobiren oder eine Cravatte zerknittern; wenn der Abend kommt, besetzen sie die Logen des théatre royal, wo sie sich brüsten und mitten in ihren Bemühungen, ihre Langweile und ihr Gähnen zu verscheuchen, für die Schönsten sich halten. Bloß nach dem Spiele scheinen ihre Glieder wieder einige Kraft und ihre Augen einige Lebhaftigkeit zu gewinnen; da drängen und eilen sie dann, von der Leidenschaft und dem ungezähmten Wunsche nach dem Spiele getrieben, um die Säle des Bac zu erreichen.

Ein einziger dieser Salone ist der Lectüre bestimmt, und dies ist aber auch der einzige, der beständig leer ist; alle andern, die zum Spiele bestimmt, sind mit Liebhabern überfüllt, und bieten eine Sammlung von Physiognomien dar, die einem Beobachter gewiß Freude machen würde; denn dort findet er den Spieler in allen seinen Typen, in allen seinen Abstufungen und in allen seinen Phasen.

In dem Augenblicke, von welchem wir sprechen, befand sich eine kleine Zahl von Personen in dem ersten Salon am Eingange, dem größten und demjenigen, in welchem das Ecarté hauptsächlich mit allen seinen Ausschweifungen, seinen Mißbräuchen und Orgien thront.

Graf Frensberg und Espinoy standen in einer Nische des Fensters, und sprachen in einem leisen Tone; Frensberg schien bekümmert und befangen; von Zeit zu Zeit heftete Lucian seine Blicke auf einen Mann, welcher auf und ab ging; dieser trug die Uniform eines Cavallerie-Hauptmanns; sein finsteres und beinahe unheilverkündendes Gesicht ließ auf eine von heftigen Aufregungen bewegte Seele schließen; fast jeden Augenblick sah er nach der Thüre, ungeduldig, die Gesellschafter eintreten zu sehen.

Einige Personen traten jetzt ein; unter ihnen waren einige erst vor Kurzem eingeführte Fremde von vornehmen Manieren, langsamer und süßer Sprache, welche die Karten voll Anmuth, Eleganz und Geschicklichkeit handhabten. Bei ihrem Anblicke schauderte der Kapitän zusammen, und näherte sich Lucian und dem Grafen Frensberg, und sagte zu diesen:

„Meine Herren, ich glaube, wir sind jetzt genug, wenn Sie Lust haben, wollen wir das Spiel anfangen?"

Lucian spielte äußerst selten und dann nur, um keinen Partikularism zu zeigen, der ihn in den Augen gewisser Leute, die ihn seine Verbindungen zu besuchen zwangen, hätte lächerlich machen können.

Bei der Aufforderung des Capitäns zauderte er anfangs, dann aber plötzlich einer geheimen Eingebung folgend, ging er darauf ein.

Die Partie begann.

Die Gruppe der Spieler wurde bald durch Theilnehmer vergrößert, die in Menge erschienen; Lucian hatte sich dem Capitän gegenüber gesetzt; und obgleich das Glück dem Letztern günstig war, zitterten doch die Karten in seinen Händen, so groß war seine Bewegung.

Das Spiel, welches anfangs mäßig ging, erhitzte sich nach und nach, und der Tisch wurde allmälig mit Gold bedeckt. Das Glück hatte sich gewendet, Lucian gewann, und der Capitän bemühte sich keuchend, mit glühen-

Auge und großen Schweißtropfen auf der Stirne, seinen Verlust wieder gut zu machen; aber das Glück hatte ihm entschieden den Rücken gewendet.

Als an ihn die Reihe kam, die Karten zu nehmen, wurde zufällig Lucian sein Gegner.

„Ich mache das ganze Spiel," sprach der Capitän, indem er alles Gold aus seinen Taschen auf den Tisch leerte.

„Ich," antwortete Lucian, „mache ganz das Ihrige."

„Gut," antwortete der Hauptmann.

Besonders an einem Spielplatze kann man mit Recht sagen, daß nichts so verderblich ist, als das Beispiel. Die zwei Haufen, welche von Lucians und des Capitäns Gold gebildet wurden, waren bald mit zahllosen Einsätzen umgeben.

Selten hat man ein bedächtlicheres Spiel gesehen; auch als der Capitän bereits begonnen hatte, die Karten zu mischen, herrschte noch ein beinahe feierliches Stillschweigen. Die beiden Spieler schienen eingeschachtelt in der Mitte von Köpfen, die ihre gierigen Blicke über sie wegschoßen.

Der Capitän hatte den König umgeschlagen und machte alle Stiche.

„Zeichnen Sie drei Points auf!" rief einer der Spieler.

Nach diesem schönen Coup regten sich beide Lager auf, jedes von einer andern Stimmung fortgerissen.

Lucian nahm die Karten; wieder trat ein Stillschweigen ein, die Köpfe blieben unbeweglich und die Augen kehrten zu ihrer Stierheit zurück.

Noch einmal machte der Capitän den Stich; das Klopfen seiner Brust offenbarte sich durch die Beklommenheit seines Athems. Er nahm die Karten wieder und theilte sie aus.

„Stechen Sie auf Vier, Herr Epinoy," rief einer der Spieler.

„Ich spiele aus,“ sprach Espinoy zu seinem Gegner, ohne auf diese Aufforderung zu antworten.

„Unmöglich,“ entgegnete der Capitän, mehr als jemals bewegt.

Lucian spielte, von der einen Seite mit Entmuthigungen, und von der andern mit beinahe an Gewißheit gränzenden Hoffnungen umgeben. Der Schlag schwankte jedoch, es gab auf jeder Seite zwei Levées. Lucian, dem nur eine Acht blieb, warf sie auf den Tisch in der Ueberzeugung, daß die Partie verloren sei.

„Halt, halt, zwei Stiche!“ riefen mehrere Zuschauer, als sie den Siebner derselben Farbe in des Capitäns Händen zittern sahen.

Jetzt kam die Reihe an Lucian, die Karten zu geben, er machte Stich auf Stich, schlug den König um und machte die Volte.

Er hatte das Spiel gewonnen!

Einer unwillkührlichen Bewegung sich hingebend, nahm der Capitän die Karten und zerriß und zerknitterte sie in seinen Händen; er schämte sich jedoch, diese Bewegung nicht bekämpft zu haben, stand auf und verließ den Saal, bleich, niedergeschlagen und mit stieren Blicken, indem er einige Entschuldigungen stammelte. Sein Weggehen wurde kaum bemerkt, so sehr war jeder mit seiner Täuschung, oder mit seinem unverhofften Glücke beschäftigt.

„Wenn ich nicht fürchtete, durch meine Entfernung übeln Anmerkungen Raum zu geben, so würde ich diesem Manne folgen,“ dachte Lucian.

Eine neue Partie begann; durch die Gesetze der Schicklichkeit genöthigt, die Karten zu behalten, verringerte Espinoy seinen Einsatz um Vieles. In dem Augenblicke, in dem er sich erhob, um seinen Platz abzutreten, kam Bleeden herein und ging auf ihn zu; sein Gesicht war ernst, und auf seiner Stirne waren Falten.

„Espinoy,“ sprach er; „wenn Sie nicht mehr spielen,

so kommen Sie mit mir; ich habe einige Worte mit Ihnen zu sprechen."

„Sehr gerne," antwortete Lucian.

Als der Chevalier Frensberg bemerkte, der mit Vanlinden seit kaum fünf Minuten plauderte, eilte er auf sie zu und nahm beide nebst Lucian mit sich in ein Zimmer, das in Form einer Rotunde gebaut war und den Lesesalon von dem, dem Whiste geweihten Saale trennte. In dem Momente, wo die Spiele am besten im Gange waren, befanden sie sich ganz allein dort.

„Meine Herren!" sprach Bleeden zu ihnen, „bisher habe ich die Hülfe und Unterstützung wenig in Anspruch genommen, die ich vermöge unserer Verbindung mit Recht von Ihnen erwarten kann. Aber heute, in dieser Stunde, verlange ich einen großen Beweis!"

„Zweifeln Sie nicht an unserem Bemühen, Ihnen zu entsprechen!" rief Frensberg.

Der Chevalier antwortete dem Grafen auf diese Versicherung blos durch einen Händedruck und fuhr fort:

„Ein junges Mädchen, welches ich leidenschaftlich, ja glühend liebe, ist gestern aus einem kleineren Hause verschwunden, das sie mit einer greisen Gouvernante bewohnte."

Die drei Zuhörer sahen sich bedeutungsvoll an.

„Ich weiß nicht," sprach der Chevalier weiter, „ob sie geflohen ist, oder ob man sie entführte, aber auf jeden Fall muß ich sie finden, und ich rechne darauf, meine Herren, daß Sie mich bei meinen Nachforschungen unterstützen werden."

„Liegt das Haus, von dem sie sprechen, nicht unweit vom Dorfe Alsemberg," unterbrach ihn Frensberg.

„Genau, mein Herr, woher wissen Sie das? . . ."

„Und ist der Name dieses jungen Mädchens nicht Clarissa? . . ."

Der Chevalier wurde bleich und zitterte!

„Sie kennen sie also!" rief er außer sich.

„Ja, ich kenne sie," antwortete Frensberg, „und mehr noch," fügte er kaltblütig bei, „ich liebe sie auch . . ."

Die Augen des Chevaliers blitzten.

„Wehe Ihnen, Graf Frensberg!" schrie er, „dann sind Sie es also, der sie entführte!! . . ."

„Nein, ich schwöre es Ihnen," antwortete Frensberg. „Beruhigen Sie sich, und hören Sie mich an."

Der Graf erzählte die verschiedenen Umstände seiner Verbindung mit Clarissa bis zu dem Augenblick der vorgehabten Entführung, welche die Herzogin von Wladimont vereitelt hatte. „Und ganz gewiß," fügte er bei, „hat sie die Herzogin mit sich genommen! . . ."

„Sie! immer sie!" murmelte der Chevalier mit dem Tone unterdrückter Wuth. „Meine Herren," sagte er, sich erhebend, „erlauben Sie mir, daß ich mich entferne, ich muß auf Mittel sinnen, die Frau Herzogin zu zwingen, das junge Mädchen ihrer Gouvernante wieder zurückzugeben.

„Einen Augenblick, Chevalier," rief Graf Frensberg, welcher seit mehreren Minuten in tiefes Nachdenken versunken zu sein schien. „Sie vergessen ohne Zweifel ganz, daß Sie einen Bruder hat!! . . ."

„Einen Bruder!" stammelte Bleeden. „Sollte sie Ihnen gesagt haben . . ."

„Ihren Namen? . . ." unterbrach ihn Frensberg. „Seien Sie ganz ruhig, sie hat ihr Gelübde gehalten, aber dieser Name . . . ich errathe ihn jetzt, es ist der Ihrige!"

„Der meinige!"

„Ja, mein Herr," fuhr der Graf fort, „und glauben Sie, daß ich Ihnen die Erklärungen gegeben haben würde, wie ich es wirklich gethan, und zu denen ich nicht verpflichtet war, wenn ich nicht die feste Ueberzeugung gehabt hätte, daß Sie Clarissens Bruder sind . . ."

Der Chevalier schien bestürzt und vernichtet.

„Es geziemt uns nicht, mein lieber Bleeden," fuhr

Frensberg fort, „nach den Beweggründen zu fragen, welche Sie bestimmt haben, Ihre Schwester vor allen Blicken zu verbergen und sie in eine Art von Wildniß zu verbannen; welche sie auch sein mögen, ich für meinen Theil achte sie und gebe Ihnen mein Wort, daß ich die Schwester eines meiner Freunde ebenso achte.“

Trotz seiner Geschicklichkeit, seine Empfindungen zu beherrschen, konnte der Chevalier seine Freude über diese letzte Phrase nicht verbergen.

„Ich nehme Ihr Wort an, mein Lieber,“ entgegnete er, indem er dem Grafen seine Hand reichte, „und seien Sie überzeugt, daß ich nichts versäumen werde, das Unrecht wieder gut zu machen, das ich Ihnen unwillkürlich zugefügt habe!“ fügte Bleeden im Fortgehen bei.

„Ha!“ rief Frensberg, als der Chevalier fort war, „das ist eine seltsame Sache! Aber nach Allem liebe ich diesen Titel Bruder mehr, als alle andern. Doch warum hat er sie eingesperrt? Aus welchem Grund hat die Herzogin Clarissa mit sich genommen? . . . Meiner Treue! ich verliere mich darin.“

„Lassen Sie uns nicht den Kopf darüber zerbrechen, mein Lieber,“ entgegnete Vanlinden. „Gehen Sie mit mir zu Adelen, und überlassen wir Epinoy seinen Betrachtungen.

„Vorwärts!“ antwortete der Graf, indem er hastig aufstand und froh zu sein schien, ein Mittel zur Verscheuchung seiner Gedanken und seiner Traurigkeit gefunden zu haben.

Viertes Kapitel.

Trauriges Gemälde.

Der allein zurückgelassene Lucian kehrte zu dem Saale der Ecarté-Spieler zurück; die Gruppe war daselbst noch immer dicht und verhinderte, die beiden Personen zu sehen, welche die Karten hielten. Zwei Spieler wollten sich so eben entfernen; beide waren Fremde und erst seit Kurzem in Brüssel angekommen; sie schlichen sich in eine Ecke und fingen nicht weit von Lucian an, ihr Gold zu zählen, so daß derselbe, ohne lauschen zu wollen, ihre Unterredung mit anhörte.

„Das war eine gute Soirée, was sagst Du dazu, Vermont?“ fragte einer den andern.

„Vortrefflich, mein lieber Dubreuil,“ antwortete der andere, „aber ich glaube, daß dieser Capitän ausgebeutelt ist! Hast Du gesehen, welch' ein Gesicht er machte?... Das ist unangenehm, denn es ging bewunderungswürdig! . . . Vorwärts, vorwärts! Die Taube macht sich in diesem Lande!

Lucian hatte diese letzten Worte nicht gehört, denn kaum hatte er vernommen, daß es sich um den Capitän handle, so stellte er sich, einer geheimen Eingebung folgend, auf seine Zehenspitzen; als sein Kopf über die andern hinwegragte, bemerkte er wirklich den Capitän, der auf's Neue die Karten in den Händen hielt. Der Tisch war noch mit Gold bedeckt.

„Er hat verloren!“ dachte Lucian, indem er seinen Blick auf das verstörte Gesicht des Officiers heftete. Endlich erhob sich der Unglückliche, und die Bemühungen, welche er machte, seine Verzweiflung zu verbergen, machten seine Physiognomie nur noch peinlicher anzusehen; er bahnte

sich einen Weg durch die Gruppen und verschwand, indem er den Kopf vor Verzweiflung beugte. Lucian folgte ihm.

Die Nacht war finster und kalt, die Straßen menschenleer und einsam. Der Capitän ging mit einer solchen Schnelligkeit durch dieselben, daß Lucian ihm kaum folgen konnte. Als er in die Straße Berlaimont eingetreten war, blieb er plötzlich stehen. Lucian beobachtete seine Bewegungen und sah, wie er sich mit den Fäusten vor die Stirne schlug, während abgerissene Worte sich mit den Seufzern mischten, die seiner Brust entschlüpften.

Die Thränen eines Mannes ergreifen immer das Herz, aber die eines Militärs, eines Soldaten zerreißen die Seele! Lucian fühlte sich schmerzlich bewegt.

„Elender! Elender, der ich bin!" rief der Unglückliche. Es ist aus, ich bin verloren, entehrt! . . . Arme Amelie . . . arme Frau! . . . Mein Gott! wenn sie nur noch nicht todt ist! . . . daß ich ihr ein letztes Lebewohl sagen könnte! . . . Meine Kinder! . . . meine Kinder! . . .

Und seinen Lauf noch schneller fortsetzend, hielt er endlich vor einem Hause von bescheidenem Aussehen, er öffnete die Thüre, und stürzte eilig die Treppe hinan. In Mitte seiner Leiden hatte er die Thüre zu schließen vergessen. Lucian, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, machte eine dankbare Bewegung, als er sie offen sah; nachdem er einige Minuten gezögert hatte, schlich er sich in den Corridor und, auf Gerathewohl mit den Händen tappend, eine dunkle und schmale Stiege hinan. In dem ersten Stockwerke angekommen, blieb er vor einer Thüre stehen, durch deren Ritzen ein matter Lichtstrahl schimmerte:

„Hier ist er hineingegangen," dachte Lucian.

Bald darauf schlug die Stimme eines Kindes, eines kleinen Mädchens, an sein Ohr.

„Papa! . . . Papa!" rief sie, „komme doch geschwind, Mama schläft immer, ich habe ihr alle erdenklichen schöne Worte gegeben, aber sie will nicht aufwachen."

Es trat ein momentanes Stillschweigen ein.

Lucian war ganz gespannt und verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

„Pauline," sprach der Capitän mit gebrochener Stimme, „wo ist denn das Mädchen?"

„Sie ist ausgegangen, um Dich, meinen Papa, und den Arzt zu suchen; als sie sah, daß meine kleine Mama immer schlief, bekam sie Furcht, und dann hat sie mich mit meinem kleinen Bruder allein gelassen. Auch ich fürchte mich recht, Papa."

Auf die sanfte, klagende Stimme des Mädchens folgte die gebrochene und jammernde Stimme ihres unglücklichen Vaters.

„Meine Amelie! mein Weib!" stöhnte er, die Hände verzweiflungsvoll ringend, „o! ich gehe, um mich mit dir wieder zu vereinigen! . . . Pauline, wo ist Dein Bruder? Kommt, kommt, einen letzten Kuß von Eurem armen Vater. Möge der Himmel Euch nicht in meine Fehler verfallen lassen und Mitleid mit Euch haben! . . ."

Jetzt hörte Lucian nichts mehr, als mit Küssen vermischte Seufzer.

Endlich stand der Capitän auf, kämpfte sichtbar einen heftigen Kampf mit sich selbst und stieß seine Kinder zurück, die sich an seine Kleider klammerten; in demselben Augenblick vernahm Lucian das Geräusch einer Thüre, welche mit Gewalt zugeschlagen wurde. Er erbleichte vor Schrecken und trat mit klopfendem Herzen in das erste Zimmer; einen Augenblick erstarrte das schreckliche Gemälde, welches sich seinen Blicken darbot, seine Zunge und hemmte seinen Bewegungen.

Das bescheiden eingerichtete Gemach bot die traurige Verwirrung eines Krankenzimmers dar. Die Luft war dumpf und von Miasmen geschwängert, die durch verschiedene Medicamente erzeugt wurden. Auf einem Bette, das im Hintergrunde, der Thüre gegenüber, stand, lag eine Person, eine Frau, bewegungslos ausgestreckt; ihr Arm hing über das Bett herab. Das Licht einer alten,

kleinen Lampe, welches schief auf ihr Gesicht fiel, zeigte deutlich die bleifarbige Blässe und eine fürchterliche Starrheit.

Zwei Kinder, ein Mädchen von acht und ein kleiner Knabe von vier Jahren, wälzten sich auf dem Boden, indem sie ein heftiges Geschrei gegen eine Thüre hin ausstießen, welche die Verbindung mit einem andern Zimmer herstellte.

Nachdem Lucian die beiden Kinder mit Gewalt entfernt hatte, wollte er in dieses Zimmer eintreten. Die Thüre war von Innen verschlossen, seine unruhigen Blicke hefteten sich auf einen Feuerbock, er bemächtigte sich desselben, und bei dem zweiten Schlag fuhr die Thüre krachend auf.

„Halt, Unglücklicher! halt!" rief er dem Capitän zu, den er sogleich erkannte.

Bei seinem Anblicke, bei dem befehlenden Tone seiner Stimme, ließ der letztere ganz erschreckt und vernichtet ein geladenes Pistol fallen, welches er bereits gegen seine Hirnschale gerichtet hatte.

„Was wollen Sie? . . . Kommen Sie, mich zurückzuhalten?" rief er mit der Stimme eines Unsinnigen, eines Wahnwitzigen.

„Ich komme zu verhindern, daß ein nicht wieder gut zu machendes Verbrechen nicht einem großen Fehler beigefügt werde," antwortete Lucian.

Er ergriff den Arm des Unglücklichen, der zu sehr vernichtet war, um den geringsten Widerstand leisten zu können, ging einige Schritte vorwärts und deutete auf seine Kinder, welche dann herbeisprangen, sich an seinen Arm hingen und ihn mit Zärtlichkeit und Thränen bedeckten.

Der Anblick seiner Kinder erzeugte in dem Capitän eine augenblickliche Aenderung; seine Augen füllten sich mit Thränen, und er preßte sie mit Liebe und Schmerz an seine von Seufzern zerrissene Brust.

Als er wieder zu sich kam, erkannte er den Grafen Epinoy.

„O! Herr Graf,“ rief er, ihn mit einem Blick ansehend, in dem sich Scham mit Verzweiflung mischte, „was haben Sie gethan? Warum haben Sie mich abgehalten, zu sterben? . . . Wenn Sie wüßten . . .“

„Ich weiß und verstehe Alles,“ unterbrach ihn Lucian. „Sie sind Capitän, Quartiermeister, nicht wahr?“

Der Capitän senkte den Kopf, ohne zu antworten.

„Sie müssen leben, mein Herr, es ist unumgänglich nothwendig!“ fuhr Lucian fort, „wenn auch nur um dieser Kleinen willen!“

„Ach! was kann ich für sie thun, verurtheilt! . . . entehrt!“ . . .

„Beruhigen Sie sich in dieser Hinsicht, mein Herr, ihr Fehler soll der ganzen Welt verborgen bleiben! . . . Schwören Sie mir, Ihr Leben nicht mehr anzutasten und ich verspreche Ihnen, daß ich, wie groß auch Ihr Verlust sein möge, jede Spur desselben verschwinden machen werde!“

„Mein Herr! mein Herr!“ rief der Capitän, indem er die Stirne mit den Händen bedeckte, „diese Großmuth stellt mir die Größe meines Fehlers, meiner Schuld nur noch deutlicher vor Augen . . .“

In diesem Augenblicke kam die kleine Pauline, welche ihren Vater verlassen hatte, um zu dem Bette ihrer Mutter zurückzukehren, eilig und ganz bewegt auf ihn zugelaufen.

„Papa! Papa!“ rief sie, „komm, komm! Mama ist erwacht . . . halt! halt! siehst Du? sie bewegt den Arm?“

„Amelie! meine Amelie!“ rief der Capitän, auf das Bett der Sterbenden zueilend.

Lucian und die zwei Kinder waren ihm gefolgt.

Die Frau warf einen schon halb erloschenen Blick auf ihren Mann und ihre Kinder, ihre Lippen waren bleich und zitterten.

„Gott sei Dank, daß Dich ich noch sehe, bevor ich

sterbe! Lebe wohl, mein Adrien! . . . Ein letztes Lebewohl, einen letzten Kuß! . . ."

Und als der Capitän den Kopf wieder aufhob, schien die Sterbende ihre Augen erstaunt und gerührt auf Lucian zu heften, der ihr ihre Kinder darbot, die sie kaum mehr zu umarmen vermochte.

„Dies ist mein Retter!" rief der Capitän.

Auf's Neue ihre Augen der tiefbetrübten Gruppe zukehrend, schloß die Sterbende Lucian in ihren letzten Blick und wahrscheinlich auch in ihren letzten Gedanken ein.

Die Züge des Capitäns drückten den Kampf aus, den widerstreitende Gefühle in ihm kämpften.

Nachdem Lucian seine Hand auf das Herz der Todten gelegt hatte, um sich zu überzeugen, ob es nicht mehr schlage, ergriff er die Hand des Capitäns und sprach zu ihm:

„Muth! Capitän, Muth! Denken Sie an das, was Ihnen noch zu thun übrig bleibt."

„Papa! . . . schläft Mama denn immer noch?" fragte die kleine Pauline und warf abwechselnd unruhige Blicke auf Lucian und ihren Vater.

Der kleine Knabe hatte, vom Schlafe überwältigt, seinen Kopf auf die Füße des Leichnams seiner Mutter gelegt.

Noch nie war Lucian so tief bewegt gewesen.

„Entfernen Sie sich von diesem Orte," sprach er auf's Neue zum Capitän.

„Ich schwöre Ihnen, daß ich Muth haben werde, mein Herr," antwortete dieser, „aber nur gönnen Sie mir, diese letzte Nacht am Bette meiner armen Frau zuzubringen."

Da Lucians Herz diesem Wunsche sich gerne fügte, beharrte er nicht darauf.

„Wollen Sie mir wenigstens diese Kinder anvertrauen? Sie können Ihnen bei einem so traurigen Auftritte nicht von Nutzen sein."

„Verfügen Sie über sie, Herr Graf," antwortete der Capitän, denn Sie haben sie gerettet, sie und ihren Vater . . . und von nun an sollen Sie größere Rechte über sie haben, als ich selbst."

Das Mädchen, welches die Kranke bedient hatte, kam nicht mehr zurück. Lucian schlug dem Capitän vor, ihm zwei seiner Leute zu schicken, um ihn bei der traurigen Pflicht zu unterstützen, die ihm oblag. Der Capitän nahm es an.

Der hohe Anstand des Grafen, seine Leutseligkeit und seine freundlichen Worte machten einen solchen Eindruck auf die zwei Kinder, daß sie nicht die geringste Einwendung machten, ihm zu folgen.

„Wird denn meine kleine Mama noch lange schlafen?" sagte Pauline und hüpfte an seiner Seite fort, während ihr Bruder, der beinahe eingeschlafen war, sich die Augen reibend, mit forttrollte.

„Ja, noch sehr lange," antwortete Lucian, von so viel Unschuld und Naivetät ganz gerührt; „aber seid ruhig, meine kleinen Freunde, morgen werde ich Euch zu einer eben so guten Frau wie euere Mutter führen, die sie euch gewiß ersetzen wird."

„Aber bloß bis diese kleine Mutter erwacht," unterbrach ihn Pauline; „denn wir werden sie wieder sehen, nicht wahr, mein Herr?"

„Ja, wenn Ihr recht brav seid, dann werdet Ihr sie wieder sehen," antwortete Lucian; „im Himmel . . . ." fügte er in Gedanken mit einem tiefen Seufzer bei.

Fünftes Kapitel.

Der Kapitän Deltombe.

Am Morgen nach dem Tage, an welchem der Mutter der beiden Waisen, die Lucian in seine Wohnung geführt hatte, die letzten Pflichten erwiesen worden waren, ging der Letztere zu ihrem unglücklichen Vater. Der Schmerz des Capitäns war ruhiger, aber nicht weniger tief.

„Meine Kinder! Meine Kinder! Herr Graf!" rief er, so bald er Epinoy bemerkte. „Wo sind sie?" ..... Kann ich sie nicht umarmen?"

„Sie haben mir gesagt, ich solle über sie verfügen, Capitän," entgegnete Lucian, „und ich habe diesen Auftrag angenommen."

„Was haben Sie mit ihnen gethan? ... Mein Gott! werde ich sie nicht mehr sehen?"

„Beruhigen Sie sich," sprach Lucian. „Sie werden sie so oft sehen, als es Ihnen angenehm ist .... Arme Kinder! sie sind ihrer Mutter beraubt; ich habe sie ihnen durch eine Beschützerin ersetzen wollen, welche ihnen dieselbe Sorgfalt und Pflege widmen wird. Gestern habe ich sie meiner Cousine, der Herzogin von Wladimont, übergeben, welche eingewilligt hat, Sorge für ihre Zukunft und Erziehung zu tragen."

„Herr Graf, ich bin einer so wohlwollenden Großmuth unwürdig! Wie soll ich es wieder vergelten. . . ."

„Durch ihre Resignation," fuhr Lucian fort, „und indem Sie meine Einmischung in alles Dieses als ein strenges Geheimniß bewahren und nie den Namen der Herzogin erwähnen; dringende Gründe, die ich Ihnen nicht mittheilen kann, zwingen mich, dieses Versprechen von Ihzu fordern."

„Ich gebe es Ihnen, und obgleich es mich große Ueberwindung kostet, den Namen meiner Wohlthäter zu verschweigen, so thue ich es doch."

„Verzeihen Sie jetzt, Capitän, daß ich einen Gegenstand berühre, der Ihnen ohne Zweifel peinlich sein wird, aber von dem ich nothwendig mit Ihnen sprechen muß. Welche Summe haben Sie verloren?"

Der Capitän ließ den Kopf sinken und die Schamröthe stieg ihm ins Gesicht.

„Sprechen Sie mit Vertrauen, und sehen Sie in mir bloß einen Freund," sagte Lucian.

„Dank! tausend Dank! Aber ich wiederhole, daß ich Ihre Güte nicht verdiene, ich bin ein Elender! . . ."

„Beruhigen Sie sich, Capitän, und sagen Sie mir offen Ihren Verlust!"

„Die Summe ist so groß, daß ich sie nicht auszusprechen wage. Es ist in meiner Kasse ein Deficit von 15,000 Franken."

„Nehmen Sie!" entgegnete Lucian, indem er ihm eine Handvoll Banknoten darreichte, die er, nachdem er sie aus seinem Portfeuille genommen, überzählt hatte.

Der Capitän zitterte an allen Gliedern, große Thränen träufelten über seine durch moralische Leiden abgemagerten Wangen auf seinen langen Schnurrbart herab.

„Bevor ich diese Wohlthat annehme, sprach er zu Lucian, „gestatten Sie mir eine neue Gunst. Sie müssen die Details meiner Schuld kennen lernen, um mich so strenge zu beurtheilen, als ich es verdiene."

„Wenn dieses Geständniß Ihnen einigen Trost gewährt, so sprechen Sie," antwortete Lucian, „ich höre mit Interesse zu."

Hierauf begann der Capitän, wie folgt:

„Ich bin der einzige Sohn des Doctors Beltombe zu Lüttich, der sich sowohl durch seine Geschicklichkeit, als durch seine menschenfreundlichen, uneigennützigen Gesinnungen auszeichnete; mein Vater ist vor ungefähr 8 Jahren

gestorben, ohne mir das geringste Vermögen zu hinterlassen. Ich bin während der September-Revolution als Unterlieutenant in den Dienst getreten. Heute habe ich mein sieben und dreißigstes Jahr zurückgelegt, und seit beinahe sechs Jahren verrichte ich die Funktionen eines Quartiermeisters in dem Regimente, zu welchem ich jetzt gehöre. Zwei Jahre vor dieser Epoche vermählte ich mich mit der liebenswürdigsten und besten der Frauen, mit meiner armen Amelie, deren letzten Seufzer Sie gestern noch gehört haben. Bis zu diesem Tage habe ich unter meinen Vorgesetzten und Kameraden immer am mäßigsten gespielt, und erlauben Sie mir, dies zu sagen, mein Herr, mein Betragen hat mich dessen würdig gemacht, bis ich vor ungefähr acht Monaten, der Aufforderung einiger Freunde folgend, ein Mitglied des Bacs wurde.

„Dies war mein erstes Unrecht; denn ein Familienvater, ein Rechnungsführer, muß fern von solchen Gesellschaften bleiben, deren Hauptzweck das Spiel ist.

„Während der ersten Zeit blieb ich jedoch ganz fremd dort, und begnügte mich, an einigen Gesprächen Theil zu nehmen, eine Cigarre zu rauchen und die Zeitungen zu lesen. Ich bin von schwachem Charakter und besitze im höchsten Grade den unglücklichen Fehler: „Achtung vor dem Urtheile der Menschen," genannt. Eines Tages boten mir zwei Gesellschafter, mit denen ich dinirt hatte, ein Spiel an; ferne davon, das Unglück zu ahnen, welches mich traf, konnte ich ihren lebhaften Aufforderungen nicht widerstehen, und an diesem Abende entfernte ich mich mit einem Verluste von zehn Wilhelmen. Diese nicht sehr bedeutende Summe war an sich nicht von der Art, mich zu belästigen; da sie indessen im Voraus von meinem Jahrgehalte abgezogen wurde, der ohne dies für die Bedürfnisse meiner Familie sehr gering war, so fühlte ich den Verlust äußerst tief; ich konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen, und am folgenden Morgen war ich mit 25 Wilhelmen einer der ersten in der Gesellschaft;

das war der ganze Rest meiner Ersparnisse, und das Spiel hatte ihn an diesem Abend verschlungen.

„Ich ging ganz trostlos nach Hause, ich sagte Amelien weder von meinem ersten noch von meinem zweiten Verluste ein Wort; fünfzehn Tage lang kämpfte ich gegen die Versuchung, meine Kassengelder anzugreifen, um damit zu gewinnen zu suchen . . . Der Kampf endigte mit Unterliegen, und nach Verlauf einer Woche hatte ich ein Defizit von sechstausend Frank.

„Trotz meinem Bemühen, meinen Jammer vor meiner Frau zu verbergen, war ich manchmal verstimmt und aufgeregt, was zur Folge hatte, daß sie es merkte; ich glaube selbst, daß sie die Wahrheit ahnte, ihre Zärtlichkeit aber sie stets von dem Gedanken ferne hielt, mich darüber zu Rede zu stellen . . . Ihre ohnedies wankende Gesundheit hatte seit einiger Zeit einen tödtlichen Streich erhalten!

„Am Todestage meiner armen Frau, in demselben Augenblicke, wo der Arzt kam, um mich auf ihr nahes Ende vorzubereiten, erhielt ich die Ordre, meine Rechnungen dem Militär-Intendanten, unter dessen Aufsicht ich gesetzt war, vorzulegen. Urtheilen Sie über meine schreckliche Lage, mein Herr! Am Abende, zur Stunde, in welcher das Spiel begann, sah ich meine geliebte Amelie allmählig schwächer werden, und ich fühlte, daß ich, wenn ich bei ihr bleiben würde, verloren, entehrt sei; mein einziges Hülfsmittel war, zum Spiele meine Zuflucht wieder zu nehmen, die Summen, die es mir geraubt, noch an demselben Abende wieder zu gewinnen, oder den Rest meiner Kasse preiszugeben, und mir dann neben dem Leichname meiner Gattin das Gehirn durch eine Kugel zu zerschmettern.

„Herr Graf, das Uebrige wissen Sie, da Sie Zeuge aller Umstände gewesen, die einer ohne Zweifel schrecklichen Katastrophe vorhergegangen sind, deren fürchterliche Folgen durch Ihre großmüthige Einmischung bedeutend vermindert wurden."

Die im Tone wahrer Reue vorgetragene Erzählung des Capitäns, hatte einen lebhaften Eindruck auf den Grafen Epinoy gemacht.

„Ja, Capitän," sagte er in einem eindringenden Tone, „die übrigen Umstände kenne ich, und, darf ich es Ihnen sagen? als ich Sie schon vor dem Spiel so aufgeregt sah, ahnte ich, daß sich ein schreckliches Drama vorbereite. Von diesem Augenblicke an faßte ich den Vorsatz, allen Ihren Bewegungen zu folgen und Ihre Blicke zu bewachen, und deßhalb nahm ich Ihren Vorschlag an, ein Spiel zu machen, von dem ich mich gerne ferne halte. Wenn, wie ich voraussah, ein Unglück drohte, wollte ich, so viel es in meiner Macht stand, dessen traurige Folgen verhindern. Zu diesem Ende, und von diesem Gedanken beseelt, bin ich Ihnen nachgegangen; und wenn meine Handlung wirklich einiges Verdienst haben sollte, so bin ich reichlich belohnt, da ich ein Lächeln auf den Lippen einer Frau hervorgerufen habe, die vom Schmerze getödtet, ihren Geist aushauchte; da ich einen Mann dem Leben, einen Soldaten der Ehre und einen Vater seinen Kinder wiedergegeben habe!"

Indem Lucian so sprach, schienen seine Worte von einer heiligen Beruhigung beseelt zu werden. Capitän Beltombe umarmte ihn mit einem Blick voll der lebhaftesten Dankbarkeit.

„Ihr Vergehen ist ohne Zweifel groß," fuhr Lucian fort, aber Sie sind nicht der einzige, welcher Vorwürfe verdient; die lebhaftesten, und vielleicht die ernstlichsten gebühren der höhern Verwaltung, die in ihrer Sorglosigkeit und in ihrem Mangel an Umsicht die Officiere über Summen verfügen läßt, welche von großer Wichtigkeit für sie sind, und sie so einer Versuchung aussetzt, die um so gefährlicher für sie ist, da ihr Gehalt in keinem Verhältniß mit der Summe steht, für die sie verantwortlich sein müssen."

„Ja, diese Verwaltung verdient einen strengen Tadel,

welche die zu tapfern und braven Soldaten bestimmten Männer zur Stelle des Schreibers oder Finanzmanns herabzusteigen zwingt; folgen Sie mir, Capitän, stellen Sie Ihre Rechnungen, und suchen Sie Commandant einer Compagnie zu werden. Wenn ich nicht irre, entspricht diese Stellung ihren Verhältnissen mehr; und überdies geziemt sie sich auch besser für einen Mann, der die Ehre hat, einen Säbel und Epauletten zu tragen. Wenn Sie zu Erlangung dieser Stelle einer Hülfe bedürfen, so habe ich einige mächtige Freunde, die Ihnen zu Gebote stehen!"

Nachdem Lucian diese Worte gesprochen, entfernte er sich, und ließ Capitän Beltombe unter dem Einflusse der Dankbarkeit und wohlverdienter Bewunderung zurück.

Sechstes Kapitel.

Ein Hussier und zwei Sachwalter.

Man war in der Mitte des Januars, und an diesem Tag herrschte, man wird damit übereinstimmen, daß es in Brüssel etwas Seltenes ist, eine heftige, trockene Kälte, und der Himmel war von einem reinen Blau. Die Strahlen einer unumwölkten Sonne fielen beinahe senkrecht auf die ganze Magdalenen-Straße und gaben den Vorübergehenden, welche sie in allen Richtungen durchliefen, ein viel frischeres Aussehen und einen lebhafteren Gang. Die Tritte, der Hauch eines jeden, der schnell als Dampf aufstieg, um sich in der Luft zu zeigen und dann langsam zu verziehen, bürgte hinlänglich für die außerordentliche Kälte,

und alle Waaren der zahllosen und brillanten Magazine dieser Handelsstraße, die künstlich ausgestellt waren, schienen den Glanz der Sonne und die Frische der Luft entlehnt zu haben; innen und außen strahlte Alles von diesem gefälligen und glänzenden Aussehen, das immer ein schönes Wetter und eine schöne Sonne mit sich bringt.

Die beiden Löwen Studler und Sterneels gingen rasch, in ihre Paletots gehüllt, die Hände in die Taschen gesteckt, und ohne ein Wort zu sagen, auf das Magazin der Madame Wauters zu.

„Guten Morgen, reizende Therese!" riefen beide zugleich, indem sie eintraten.

„Guten Morgen, meine Herren!" antwortete die Tochter der Madame Wauters in einem traurigen Tone, ohne den verführerischen Blicken, mit denen sie die beiden Löwen zu bedecken schienen, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

„Einige gute Cigarren von Ihren schönen Händen," sagte Studler.

„Ja, das wird uns erwärmen," fügte Sterneels bei, „denn es ist eine Hunds-Kälte."

„Wählen Sie, meine Herren," antwortete das junge Mädchen, indem sie ihnen ein Kistchen mit Cigarren hinstellte und dann den Kopf gegen die kleine Glasthüre wandte, die zu dem Hintergewölbe führte.

„Nein, es ist mir lieber, wenn Sie sie auswählen," entgegnete Sterneels.

„Das ist billig," sprach Studler, „denn sie erscheinen uns dann besser."

„Wie galant er ist, dieser Stutzer von Studler," sagte Sterneels.

Therese, welche ihre Augen noch immer auf die kleine Thüre heftete, antwortete nicht.

„Was haben Sie denn, Mademoiselle?" sprach Studler, „Sie sehen ja ganz traurig aus."

„O! ich habe nichts, meine Herren," antwortete das

junge Mädchen, indem sich ihre schönen Augen mitten unter ihren Bemühungen zu lächeln mit Thränen füllten, und während ihre zierlichen Finger ein Packet Cigarren öffneten, welche sie ihnen darbot.

„Das ist irgend ein Herzenskummer," sagte Studler mit einer boshaften Miene, indem er eine Cigarre anzündete.

Therese richtete einige Augenblicke ihre Augen auf ihn und es entfiel ihnen eine Thräne.

„Halt, halt! was ist das?... in der That, so oft sie mich sieht, scheint sie sehr bewegt zu sein," dachte Studler. „Arme Kleine, sie ist wirklich sehr reizend! Es ist abscheulich von mir, daß ich es nicht früher bemerkt habe."

„Die Liebe ist eine so schöne Sache! es ist so angenehm, sich zu lieben!" hatte Sterneels gesagt, indem er ein melancholisches Aussehen annahm.

Therese blickte zum Himmel und stieß einen langen Seufzer aus.

„Himmel, das ist eigen!" sagte er plötzlich zu sich selbst, „ist es Zufall... o! sie ist rasend in mich verliebt!... Teufel! eine kleine Geliebte, wie diese, das wäre etwas Ergötzliches! Wie mir so etwas gut lassen müßte!"

Ein leises Geräusch ließ sich in dem hinteren Magazine hören. Therese entschuldigte sich bei den zwei Löwen und ging dorthin. Studler und Sterneels hatten sich gesetzt und berochen langsam den aromatischen Rauch einer Regalia, indem sie die Füße bequem ausstreckten.

„Haben Sie gesehen, wie traurig sie war?" fragte Studler, als sie allein waren.

„Gewiß! Es ist auch sichtbar genug gewesen," antwortete Sterneels, den Kopf schüttelnd.

„Ich zweifle an der Ursache nicht," entgegnete Studler, seinen Backenbart streichend.

„Was! Sie sollten es errathen haben?" rief Sterneels lachend, „Parbleu! das springt in die Augen..."

„Nicht wahr, sie ist anbetungswürdig?“

„Sie ist göttlich; und es ist schändlich, gegen sie den Grausamen zu spielen . . . seit so lange . . .“

„Ja, mein lieber Studler, Sie haben Recht, und ich mache mir immer Vorwürfe.“

„Wie, was haben Sie gesagt? . . .“

„Ich sage, daß ich mir immer Vorwürfe mache, sie so lange schmachten zu lassen.“

Studler brach in ein schallendes Gelächter aus. „Herrlich! Auf Ehre!“ rief er, indem er seinen Kopf zurückwarf. „Er bildet sich ein, daß er es ist! Ha! das ist köstlich!“

„Sie werden doch nicht glauben, daß Sie der Gegenstand ihrer Liebe sind?“ entgegnete Sterneels, ein wenig gereizt.

„Wahrhaftig, Sterneels! Das ist köstlich. Sie sollten unter Glas gesetzt werden.“

„Ich wette fünf Flaschen Champagner . . . daß ich es bin.“

„Und ich wette deren zehn und ein Mittagessen bei Boullenger, bei den Frères provençaux, daß . . .“

Das Eintreten der Madame Wauters, von ihrer Tochter begleitet, setzte dem Gespräch ein Ziel.

Indem Studler eine Bewegung machte, um dem jungen Mädchen seinen sprechenden und leidenschaftlichen Blick bemerkbarer zu machen, warf er seinen Hut hinab, erhob ihn mit der größten Sorgfalt wieder und reinigte ihn.

„Wie finden Sie diesen Hut?“ fragte er Sterneels.

„Ich finde ihn neu, das ist Alles,“ antwortete Sterneels, welcher noch des anmaßenden Lachens seines Freundes gedachte.

„Sie sind empfindlich! . . . sehen Sie doch nur die herrliche Form? er kommt aus Vandry . . . Sie wissen dem Hofhutmacher, dem Cassionär des Jayotip, endlich dem, welcher die ganze hohe Gesellschaft von Brüssel bedient.“

„Das ist möglich, aber ich liebe diese Form nicht... Ihr letzter Hut stand Ihnen weit besser."

„Es wäre schwer für mich, mir einen nach derselben Façon machen zu lassen," sprach Studler, entzückt über den Lauf der Unterhaltung.

„Warum das?" fragte Sterneels.

„Denken Sie sich das seltsamste Abenteuer," sprach Studler, seine Stimme erhebend, um die Aufmerksamkeit der Tabakshändlerin und ihrer Tochter zu erregen.

„Es begegnen Ihnen niemals andere," entgegnete Sterneels, „Sie sind so verführerisch."

„Ha, Sie schmeicheln mir," sprach Studler, „auf Ehre, das ist wirklich verbindend von Ihrer Seite! Wenn nur ein Kaffeehaus in der Nähe wäre, so würde ich Ihnen ein Glas Kirschwasser offeriren."

Sterneels Gesicht überzog sich mit Purpur.

„Ich danke Ihnen, das ist unnütz," antwortete er, indem er suchte, seine Fassung nicht zu verlieren. „Ich höre lieber Ihr Abenteuer." fügte er bei, bemüht dem Gespräche eine andere Richtung zu geben.

„Im letzten Falle haben Sie recht, denn es ist sehr anziehend..."

„Was?"

„Parbleu, mein Abenteuer!"

„Vorwärts, fahren Sie fort..."

„Es ist kaum zu glauben, auf Ehre!"

„Lassen Sie uns sehen! Studler accouchiren Sie sich! Ich höre Ihnen zu!"

„Denken Sie sich, als ich heute vor acht Tagen mit Theyssens aus diesem Magazine ging..."

„Ha, ha! Theyssens war dabei..."

„Stiegen wir zusammen den **Montange de la Cour** hinan und bemerkten bald eine Equipage, die sich langsam vorwärts bewegte, ich näherte mich dem Schlage... und wen sah ich? Eine Frau, eine große Dame... deren Namen ich Ihnen im Geheimen sagen werde!..."

„Fahren Sie fort, ich muß ihn nicht wissen.“

„Diese Dame, ich kannte sie . . . und bin schon öfter in der großen Welt mit Ihr zusammengetroffen . . . und habe jedesmal bemerkt, welchen Eindruck mein Anblick auf sie machte. Sie eckannte mich, und bald erröthete, bald erblaßte sie . . . ich verstehe, was dies sagen will . . .“

„Und ich auch! . . . fahren Sie fort!“

„Ohne Zeit mit Ueberlegen zu verlieren, öffnete ich den Schlag und stieg in den Wagen. Wie groß war meine Ueberraschung! die Dame war nicht allein.“

„Halt! das ist herrlich! . . . Auch war es verdammt beherzt! . . . “

„Ein junges Mädchen, schön wie ein Engel, saß an ihrer Seite; sie schien ungefähr sechzehn Jahre zu zählen. Als ein guter Kamerad, rief ich Theyssens herbei.“

„Derselbe kam . . . . und Sie waren en partie carrée.“

„Richtig! Man führte uns in ein herrliches Schloß in der Nähe der Cambre, nicht weit von Boisfort. Kurz, mitten in dem köstlichsten Souper . . . während der zärtlichsten Ergießungen, wurde die Thüre rasch aufgerissen.“

„Ha, ha! da kommt nun die Kehrseite der Medaille.“

„Und wen sahen wir erscheinen? . . . Einen Ehemann . . . einen Bruder, von einem zahllosen Bedientenvolk begleitet . . . Ein abscheulicher Kampf begann! Endlich waren Theyssens und ich so glücklich zu entwischen.“

„Gesund und unbeschädigt.“

„Ja, aber genöthigt, unsere Hüte auf dem Schlachtfelde zu lassen . . .“

„Das ist sonderbar! Nun, mein Lieber, habe ich Ihnen eine noch viel stärkere Geschichte zu erzählen.“

„Bah! vorwärts! ich rauche eine andere Cigarre, und höre zu.“

Während die beiden Löwen sich ihre Heldenthaten zu erzählen begannen, sprachen Madame Wauters und ihre

Tochter, beide tief betrübt, in einem leisen Tone zusammen.

„Madame Lenaerts kommt nicht!“ sprach die Tabakhändlerin. „Was soll dies bedeuten? . . .“

„Muth, meine gute Mutter,“ antwortete die Tochter, „vielleicht ist es ein gutes Zeichen! Inzwischen ist es unmöglich, daß sie uns in dieser schrecklichen Lage verläßt.“

„Ich weiß nicht, mein Kind, ich habe düstere Ahnungen; ich fühle eine schreckliche Last auf meiner Brust!“

„Frisch! meine Mutter, meine theuere Mutter, machen Sie sich keine solche Gedanken . . . . O! es wäre schrecklich! Wenn Sie sehen würden, wie bleich Sie sind, wie sehr Sie sich verändert haben! . . . .“

„Und Du, mein armes Kind, willst mir eine Hoffnung geben, die Du selbst nicht hast; deine Augen sind ganz roth, und große Thränen benetzen deine Wangen . . . .“

„Aber, meine Mutter, das kommt bloß daher, weil ich Sie immer so traurig sehe.“

„O! ja, meine Therese, mein geliebtes Kind, deine Mutter ist sehr traurig! . . . Ich fühle, daß das, was ich Dir sage, nicht gut ist, denn es steht mir zu, Dir Kraft und Hoffnung zu geben . . . . Aber ich bin ganz niedergeschmettert! . . . . Siehst Du, diese gestempelten Papiere erschrecken mich! Wenn die Huissiers kommen, uns zu verhaften und aus unserm Besitzthume zu vertreiben, was sollen wir anfangen? Mein Gott! . . . Mein Gott! . . . .“

In demselben Augenblicke ging die Thüre des Magazins auf und zwei Personen erschienen auf der Schwelle, während eine dritte in einiger Entfernung auf der Straße stand.

Madame Wauters wurde bleich, wie eine Todte.

„O Himmel! . . . . Meine Mutter!“ rief das Mädchen, wie ein Blatt zitternd.

„Halt, es scheint, daß das Magazin in Kundschaft kommt,“ sagte Studler zu seinem Gefährten Sterneels.

„Ich weiß nicht, ob es gute Kunden sind," antwortete dieser, „aber auf jeden Fall sind es drollige Gestalten."

Der erste dieser beiden Männer war schwarz gekleidet, und trug eine weiße Cravatte; ein Papier-Packet befand sich in der vordern Tasche seines Rockes und reichte zur Hälfte heraus; seine Physiognomie und seine Manieren gaben ein genaues Bild von denjenigen Menschen, welche unter einem schlauen Aeußern, unter einem falschen Katzenblick, eine harte, eigennützige und heimtückische Seele verbergen.

Dies war ein Huissier.

Sein Begleiter war von hoher Gestalt, und mit einem gemeinen, beinahe dumpfsinnigen Gesichte in hohem Grade begabt; seine knöchernen und eckigen Glieder, sein langer, blauer Ueberrock mit verflickten Ellbogen und von der Zeit gebleichten Nähten, und seine schmutzig braunen Beinkleider gaben ihm das ganze graziöse Aussehen eines Gensdarmen in Civilkleidern.

Der Dritte schien im Verhältniß zu dem Zweiten ganz einnehmend.

Diese zwei Individuen waren Sachwalter, wenigstens bei den Handlungen so genannt, wo sie die Huissiers in den zahllosen Fällen mit ihrer Gegenwart unterstützen, in welchen das Gesetz verlangt, daß die Letztern von zwei Zeugen begleitet werden.

Sachwalter!!! Seltsamer Irrthum, schändlicher Spott, der diesen Namen Menschen gegeben hat, die kein anderes Handwerk, als das eines Gerichtsdieners-Gehülfen haben, keine andere Hülfsquellen, als die, sich zu Satelliten der Reichen gegen die Armen, der Mächtigen gegen die Unterdrückten zu machen!

Sachwalter ist im akademischen Sinne und in der Gerichtssprache ein in der Rechtswissenschaft erfahrener, mit dem gerichtlichen Verfahren vertrauter Mann. Jede Wissenschaft, besonders eine von dieser Beschaffenheit, er-

hebt und stärkt die Gesinnungen, erniedrigt sie aber nicht, und es existirt, so viel wir wenigstens wissen, nicht ein einziger, wahrhafter Sachwalter, welcher sich zu einer Stelle herabwürdigen würde, die das ausschließende Eigenthum unwissender, dummer, geist- und herzloser Menschen ist.

Der Huissier ging langsam vorwärts, den Rücken wie zum Grüßen gekrümmt. Der erste Gehülfe folgte ihm in einer Entfernung von zwei Schritten, aufgebläht, hochtrabend, und schien sich mittelst einer Feder zu bewegen.

Der zweite blieb als Schildwache steif und starr auf seinem Posten stehen.

„Madame Wauters?" fragte der Huissier, indem er seinen stechenden Blick auf die beiden Frauen heftete.

„Die bin ich! . . . . mein . . . mein Herr!" stammelte die Tabakhändlerin, nahe daran, ohnmächtig zu werden.

„Verzeihung, Madame!" entgegnete der Huissier. „Ich habe einige Worte mit Ihnen zu sprechen."

Die Schmach, welche sie darüber fühlte, ihr Elend vor diesen beiden Fremden zu offenbaren, gab der unglücklichen Mutter einige Kraft.

„Hieher . . . . mein Herr! hieher!" rief sie, mit dem Finger auf den hintern Theil des Magazins deutend.

„Sehr gerne, Madame!" antwortete der Huissier, indem er voranging; aber Sie werden mir erlauben, daß ich vor Ihnen hergehe."

Sich an seinen Gefährten wendend, gab er ihm einige Zeichen. Dieser vollkommen mit der stummen Gaunersprache und der der Männer bei der niedern Justiz vertraut, kehrte sich wie eine Kerze gegen das Comptoir zu.

Therese wollte ihrer Mutter folgen. Diese gab ihr jedoch mit einer halb bittenden, halb befehlenden Geberde zu verstehen, daß sie bleiben solle; auf diesen Befehl hin, sank das arme Kind fast kraftlos auf ihren Stuhl.

Die zwei Löwen waren so sehr erstaunt, daß sie ihre Stellung nicht veränderten.

„Dieser Herr scheint ungenirt,“ sagte Studler leise, nachdem der Huissier die Thüre geschlossen hatte.

„Haben Sie den Schrecken der Frauen bemerkt, als er eintrat?“ fragte Sterneels.

„Das ist ohne Zweifel ein Verwandter, der aus einer andern Welt zu ihnen kommt.“

„Ich weiß es nicht, aber auf jeden Fall ist er von einem seltsamen Burschen begleitet,“ entgegnete Sterneels, indem er den Blick des Gerichtsdieners Gehülfen verfolgte, der sich mit Besichtigung des Ortes beschäftigte.

„Sie sind also Madame Wauters?“ fragte der Huissier aufs Neue, als er sich mit der Tabakhändlerin allein befand.

Nachdem die Unglückliche eingetreten war, hatte sie sich auf einen Fauteuil geworfen; sie schien in einem Zustande vollkommener Erschlaffung zu sein.

„Ja, mein Herr! antwortete sie mit fast sterbender Stimme, und indem sie das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

„Ich komme, um einen unangenehmen Auftrag zu vollziehen; ich bin der Huissier Bordeck . . .“ sprach der Mann des Gesetzes.

„Ich verstehe, mein Herr!“ unterbrach ihn Madame Wauters. „Sie kommen, meine Möbeln, ... meine Waaren in Beschlag zu nehmen . . . Mein Kind und ich werden des Wenigen, was wir besitzen, beraubt werden . . . Ach! Weh! was sollen wir anfangen?“

„Mein Client hat mir in dieser Hinsicht noch keine Befehle gegeben, aber ich glaube, daß dieses nicht lange mehr ausbleiben wird,“ fuhr Bordeck fort.

Ein Strahl voll Hoffnung belebte Madame Wauters bleiches Gesicht.

„O! mein Herr!“ rief sie die Hände faltend, „er wird Mitleid mit mir . . . mit meinem Kinde haben, er wird uns nicht dem Elende und der Verzweiflung preisgeben; Ihr Client wird gut und großmüthig sein; bloß

um uns ihm zu verpflichten und weil wir ihm Interesse einflößten, hat er uns fünfundsiebzig Wilhelme geliehen. Aber wie soll ich mir jetzt die Härte erklären, mit der er uns verfolgt?"

„Um Sie sich zu verpflichten," wiederholte Bordeck achselzuckend.

„Ohne Zweifel, wenigstens hat uns Madame Lenaerts so gesagt. . . welchen andern Beweggrund könnte er sonst haben?"

„Ich kenne Madame Lenaerts nicht," entgegnete der Huissier Bordeck, „sondern bloß Herrn Müller, meinen Clienten, er lehnt oft Geld aus, aber verpflichtet niemals. Verzeihen Sie, Madame, aber ich habe Eile," fügte er, die Papierrolle aus seiner Tasche ziehend, bei, „können Sie mir den Betrag Ihrer Schuld an Kapital, Interessen und Kosten in die Hände geben?"

„Guter Gott! welche Frage ist dies?"

„Dann haben Sie die Güte, mir zu folgen, Madame."

„Wohin denn, mein Herr?" fragte Madame Wauters, indem sie ganz erstaunt aufstand.

„In das Gefängniß des Petits-Carmes. Ich fordere Sie im Namen des Gesetzes auf, Madame. Sehen Sie hier das Urtheil!"

Bei dem Worte „Gefängniß" war die Tabakhändlerin mit stierem Blick und geöffnetem Munde stehen geblieben, bis sie plötzlich auf ihren Sessel sank.

„Meine Tochter, meine Tochter!" stammelte sie, einen leisen Schrei ausstoßend.

Die Thüre des Neben-Magazins öffnete sich, und Therese erschien bleich vor Schrecken.

„Meine Mutter . . . meine geliebte Mutter!" schrie sie, in Madame Wauters Arme sich werfend. „Mein Gott! . . . . was haben Sie denn? . . . . Was ist vorgefallen?"

„In das Gefängniß! In das Gefängniß!" entgegnete

die Unglückliche, in Thränen ausbrechend, und drückte ihre Tochter an ihr Herz.

„In das Gefängniß!" wiederholte Therese, sich aus den Armen ihrer Mutter loswindend, „das ist unmöglich! Wollen Sie es denn, mein Herr?" fügte sie, gegen den Huissier sich wendend, bei, der während dieser ganzen Scene unbeweglich geblieben war.

„Hier ist das Urtheil," begnügte sich der Mann des Gesetzes zu antworten, indem er ihr den Executionsbefehl vorhielt.

Die Erschütterung, welche das arme Mädchen erlitt, war so heftig, daß ihre Haare, die an dem hintern Theile ihres Kopfes zusammengebunden waren, sich von selbst losmachten und auf ihre Schultern herabfielen.

Als Madame Wauters sie in diesem Zustande sah, vergaß sie ihren eigenen Schmerz, um nur an den ihrer theuern Tochter zu denken; sie rüttelte sie heftig und bedeckte sie mit ihren Küssen und Thränen.

Die Thränen ihrer Mutter, welche auf ihre Brust träufelten, ihr glühender Hauch, der sich über ihr Gesicht ergoß, riefen Therese wieder zum Bewußtsein zurück.

„Mitleid! Mitleid, mein Herr!" rief sie, zu Bordecks Füßen sinkend, „lassen Sie mir meine Mutter. Wenn Sie sie in das Gefängniß führen, so schwöre ich Ihnen, daß wir beide sterben werden. . . Gnade! Gnade!"

„Mein Herr, Sie sind ohne Zweifel Vater! Nun wohl denn, so flehe ich Sie im Namen Ihrer Kinder an, lassen Sie mir meine Mutter!"

So flehend, auf den Knieen, mit erhobenen Händen und zum Himmel gerichteten Blick, war sie so schön, um einen Tiger erweichen zu können.... Bordeck, mit trockenem Auge und ruhiger Stirne, blieb hingegen unerbittlich; es ist wahr, daß hinsichtlich der Gefühllosigkeit der Tiger noch weit entfernt von dem Huissier steht.

Durch das Geschrei und den Jammerruf der zwei ...uen neugierig gemacht, näherten sich die zwei Löwen;

der Gerichtsdieners-Gehülfe, der bei ihnen in dem Magazin geblieben war, ging ihnen nach, indem er fürchtete, es könnte ein Befreiungsversuch gemacht werden, und um dann seinen Herrn im Nothfalle unterstützen zu können.

„Buteers,“ sprach Bordeck zu ihm, „sage Reckmans, daß er den Wagen vorfahren lassen soll.“

„Er ist da, Patron,“ sagte Buteers, als er einige Augenblicke später zurückkehrte.

„Vorwärts, Madame,“ sprach dann Bordeck, „Muth, Sie müssen mir unumgänglich folgen.“

„Nein, mein Herr, nein! Sie werden sie nicht hinwegführen!“ schrie Therese und hing sich an die Kleider ihrer Mutter.

Auf einen Wink von Bordeck riß sie Buteers gewaltsam auseinander, und die unglückliche Mutter wurde mitten unter den Thränen und dem Jammergeschrei ihrer Tochter an den Wagen geführt.

„Verzeihung! mein Lieber,“ sagte Studler zu seinem würdigen Freund Sterneels, „nichts greift mir die Nerven so sehr an, als das Weinen und Schreien eines Weibes. Denken Sie sich, es ist jetzt ein Monat, daß mir eine Geliebte, die ich verlassen hatte, eine schreckliche Scene bereitete, sie stöhnte und schrie, daß es durch die Fenster drang. Sie glauben nicht, welch' ein heftiges Kopfweh ich davon getragen habe; vierzehn Tage dauerte es.“

Die zwei Freunde steckten ganz ruhig eine dritte Cigarre an und gingen hinaus, indem sie durch die Menge, welche sich schon um das Magazin versammelt hatte, scherzend hinschritten.

Als Therese den Wagenschlag hinter ihrer Mutter schließen sah, verließen sie alle ihre Kräfte und sie sank bewußtlos nieder.

In demselben Augenblicke und als sich der Wagen kaum entfernt hatte, ging eine junge Dame, reich in Seide, Cashemir und Spitzen gekleidet und mit vielen Kostbarkeiten geschmückt, eilig in das Magazin.

Unbekannt, mit Allem, was vorgegangen war, ahnte sie, als sie Therese allein auf dem Boden liegen sah, daß ein großes Unglück vorgefallen sein müsse; tief bewegt, aber ihre ganze Kaltblütigkeit zusammennehmend, schloß sie die Thüre und schob einen kleinen, innen angebrachten Riegel vor; dann Therese bei dem Kopf aufhebend, trug sie dieselbe in das Neben-Magazin, setzte sie nicht ohne Anstrengung in einen großen Fauteuil, der den Hauptheil der Einrichtung ausmachte, zog ein Flacon hervor, das an einer eleganten goldenen Kette hing, und ließ sie riechen, durch die wohlthätigen Salze, welche es enthielt, neu belebt, öffnete Therese die Augen.

„Meine Mutter! ..... meine Mutter!“ ... rief sie.

„Therese, meine Freundin,“ sprach die junge Person zu ihr und drückte zärtlich ihre Hände. „Habe Muth! komme zu Dir! ... Was ist denn Deiner Mutter begegnet? ...“

„Wo ist sie?“ ...

„Meine Mutter!“ rief Therese aufs Neue, und ihre Augen schloßen sich wieder.

„Erhole Dich, Therese!“ entgegnete die junge Unbekannte, kennst Du mich denn nicht? Es ist Deine Freundin .... ich bin es .... es ist Adele.“

„Adele,“ murmelte Therese schwach, und ihre Augen, welche sich wieder öffneten, drückten aus, daß die Stimme, die an ihr Ohr schlug, wirklich eine Freundesstimme sei.

„Du erkennst mich! ... O! es ist schon viel besser,“ sprach Adele; „vertraue mir Alles an... Was ist vorgefallen? ... Wo ist Deine Mutter?“

Therese, allmälig ihre Sinne wieder erhaltend, schien wie aus einem schrecklichen Traume zu erwachen.

„Ah! ja, Du bist es ... ich erkenne Dich gut ... Adele, meine Freundin! ... Hast Du meine Mutter nicht gesehen, als man sie fortgeführt hat?“

„Wohin denn?“

„In das Gefängniß.“

„In das Gefängniß!" rief Adele erstaunt. „Sie, die so gut und so tugendhaft ist," fügte sie unter einem langen Seufzer bei.

„Ach, meine Freundin, wegen einer Schuld!..."

Adele machte eine freudige Bewegung.

„Wie groß ist die Summe?" fragte sie.

„Schuld und Kosten belaufen sich ohngefähr auf achtzig Wilhelme," antwortete Therese. „Nie werden wir im Stande sein, diese Summe zu bezahlen und ...."

Sie endigte nicht, denn Adele verschwand plötzlich.

„Und auch sie flieht von mir, weil ich unglücklich bin!" dachte das arme Kind. „O! nein! das ist ein ungerechter Argwohn; sie hat ein so gutes Herz!"

Auf's Neue allein gelassen, fing Therese wieder an, um ihre Mutter und über ihr beiderseitiges Unglück zu weinen.

Salbungsvolle Seiten wurden schon geschrieben, Reden von der höchsten Beredsamkeit wurden schon gehalten über die persönliche Verhaftung. Daher bleibt uns nichts mehr zu sagen übrig; und es gibt nichts mehr zu thun, als dieses einfältige, schändliche und betrügerische Gesetz auszurotten. Auch wir wollen jedoch, bevor wir dieses Kapitel schließen, unsere Stimme gegen die Trägheit und Indifferenz der angeblichen Geister der Elite, welche dazu da sind, Gesetze zu geben und zu revidiren, erheben.

Durch die Nation gewählt, warum warten sie denn, um die gerechte Ungeduld zu befriedigen, aus dem Gesetzbuche des Volks ein Gesetz ausgestrichen zu sehen, welches es entehrt? Welches Interesse können sie dabei haben, bei einem in die erste Reihe der Civilisation gestellten Volke gesetzliche Bestimmungen aufrecht zu erhalten, die sogar vor dem Absolutisten, der doch die Knute und Bastonade fortbestehen läßt, keine Gnade finden konnte.

Aber einige Pessimisten von schwarzer Laune, galligem Blute und sauertöpfischem Charakter schrieben, wenn man in unsern Gesetzen die persönliche Verhaftung beseitig-

würde, so verschwände in demselben Augenblicke die größte Bürgschaft, welche sich den Handelsverträgen darbietet.

Welche Lächerlichkeit! Der kaufmännische Schuldner, gegen welchen man den Personalarrest geltend machen will, hat nur seine Bilanz vorzulegen und hiedurch allein schon befreit er sich unmittelbar. In diesem Falle ist augenscheinlich das Gesetz weit davon entfernt, schützend zu sein, es ist vielmehr nachtheilig für den Handel, weil kraft desselben ein hartnäckiger, oder für seine eigenen Interessen blinder Gläubiger einen ganz rechtlichen Handelsmann zwingen kann, eine Maßregel zu ergreifen, welche den Interessen einer Masse von Individuen, mehr oder weniger beträchtlich, in gleicher Weise seinen Gläubigern, höchst nachtheilig ist.

Wir wünschen indessen in dieser Hinsicht aufgeklärt zu werden und daß man uns einen einzigen Fall sage, wo die Anwendung der persönlichen Verhaftung von einer Art war, einen Kaufmann zu zwingen, seinen Gläubiger zu bezahlen, ohne zu gleicher Zeit einer Menge Anderer zu schaden. Indessen sind Frankreichs und Belgiens Gefängnisse überfüllt mit Individuen, welche wegen Schulden verhaftet sind. Wie wäre dieser Stand der Sachen zu erklären, wird man sagen, wenn diese persönliche Verhaftung, einzig in Handelssachen anwendbar, in der That von keinem Interesse für den Handel ist?

Ja, wir erkennen es an, in Frankreich wie in Belgien sind die wegen Schulden Verhafteten zahlreich, aber was das Sonderbare dabei ist, daß unter Hundert höchstens fünf Kaufleute sind, und wir wiederholen es, wenn diese fünf Kaufleute im Gefängnisse bleiben, dann bleiben sie zu ihrem Vergnügen da, sie dürfen sich nur als Falliten erklären, d. h. darein willigen, eine große Zahl ihrer Gläubiger zu ruiniren, und bald werden sie ihre Riegel sich öffnen sehen.

Wer sind dann die übrigen fünfundneunzig? Das sind größtentheils arme Frauen, bedrängte Leute, die dem

Handel fremd sind, junge Thoren, die unaufhörliche Beute der Wucherer. Sie haben Wechsel unterzeichnet oder im Sinne des Gesetzes comercielle Handlungen vorgenommen, und das Handelsgesetzbuch ist auf sie angewendet worden.

Aber, wird man weiter sagen, wenn sie als Kaufleute betrachtet werden, warum erklären sie sich nicht als Falliten, um ihre Freiheit wieder zu erlangen?

Für den ersten Blick könnte diese Bemerkung einigen Schein für sich haben; indessen, wenn in der That für sie diese Möglichkeit bestehen würde, so wäre man gezwungen, daraus zu folgern, daß der Personalarrest durchaus keine Wirkung habe und folglich auch keinen Nutzen, weil er keinen andern Zweck hätte, als den Schuldner zu zwingen, sich für zahlungsunfähig zu erklären, ein Resultat, welches der Gläubiger durch einen einfachen Antrag bei den Handelsgerichten erlangen kann. Aber die seltsamste Sache ist, daß der Personalarrest nicht allein nutzlos, vielmehr absurd im vollsten Sinne des Wortes ist. In der That werden der Schreiber des Notars, der Maler, der Lehrer der Polka oder Mazurka, der Capitän der Spahis, der dramatische Künstler, die Tänzerin, wenn sie einen Wechsel unterzeichnet haben, dann Kaufleute, wenn es sich darum handelt, den Personalarrest auf sie anzuwenden; aber sie sind es nicht mehr, so wie es ihnen gefällt, die gesetzlichen Bestimmungen anzurufen, welche dem kaufmännischen Schuldner günstig sind. Mit andern Worten, sie sind genügende Kaufleute, um in das Gefängniß zu gehen, aber sie sind es nicht hinlänglich, um ihre Freiheit wieder zu erlangen.

Man ist nicht gezwungen, uns auf das Wort zu glauben; aber wenn irgend ein Zweifler seine Ueberzeugung nur auf positive Beweise gründen will, dann frage er die belgischen und französischen Gerichtsregistraturen um Rath, und er wird diese seltsame Rechtsgelehrsamkeit, diese merkwürdige Auslegung des Gesetzes durch eine Menge von Urtheilssprüchen geheiligt sehen, die er durch

Gründe und Erwägungen unterstützt findet, deren Logik und Vernunft er bewundern kann.

Die Franzosen gelten in der Regel, und zwar mit Recht, für das geistreichste und lustigste Volk, und ihr Ruf hat in dieser Hinsicht die Welt durchdrungen. Wenn nun ein ernster Gelehrter dieser Nation, eifersüchtig darauf, den Ruhm seines Landes in Gegenständen der Rechtspflege und der Gesetzgebung auf dieselbe Stufe zu erheben, das Meer des Südens, das mittelländische Meer, oder auch das Meer des Nordens, den atlantischen Ocean durchsegelt, wenn er in Indien oder in Cochinchina eindringt, wenn er sich an die Hottentotten von den Stämmen der Coronas oder der Griquas wendet, wenn er mit Erwägungen und Gründen, welche die Basis dieser bewunderungswürdigen Jurisprudenz ausmachen, und die er noch mit all den Gründen unterstützen kann, die ihm der Ernst und die Wichtigkeit der Sache eingeben, wenn er so, vom Kopfe bis zum Fuße geharnischt und bewaffnet, sich anstrengt, diesen Wilden die hohe Weisheit der Gesetze einer Nation zu demonstriren, oder jene angeblichen Beschützungen des Handels, in der That dessen Ruin bezweckend, oder jene, welche in der Absicht geschaffen sind, die Kaufleute niederzuschlagen, die dem Handel fremden Leute zu strafen und zwar zu Gunsten des Wuchers, des Hasses und einer Menge von Schändlichkeiten und Infamien, von welchen wir den Schleier wegzuziehen, trotz des Titels unseres Buches uns fürchten; — wenn also dieser Gelehrte alle Kräfte aufbietet, um zu erklären, wie man zu gleicher Zeit Kaufmann sein und nicht sein könne oder, was dasselbe ist, daß es in dem nämlichen Momente, zu derselben Stunde Tag und Nacht sei, so würden wir ihm den schönsten Erfolg, den freudigsten Triumph prophezeihen, dessen er sich je erfreute. Welches zum Spleen geneigte Auditorium er sich ausgesucht haben mag, er wird sie unter einem convulsivischen Lachen in

Ohnmacht fallen sehen, er wird Hottentotten, Cochinchinesen und Hindus rufen hören:

„Hanswurst von einem Franzosen.“

Wir aber, indem wir die Gesetze und die Rechtspflege in dieser Hinsicht in Belgien untersuchen, sehen uns geneigt auszurufen:

„Erzhanswurste von Belgiern!“

Siebentes Kapitel.

Eine Schlange.

Kaum hatte sich die junge Adele entfernt, so schlich sich eine Frau heimlich in das Magazin und näherte sich mit leisen Schritten der Stelle, wo die Tochter der Madame Wauters sich ihren Thränen und ihren Seufzern überließ. Bei ihrem Eintritte ließ die Frau das Tuch, welches sie um ihren Kopf trug, auf ihre Schultern fallen.

„Madame Lenaerts!“ rief Therese, sie bemerkend. „Meine Mutter!... Sie wissen ohne Zweifel...“

„O! ich kenne Ihr Unglück!“ unterbrach sie die häßliche Alte. „Arme Kleine... was werden Sie anfangen?“ fügte sie den Kopf schüttelnd bei.

„Aber,“ sprach Therese, „dieser Gläubiger ist doch ganz unbarmherzig!... Mein Gott! Madame Lenaerts, wie haben Sie sich geirrt... Sie, die ihn für so gut und so verpflichtend hielten!...“

„Ich muß gestehen, daß wir unglücklich spielen. Denken Sie sich, mein Kind, daß ich diesen braven Herrn Müller schon seit länger als zwanzig Jahren kenne. Ich

habe in ihm immer nur den besten und mildesten Mann gesehen, erst seit einem Monat hat er sich so plötzlich verändert. Jetzt ist er nicht mehr so gut, um nicht selbst die Feuerzange zu nehmen... er ist böse, mürrisch, geizig und grausam geworden! Er ist vollkommen ein eiserner Dämon! Ich habe wirklich geglaubt, daß er mich wie eine Fleischpastete zerreißen wolle, als ich gestern noch ihn anflehte, sein Wort zu halten, Euch eine neue Frist von einigen Monaten zu verschaffen und als ich ihm sagte, daß ich mich vor mir selbst schämte, vor einem solchen Manne auf den Knieen zu liegen!"

„Mein Gott! woher kam denn diese plötzliche Veränderung?"

„Alles dies ist die Folge einer Krankheit, die er noch nicht lange überstanden hat... die Aerzte sagen, daß die Galle ihm in's Blut getreten sei, und seit dieser Zeit ist er nicht mehr erkennbar! Gott! Gott! was ist das für eine hartnäckige Natur!"

„So ist also gar keine Hoffnung mehr vorhanden, Madame Lenaerts?"

„Arme Kleine! Es kostet mich Ueberwinduug es zu sagen, aber bei Gott, die Wahrheit geht über Alles! Nun denn, mein Kind, es ist nichts mehr zu hoffen."

„Das ist schändlich!... meine arme Mutter!.. Gott!... aber es ist doch unmöglich, daß man sie im Gefängniß läßt?"

„Es ist zwar schrecklich auszusprechen, mein Kind, aber Sie müssen sich gefaßt machen, daß man sie wenigstens fünf Jahre dort behält..."

„O, Jammer, was anfangen?"

„Diese brave Madame Wauters! Ich beklage sie wahrhaftig aus dem tiefsten Grunde meines Herzens und sage nur, wie sie, die so gut und so tugendhaft war, dort unter Räuber und Mörder geworfen werden konnte."

„Wie, meine Mutter, wäre bei Unglücklichen dieser Art?"

„Ach! mein Kind, in dem Gefängnisse des Petits-Carmes sind bloß solche Bösewichte, die Vater und Mutter getödtet haben und auch den guten Gott morden würden, wenn sie könnten."

„Meine Mutter, meine Mutter!" rief Therese. „O! sie wird daran sterben!"

Als die Tantje das junge Mädchen von einem Ausbruche der Verzweiflung überwältigt sah, strahlte ihr Auge von einer teuflischen Freude.

„Ja, das wäre allerdings ein großer Dienst, die gute Madame Wauters aus jenem Orte zu befreien!" sprach sie, einen schweren Seufzer ausstoßend.

„Aber was anfangen?... Was thun?" rief Therese, die Augen zum Himmel erhebend.

„Ha! es gäbe wohl ein Mittel," fuhr Tantje fort.

„Ein Mittel?...." unterbrach sie Therese.

„Ja," entgegnete die höllische Alte, „und das hängt bloß von Ihnen ab!"

Therese erhob sich zitternd vor Bewegung.

„Von mir!..." wiederholte sie, ihre Hände bittend zu der schrecklichen Megäre empor streckend, „sprechen Sie, Madame Lenaerts, sprechen Sie, wenn es auch mein Leben ist, was meine Mutter retten könnte... ich bin bereit es zu geben!"

„Lassen Sie uns sehen, mein Kind," fuhr Tantje fort, „setzen Sie sich und hören Sie mich an. Ich kenne einen jungen, sehr reichen Mann, dieser hat sie einmal gesehen und..."

„Mich!" fragte Therese, über einen solchen Anfang erstaunt.

„Ja, Sie; eines Tages kam er in Ihren Laden, um Cigarren zu kaufen und von diesem Augenblicke an verläßt ihn die Erinnerung an Ihre liebliche Gestalt nicht mehr."

Therese erröthete und senkte die Augen, ohne zu antworten.

Die Tantje fuhr fort:

„Dieser Herr, der sehr reich ist, will Ihnen äußerst wohl und wird, indem er Ihnen die Summe gibt, welche zur Befreiung Ihrer Mutter nöthig ist, keinen Schuldschein fordern, ja, weit entfernt davon, wird Ihre Zukunft durch ihn gesichert werden, Alles, was Sie wünschen, werden Sie bekommen und Ihre Mutter wird auf diese Weise durch Sie ohne Störung glücklich sein, ohne einen Kummer für die Zukunft zu haben.“

„Wie?“ unterbrach sie das naive und unschuldige Kind. „Wie könnte ich das Interesse dieses Herrn in diesem Grade erregen, da er mich nur ein einzigesmal gesehen und ich nicht mit ihm sprach?“

„Und ist dies nöthig, wenn man eine so reizende Gestalt gleich Ihnen hat?“

„Madame Lenaert, ich verstehe Sie nicht... Sagen Sie endlich, was ich thun muß, damit dieser Herr meine Mutter rettet? Sprechen Sie, sprechen Sie!“

„Nichts ist leichter. Sie müssen den jungen Mann sehen und recht freundlich gegen ihn sein und dann die Caschemire, die Kostbarkeiten... endlich Alles, was Sie wünschen werden . . .“

Tantje's Sprache fing endlich an für Theresen klar zu werden. Die Röthe der Scham stieg ihr in das Gesicht.

„Genug, Madame! Genug! unterbrach sie Therese. „Das, was Sie mir da sagen, ist schrecklich! Ach! ich habe Sie falsch beurtheilt.“

Die listige Alte hatte diesen Ausgang erwartet; sie kam nicht außer Fassung.

„Lassen Sie uns sehen, mein kleines Kind! Seien Sie nicht böse... wir wollen ein wenig vernünftig sprechen.“

„Kein Wort weiter! Madame,“ rief Therese. „Ach! fügen Sie nicht noch Schande dem Unglücke bei! und nöthigen Sie mich nicht zu bitten, daß Sie hinausgehen!“

„Das junge Mädchen hatte diese letzten Worte mit einer so würdevollen Entschlossenheit gesprochen, daß Tantje

sich trotz ihrer Festigkeit einige Augenblicke in Verlegenheit befand.

„Wenn Sie einen solchen Ton annehmen," sagte sie aufstehend, „ziehe ich mich zurück..."

Sie machte zwei Schritte gegen die Thüre, sie war jedoch nicht die Frau, das Spiel so zu verlassen, wieder näherte sie sich Therese, welche sich noch immer in der heftigsten Aufregung befand.

„Ich kann, ich darf jedoch nicht fortgehen, ohne daß ich Sie mit Herrn Müllers Absichten bekannt mache. Arme Kleine! Sehen Sie, nach Allem liebe ich Sie noch so sehr, als wenn Sie meine eigene Tochter wären! Es ist wirklich Schade, daß Sie solche drollige Begriffe haben!"

„Herr Müller?" entgegnete das Mädchen. „Was kann er wollen? Welches Unglück kann uns jetzt erwarten?"

„Armes Kind," fuhr Tantje fort, „wie wenig kennen Sie die Welt!... und doch wollen Sie sich nicht von einer erfahrenen Freundin unterrichten lassen!"

„Was will Herr Müller noch? sprechen Sie," sagte das junge Mädchen mit einer ungeduldigen Bewegung.

„Ach!" entgegnete Tantje, indem sie sich bemühte, einen langen Seufzer auszustoßen, „der Huissier Bordeck wird Sie nur zu bald davon unterrichten . . ."

„Der Huissier Bordeck! welcher meine Mutter verhaftete?"

„Derselbe, mein Kind. Uebermorgen dürfen Sie einen neuen Besuch erwarten."

„Und was will er hier thun? Vielleicht auch mich verhaften? O! um so besser dann! Wenn ich doch nur bei meiner Mutter in dem Gefängnisse wäre!"

„Das ist ein Trost, den das Gesetz Ihnen nicht geben darf," fuhr Tantje fort! . . . Aber Ihre Möbel, Ihre Waaren, alle Ihre Sachen bis zu den Kleidern und dem Weißzeug Ihrer Mutter wird er conserviren und dann öffentlich verkaufen!"

„Und ohne Zweifel," unterbrach sie das Mädchen

lebhaft, wird der Ertrag dieser Dinge meine Mutter aus dem Gefängniß führen?"

„Ach, mein Kind," antwortete die Alte, „dies Alles wird im äußersten Falle hinreichen, ihre Kosten zu bezahlen! Die Justiz ist entsetzlich theuer . . . Und wann Ihr Eigenthümer sieht, daß ihm als Sicherheit für den Hauszins keine Möbeln mehr bleiben, so wird er Sie zur Thüre hinauswerfen; und wenn Ihre Mutter, diese liebe, theure Madame Wauters, dann erfährt, daß ihr Kind ohne Wohnung und Speise auf der Straße herumirrt, wird sie gewiß krank werden."

„Genug, Madame Lenaerts! Sie zerfleischen mir die Seele . . ."

„Und wenn man im Gefängniß krank ist," fuhr die gottlose Alte fort, indem sie sich bemühte, dem armen Kinde Schlag auf Schlag zu versetzen, „wenn man einen Kerkermeister zum Arzte und die Knechte des erstern zu Krankenwärtern hat, thut man wohl, sich seinen Sarg zu bestellen."

Das Gift, welches Tantje einflößte, fing an, seine Wirkung zu thun.

„Schweigen Sie, Madame! schweigen Sie," rief Therese lebhaft, „o! wenn Sie wüßten, welchen Schmerz Sie mir verursachen!"

„Das ist gleichviel, Mademoiselle," sprach die Schlange, „Sie sprechen zwar schön, aber Sie haben unrecht, und wenn ich denke, daß es Sie nur ein einziges Wort kostet, allem diesem vorzubeugen und Leid in Freude zu verwandeln, denn meiner Treu, als ehrliche Frau kann ich Sie nicht loben. Arme Madame Wauters! Noch so jung und im Gefängnisse zu sterben! Das ist in der That schrecklich."

Nun trat ein augenblickliches Stillschweigen ein, während welchem Tantje den Kampf ermaß, der sich in Theresens Herzens zwischen Scham und Liebe erhob.

„Genug! Barmherzigkeit!" schrie sie im Streite mit

sich selbst. „Ihre Worte brennen mich!... Meine Mutter! Meine Mutter! krank! . . . vielleicht sterbend! o! nein, das ist unmöglich!“

„Ein Wort, und Sie retten sie!“

„Nie! o nein! Jedoch meine Mutter retten! sie der Freiheit wiedergeben!“

„Ein einziges Wort, und es ist geholfen!“

„Wohl denn! O, ich fühle, daß ich sterbe . . .“

„Vorwärts! nichts als ein kleines Wort.“

„Gut, es sei! ja! . . .“

Und indem sie dieses verhängnißvolle Ja aussprach, sank das arme Mädchen beinahe todt auf ihren Stuhl. Die Alte hüpfte und ein schreckliches Hohngelächter ertönte aus ihrer Brust.

Einige Augenblicke später entfernte sie sich. Als Therese allein war, ließ sie ihren Thränen freien Lauf, fiel auf ihre Kniee und rief mit zum Himmel gerichtetem Blicke:

„Verzeihung, mein Gott! Es geschieht, um meine Mutter zu retten!!“

Achtes Kapitel.

Eine neue Person. Unangenehmes Ereigniß.

Ungefähr zehn Minuten später zeigte sich Tantje keuchend und schnaubend bei dem Chevalier Bleeden.

Die Geschäftigkeit, mit welcher er sie in sein Zimmer führte, gab hinlänglich die Ungeduld zu erkennen, mit der sie erwartet worden war.

„Vorwärts, mein Herr," rief sie bei ihrem Eintritte. „Versehen Sie Ihre Taschen mit Gold und folgen Sie mir. Seien Sie jedoch vorsichtig mit den Schmeicheleien, sie ist noch so jung, so schüchtern! . . ."

Der Blick des Chevaliers strahlte von all' der Freude der Sinnlichkeit.

„Weg mit allen Empfehlungen!" entgegnete er lebhaft. „Antworten Sie, ist es Ihnen gelungen?"

„Nicht ohne Mühe!"

„Aber warum haben Sie sie denn nicht in das Hotel Eluysenar geführt, wie wir verabredeten?"

„Warum? Weil man, wie das Sprüchwort sagt, das Eisen schmieden muß, so lange es warm ist; und das ist schon viel, daß ich sie nur so weit gebracht habe, Sie zu empfangen . . . und wenn sie erst ihr Haus hätte verlassen müssen . . . meiner Treu, da hätte ich mir nicht zu helfen gewußt. Aber verlieren Sie keine Zeit, Herr Chevalier, benützen Sie Ihre gute Stimmung. Ha! ehe wir gehen, muß ich Ihnen noch etwas sagen. Sie gehen hinein, um Cigarren zu kaufen, und dann dringen Sie in das Neben-Magazin, und das Uebrige, was Sie zu thun haben, überlasse ich Ihnen! Ha, ha, ha! ich muß gestehen, Sie sind unter einem günstigen Stern geboren... sie sind alle beide zum Fressen schön! . . . Es sind zwei köstliche Bissen! Niemand, als die alte Lenaerts oder die Tantje, wie man mich nennt, kann mit solchen Platten serviren! Ha, ha, ha!"

Während dieses schamlosen Geschwätzes der Alten hatte der Chevalier Hut und Handschuh genommen, um auszugehen.

„Morgen muß ich in das Haus gehen, das in der Vorstadt Schaerbeck liegt..." sprach der Chevalier, indem er sich ankleidete.

„Ja, ja! Ha, ha, ha!" antwortete das häßliche Weib, ihr höhnisches Gelächter wiederholend. „Aber ich muß sagen, sie wird Ihnen manches Unangenehme bereiten,

man muß jedoch gestehen, daß sie der Mühe werth ist! Gott, wie schön meine Nichte ist... sie ist wahrhaftig ein kleiner Engel! Ha! die leichte Verbeugung, die sie gegen die Herzogin von Wald... Waldimont gemacht hat, als sie von ihr so schön geputzt wurde."

„Bewahren Sie diese wohl, daß sie nicht entwischt."

„Ich bürge Ihnen mit meinem Gerippe dafür, Herr Chevalier, und ich halte etwas darauf, so alt es auch ist... Vorwärts, ich gehe voran, Sie folgen mir, ich setze mich in das Magazin und Sie in das hintere Zimmer; wenn Kunden kommen, bediene ich sie mit Cigarren, während... Ha, ha, ha, ha! ich weiß nicht, was ich heute habe, aber ich bin so freudig gestimmt, daß ich über einen Steinhaufen lachen könnte . . ."

Einige Minuten später trat Chevalier Bleeden in das Tabak-Magazin der unglücklichen Madame Wauters; Tantje, welche vorangegangen war, hatte sich schon in das Comptoir gesetzt.

„Da hinein," flüsterte sie dem Chevalier zu, mit dem Finger auf die Thüre des Neben-Magazins deutend.

Als ihn Therese, welche immer noch weinte, sah, wurde sie bleich und kalt; die Schläge ihres Herzens stockten und über ihre Glieder ergoß sich ein eisiger Schauer. Dieser Zustand entging dem Chevalier nicht, er war jedoch ferne davon, Mitleid zu fühlen, er schien sich darüber zu freuen, so groß war seine Sinnlichkeit und Verderbtheit.

„Mademoiselle," sprach er, indem er sich an ihre Seite setzte, „ich habe mit Bedauern das Unglück vernommen, welches Sie getroffen hat, und ich wünsche mir Glück, die geringste Spur desselben verschwinden machen zu können."

Während er diese Worte sprach, hatte er eine Börse mit Gold auf einen kleinen Tisch gelegt, der zu seiner Linken stand.

Der Klang des Metalls machte das junge Mädchen zusammenschauern; der Chevalier ergriff eine ihrer Hände,

die so kalt wie Marmor waren, und drückte sie an seine unreinen Lippen.

In demselbigen Augenblicke schien ein Gedanke, der durch sein Gehirn fuhr, seine verbrecherische Freude noch zu steigern!

„Ha! Frau Herzogin!" murmelte er, indem er seine Arme um Theresens kalten Leib zu schlingen suchte: „Diese gehört nun mir, und ich fordere Sie heraus, sie mir zu entreißen."

Plötzlich drang das Geräusch eines Wagens, der vor dem Magazine hielt, in das Hinter-Magazin; bald darauf wurde die Thüre heftig aufgerissen . . . der Chevalier war wie versteinert und Therese glaubte der Spielball eines Traumes, eines Wahns zu sein.

Ihre Mutter trat von einem sieben- bis achtundzwanzigjährigen Manne begleitet, herein.

„Meine Tochter!"

„Meine Mutter!"

Dieser Ruf raubte beiden die wenige Kraft, welche ihnen geblieben war; sie fielen einander in die Arme.

„Wie! Sie sind frei, meine geliebte Mutter?" rief das arme Kind, ihre Mutter mit Küssen bedeckend. „Ja, Sie sind es! . . . sind Sie es auch wirklich?" fügte sie bei und streifte mit den Händen über ihren Körper. „Dank, mein Gott! Dank! . . . O! sagen Sie mir, welches ist die großmüthige Seele, die mir meine Mutter wiedergegeben hat! Sprechen Sie, ich bitte darum."

„Der Herr, welcher . . ."

Madame Wauters hatte kaum diese Worte ausgesprochen, und dabei auf den Fremden gedeutet, der sie begleitete, als Therese schon zu seinen Füßen lag.

„Sie haben mir meine Mutter wiedergegeben!" rief sie. „Sie haben mich gerettet, mein Herr . . . Mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen!"

Der junge Fremde bemühte sich, sie aufzuheben.

„Ich bedaure um meinetwillen," erwiederte dieser, „daß ich gestehen muß, in allem diesem nichts weiter als das Werkzeug einer edlen, hohen Person gewesen zu sein. Zwei Worte reichen hin, Sie aufzuklären: ich heiße Walewski und bin ein Pole, — es wird Ihnen genügen, wenn ich sage, daß ich ein Flüchtling bin, — drei Jahre hindurch war ich Secretär des Präsidenten Merssens und seit einem Monate begleite ich dieselbe Stelle bei dem Herrn Herzoge von Wladimont."

„Der Herzog von Wladimont!" riefen der Chevalier und Tantje, wie aus einem Munde, und indem sie eine Bewegung des Aergers und der Ueberraschung nicht ganz unterdrücken konnten.

„Ja, der Herzog von Wladimont," fuhr Herr Walewski fort, und legte einen besondern Nachdruck auf diesen Namen. „Es ist jetzt ungefähr eine Stunde, daß ich mit einer sehr wichtigen Arbeit beschäftigt war, da wurde ich plötzlich durch die Herzogin unterbrochen, die mir den Befehl ertheilte, mich in die Kanzlei des Gefängnisses des Petits-Carmes zu begeben und dort die Schuld einer Madame Wauters zu bezahlen, so groß sie auch sei. Meine Befehle lauteten ferner dahin, die Dame nicht eher zu verlassen, als bis sie sich in den Armen ihrer Tochter befinde."

„Das ist seltsam. Sie, immer sie!" dachte der Chevalier, und nachläßig grüßend entfernte er sich, voll Wuth und Rache in seinem Herzen. Die bestürzte und außer Fassung gebrachte Tantje suchte zu entkommen, als ein junges Mädchen ganz aufgeregt und zitternd in das Neben-Magazin stürzte.

„Therese! Therese!" rief sie, „weine nicht mehr, höre auf zu trauern . . ."

Als sie jedoch Madame Wauters bemerkte, erstarben ihr die Worte auf den Lippen, sie blieb erstaunt stehen und in ihrer Ueberraschung ließ sie eine Rolle mit Gold-

stücken aus den Händen fallen, welche auf dem Boden umherrollten.

Tantje hatte diesen Vorfall benützt, um sich unbemerkt zur Thüre hinauszuschleichen; schon hatte ihre Hand den Drücker berührt, als Adele, denn diese war es, sich gegen sie kehrte und mit dem Finger auf sie deutend, rief:

„O daß doch niemals diese Frau hier eingetreten wäre, denn sie ist es, durch die ich verloren ging.“

„Einen Augenblick mehr, und auch ich wäre entehrt gewesen,“ sprach Therese und verbarg ihr Gesicht an der Brust ihrer Mutter, welche sie mit Küssen bedeckte.

Diesmal war Adele nicht mit Seide, Caschemir und Kostbarkeiten bedeckt; ein reinlicher, aber höchst einfacher Anzug hatte die Stelle ihrer reichen und elegenten Kleidung eingenommen, und ihre liebliche Gestalt nahm sich nur um so besser aus. Alle ihre schönen Kleider und all ihren Schmuck hatte sie in das Leihhaus getragen und den Ertrag davon Theresen gebracht, um ihre Mutter damit zu befreien . . . ihre Mutter, welche, wie der Leser sich erinnern wird, ihrem Kinde, ohne Zweifel nicht ohne lobenswerthe Beweggründe, eingeprägt hatte, nie mit ihr zu sprechen, ja selbst ihre Augen von ihr abzuwenden.

„Sehen Sie, wie gut sie ist! Wie großmüthig,“ sprach Therese, indem sie einen bittenden Blick auf ihre Mutter warf.

Madame Wauters war sichtbar gerührt.

„Umarmt Euch, meine Kinder,“ rief sie, „ich erlaube es!“ Und die zwei Mädchen fielen sich in die Arme.

Adelens Glück und ihre Freude ist nicht zu beschreiben.

„Seit vielen Jahren habe ich keinen so schönen Tag erlebt,“ sprach sie, Madame Wauters Hände mit Küssen bedeckend. „Ich habe nie geglaubt, daß mir ein solches Glück zu Theil werden würde. Ich darf also die Freundin meiner Kindheit wiedersehen! Ich darf manchmal mit ihr sprechen. Tausend Dank, Madame! O! glauben,

Sie mir, ich werde mich dieser Gunst würdig machen; ich bin allerdings strafbar gewesen, aber von nun an wird mein Betragen meine Fehler wieder gut machen! . . . Dank! Madame, Dank! Denn indem Sie mir verzeihen, öffnen Sie mir die Augen und geben mich der Tugend zurück."

Glücklich schlossen sie diesen Tag, der unter so schlimmen Ereignissen begonnen hatte; und als am Abend der Schlaf Therese bereits überwältigt hatte, war sie mit vier Personen noch in ihren Gedanken beschäftigt, nämlich mit ihrer Mutter, mit Adele, der Herzogin von Wladimont und dem jungen Fremden, dessen elegantes Aeußere und edles, würdevolles Benehmen einen lebhaften Eindruck auf sie gemacht hatte.

Neuntes Kapitel.

Eine Hyäne.

Der Leser wird sich noch erinnern können, daß, als die Räuber aus dem Viertel des Marolles in der Gegend der Cambre nach ihrer Frevelthat und im Augenblick der Ankunft des Grafen Frensberg und Vanlinden zur Flucht gezwungen wurden, Lowie die junge Marie, welche ohne Bewußtsein auf der Erde ausgestreckt lag, in seine Arme genommen, und mit diesem kostbaren Schatze beladen in schnellem Lauf den Weg gegen das Dorf Ixelles eingeschlagen hatte. Als er das äußerste Ende des Weges erreichte, wo sich der letzte Weiher befindet, stand er still, und betrachtete das junge Mädchen aufmerksam; zu seinem

Vergnügen nahm er noch keine Spur der zurückkehrenden Besinnung wahr, und so war es ihr also unmöglich, eine Erinnerung an seine Züge zu behalten, da sie dieselben nicht einmal gesehen hatte.

Hierauf that er einen langen Pfiff und bald waren seine drei Gefährten an seiner Seite; nachdem er ihnen seine Befehle ertheilt hatte, schlug er ruhig den Weg nach Brüssel ein. Einige Augenblicke nach seinem Fortgehen entfernte sich auch Toone, indem er François und Etienne über die immer noch bewußtlose Marie wachen ließ; bald kehrte er jedoch von einem Wagen begleitet, zurück, in welchem alle drei, nachdem sie zuerst das junge Mädchen darin untergebracht hatten, Platz nahmen. Als Marie wieder zu sich kam, überfiel sie ein großer Schrecken, sich in der Mitte von drei Räubern zu sehen, welche während der ganzen Fahrt ein tiefes Stillschweigen beobachteten.

Der Wagen hielt vor dem Kornhofe an. Toone stieg zuerst aus, ging in das Gäßchen und nach einer Abwesenheit von einigen Secunden kam er wieder zurück.

„Die Alte ist da,“ sprach er, den Schlag öffnend, „vorwärts, kommt!“

Er nahm Marie bei dem Arm und zog sie an sich. Als das junge Mädchen den Eingang ihrer alten Wohnung wiedererkannte, zitterte sie an allen Gliedern; sie flehte mit erhobenen Händen, mit Thränen in den Augen, sie wieder zur Herzogin zurückzubringen; die Räuber aber blieben taub für ihre Bitten, und stellten sich selbst so, indem sie ihr nicht antworteten.

Toone hielt sie beständig fest am Arme und führte sie bis an die Hausthüre der Tantje, wo er sie zwang, die steile Treppe hinaufzusteigen; der Schlüssel des Zimmers steckte außen, er öffnete die Thüre und schloß sie schnell wieder, nachdem er das junge tiefbetrübte Mädchen mit Gewalt hineingestoßen hatte. In der Ueberzeugung, daß sein Auftrag jetzt erfüllt sei, rief er seine zwei Kame-

raden, um mit ihnen in die Schenke zur weißen Rose zu gehen.

Das aufrichtige Erstaunen der Tantje, als sie Marie so plötzlich vor ihren Augen sah, bezeugte hinlänglich, daß sie mit dem Complotte, in welchem Lowie eine Hauptrolle spielte, völlig unbekannt geblieben war.

In der Meinung, daß ihre Nichte aus eigenem Antriebe zurückgekommen sei, bedeckte sie das junge Mädchen mit ihren Küssen, welche von ihr jedoch nur mit Thränen und Seufzern erwiedert wurden. Marie, unfähig sich zu verstellen, erzählte ihrer Tante alle Umstände des Ereignisses, welches sie von ihrer Wohlthäterin getrennt hatte; die Tantje lauschte mit großen Augen und weit aufgerissenem Munde. Wer konnten diese Menschen sein, die den Wagen des Herzogs angefallen hatten? Augenscheinlich ist ihr Hauptzweck nicht der Raub gewesen, sondern Mariens Entführung. Aber warum wurde sie entführt?... Warum hatten sie ihr ihre Nichte so geheimnißvoll und schweigend wiedergebracht. Nichts von Allem diesem konnte auf Befehl oder nach den Vorschriften des Chevaliers ausgeführt worden sein? Welches Interesse könnte er in der That gehabt haben, seine Theilnahme an dieser Sache zu verbergen? Dies waren die Betrachtungen, welche Tantje's Geist beschäftigten, während sie das elende, jetzt verödete Lager bereitete, auf dem Trinette und Micke sonst zusammen geschlafen hatten.

Als am andern Morgen die Sonne kaum aufgegangen war und Marie noch schlief, ging die Alte aus ihrer Hütte, und lief, nachdem sie dieselbe fest verschlossen hatte. um so jeden Versuch zu entrinnen, zu vereiteln, zu dem Chevalier, bei dem sie ohne Schwierigkeit eingeführt wurde, obgleich er noch zu Bette lag. Bleeden drückte eine so aufrichtige Ueberraschung und so große Freude aus, als er Mariens Wiederkehr vernahm, daß die Tantje fester und fester in der Ueberzeugung wurde, der Chevalier habe keinen Theil an der Entführung ihrer Nichte.

Der Chevalier gab ihr einen Beutel mit Gold und trug ihr auf, mit Marien das kleine Haus in der Vorstadt Schaerbeck zu beziehen, in dem er selbst Befehle über die Einrichtung schon damals ertheilt hatte, als er hoffte, das junge Mädchen in seine Gewalt zu bekommen, während die Dazwischenkunft der Herzogin vor dem Zucht-Polizeigerichte seine Plane damals so gänzlich vereitelte.

In dieses kleine Haus, welches Marie seit einigen Tagen bewohnte, wollen wir nun den Leser einführen. Hier lebte das arme Kind förmlich eingekerkert, unter der Oberaufsicht ihrer Tante, zu der sich noch eine Frau ihrer Art gesellt hatte, um sie in ihren Funktionen als Gefangenwärterin zu unterstützen.

Dieses Haus war zwar neu, aber von schlechter, ärmlicher Bauart, ohne Charakter und Geschmack; es bestand aus einem Erdgeschosse und zwei Stockwerken. Jede Etage hatte zwei Zimmer; eines davon wurde durch drei auf die Straße gehende Fenster erhellt, und das andere gewährte die Aussicht in einen schmutzigen und feuchten Hof. Die Tantje hatte von dem Erdgeschoß und dem ersten Stocke Besitz genommen, während Marie den zweiten bewohnte.

Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags, einen Tag nachdem eine neue Wohlthat der Herzogin den abscheulichen Plan des Chevaliers, hinsichtlich der Tochter der Madame Wauters, vernichtet hatte, als Tantje aus ihrem Zimmer im Erdgeschosse schlich und vorsichtig, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, in das zweite Stockwerk stieg. Vor der Thüre des Zimmers, worin sich Marie aufhielt, angekommen, stand sie still und legte das Ohr an das Schlüsselloch, um besser zu hören. Alles war ruhig und still darinnen. Ueber diesen Stand der Dinge erfreut, drehte die Alte den Schlüssel zweimal herum und trat dann in einen kleinen, eleganten, en maniere de boudoir eingerichteten Salon.

Bei der Ankunft ihrer Tante hob Marie ihren zier-

lichen Kopf, den sie in ihre Hände gestützt hatte, in die Höhe, und konnte eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken. Die Tantje nahm einen Sessel und setzte sich an ihre Seite.

„Micke," begann sie, eine schlaue und schmeichlerische Miene annehmend, „Du weißt, daß heute der Tag ist, an welchem der Chevalier Dir die Akte bringt, vermöge deren er uns alle die schönen Möbel dieses Hauses gibt; ich hoffe also, daß Du vernünftig sein wirst, nicht wahr?"

Marie war befangen und antwortete nicht.

„Wirst Du reden!" schrie sie, indem sie vergeblich suchte, ihre Ungeduld zu bemeistern.

Marie sprang von ihrem Fauteuil auf, so groß war ihre Furcht vor dieser Frau.

„Verzeihung, meine Tante," sprach sie zitternd, „ich bin so traurig ... ich dachte ...."

„Laß hören, an was hast Du gedacht?"

„Ich dachte an meine Schwester. Sie haben mir versprochen, nachzuforschen und Gewißheit über sie zu erhalten; weiß man denn nicht, was aus ihr geworden ist?"

„Ja, niemand weiß etwas von ihr," antwortete die Tantje mürrisch; „aber sei ruhig, ich werde sie finden."

„Mein Gott!" unterbrach sie Marie mit einem Blicke zum Himmel; „unglückliche Trinette! wenn ihr nur kein Unglück begegnet ist!"

„Schon gut, schon gut!" rief die Tantje, der diese Wendung des Gesprächs nicht gefiel; „das gehört jetzt nicht hieher; ich habe Dir gesagt, daß der Herr kommen wird; in einigen Augenblicken wird er hier sein."

Marie erbleichte.

„Und," fuhr die Tantje fort, „wenn er bei Dir sein wird, so hoffe ich, daß Du nicht das Zieräffchen spielen wirst! ..."

„Bei mir!" entgegnete Marie, indem sie lebhaft aufsprang. „Um Gotteswillen, Tante, lassen Sie diesen

Menschen nicht heraufkommen; denn ich wiederhole Ihnen, daß ich ihn nicht empfangen werde!"

Die Tantje brach in ein lautes Gelächter aus.

„Du willst ihn nicht empfangen?" sprach sie, indem sie ihre Nichte sich zu setzen zwang; „wo hast Du denn diese Manieren her? Welche Prinzessin-Miene! Ha, ha, ha! Es scheint, daß Du Deine Zeit bei der Herzogin gut benützt hast? Ist das Alles, was Du gewonnen hast, Micke? Gut, ich mache Dir dafür kein Compliment. Du willst ihn also nicht annehmen? Es ist mir sehr leid, meine Prinzessin, aber Du wirst ihn doch empfangen!"

Marie warf aufs Neue einen Blick zum Himmel, als wolle sie ihn in dieser schrecklichen Lage um Hülfe anflehen.

„Meine Tante," sprach sie ihre kleinen Hände bittend erhebend, „lieben Sie denn die Tochter ihrer Schwester nicht?"

„Welch' eine Frage," entgegnete die Alte, den Kopf schüttelnd, „meinst Du, ich gebe mir so viel Mühe um Dich, wenn ich Dich nicht lieb hätte?"

„Wohl denn, Tante," fuhr Marie immer noch bittend fort, „im Namen Ihrer Schwester, im Namen meiner Mutter, befreien Sie mich von diesem Manne."

„Und wo wirst Du einen gleich reichen und gleich großmüthigen finden?" fragte die Tantje, welche ihr habsüchtiger Instinkt nie verließ. „Willst Du," fügte sie bei, „daß wir wieder arm, elend in den Kornhof zurückkehren und uns mit unserer Hütte begnügen sollen?"

„Hören Sie mich an, Tante," sprach Marie, „wenn dies Ihre einzige Furcht, wenn es der einzige Beweggrund ist, warum Sie mich an diesen Mann verkaufen wollen, so geben Sie diesen verabscheuungswürdigen Plan auf, und beruhigen Sie sich; erlauben Sie mir, dieses Haus zu verlassen und lassen Sie mich zu meiner Wohlthäterin, der Herzogin von Wladimont zurückkehren, und ...."

„Ta, ta, ta! ich will nichts von der Herzogin," un-

terbrach sie die Tantje; „Du glaubst also, daß auch ich keinen Stolz hätte? Wenn ich Geld erhalte, so habe ich es auch verdient, und ich sehe nicht, in wiefern ich der Herzogin dienen könnte. Es ist zwar wahr, daß ihr Mann alt ist . . . . und daß ihr vielleicht der Gedanke kommt . . . .“

Marie erhob sich voll von einer heiligen Entrüstung.

„Still!“ rief sie mit Nachdruck. „Tasten Sie sie nicht an! O! Sie erwecken einen Abscheu in mir!“

Das Auge der Alten flammte, ihre Zähne knirschten.

„Kleine Coquine!“ rief sie wüthend. „Ich erwecke Abscheu in Dir . . . . Ha! sprichst Du so mit Deiner Tante! Du sollst die Strafe Deiner Unverschämtheit erhalten, wenn Du mir nicht augenblicklich versprichst, ihn zu empfangen.“

„Verzeihen Sie mir, Tante, wenn ich Sie beleidigt habe,“ antwortete Marie, „es ist nicht mit Vorsatz geschehen.“

Die Ruhe des Mädchens brachte die Megäre immer mehr auf.

„Sagst Du, daß Du ihn empfängst!“ schrie sie voll Wuth, „oder ich gebe Dir eine Ohrfeige!“

„Thun Sie, was Sie wollen, Tante,“ entgegnete Marie, „aber von mir werden Sie nie eine Einwilligung erhalten.“

Noch hatte das Mädchen nicht ausgesprochen, als sie auf ihren Fauteuil, den Faustschlägen ihrer Tante erliegend, die von der rechten Seite auf sie herabfielen, zurücksank.

„Willigst Du jetzt ein?“ wiederholte die Tantje unter neuen Drohungen.

Schmerz und Furcht hatten Mariens Augen einige Thränen ausgepreßt, sie biß die Lippen übereinander, um ihre Seufzer nicht laut werden zu lassen.

„Ha! Du willst nicht antworten?“ fuhr die gottlose

Alte fort. „Du hast es Dir in den Kopf gesetzt. Nun gut, warte, auch ich werde es thun!“

Und ihre Hand ergriff den Arm ihrer Nichte, dessen Fleisch sie heftig zwischen ihre Finger preßte.

Marie stieß keine einzige Klage aus, aber die Thränen, welche an ihren Wimpern hingen, rollten durch neue verdrängt langsam über ihre Wangen herab.

Die himmlische Geduld der jungen Märtyrerin trieb die Wuth ihrer Tante auf das Höchste. Ihre Finger kneipten wie eine Zange ein, und auf's Neue sich des Fleisches des armen Kindes bemächtigend, drehte sie es heftig herum.

Jetzt wurde Marie vom Schmerze überwältigt.

„Sie thun mir weh, meine Tante,“ rief sie, „o, Sie verursachen mir schrecklichen Schmerz!“

Die Alte kicherte.

„Ich weiß wohl, daß Du sprechen kannst,“ erwiederte sie, „aber das habe ich nicht gefragt . . . . Willigst Du ein?“

Marie schwieg aufs Neue.

„Ha Coquine! Gottlose!“ schrie die Alte. „Hilft nichts bei Dir? . . . Warte . . . warte! . . .“

Und von Wuth getrieben, begann sie aufs Neue ihr schreckliches Kneipen. Diesmal war der Schmerz so heftig, daß Marie drei Schritte zurückwich und einen lauten Schrei ausstieß; indem sie dann den Aermel ihres Kleides zurückschob, entblößte sie ihren Arm, der voll von blauen, mit Blut unterlaufenen Flecken war.

„Genug, Tante,“ sprach sie mit Sanftmuth und Resignation, indem sie ihr ihren Arm zeigte.

„Genug!“ wiederholte die Tantje; „sage ja, oder ich mache es mit dem andern Arme ebenso.“

„Hier!“ rief Marie voll edler Entschlossenheit und reichte ihr den noch unverletzten Arm dar. „Thun Sie, was Sie wollen.“

Tantje's Zorn hatte keine Gränzen mehr, sie fiel über

ihre Nichte her, warf sie auf den Boden, trat sie mit den Füßen; und ihre Flüche und Lästerungen, mischten sich mit Mariens Klagen und ihrem Schmerzrufe. Als das arme Kind aufstand, waren ihre Kleider zerrissen, ihre Haare zerrauft und ihr Gesicht ganz zerrissen.

„Wirst Du jetzt ja sagen?" schrie die Grausame, indem sie die Hände in die Seite stemmte und ihr grimmiges, runzliches Gesicht dem jungen Mädchen zukehrte.

„Nie! nie!" rief Marie den Himmel anflehend.

„O! die Unglückliche! Sie will, daß ich sie tödte!" rief die Tantje, durch den beharrlichen Widerstand ihrer Nichte immer mehr gereizt. „Wohl denn, bereite dich zum Sterben, Elende!" schrie sie, einen großen kupfernen Leuchter ergreifend, mit dem sie die Hirnschaale des armen Mädchens zerschlagen wollte.

„Mitleid, Mitleid!" rief Marie und fiel auf ihre Kniee.

In demselben Augenblicke ließ sich unten an der Treppe eine gellende weibliche Stimme hören, die bis in das Zimmer drang, wo diese schreckliche Scene vorfiel.

„Madame Lenaerts! Kommen Sie herab! es will jemand zu Ihnen.... Sie wissen!"

Tantje's Arm eben zum Schlagen aufgehoben, hielt plötzlich inne.

„Er ist es!" murmelte sie.

Und plötzlich Ton und Stellung ändernd, hob sie ihre Nichte auf, die in ihrem Schrecken noch immer auf den Knieen lag, und sagte im Tone gemeiner Schmeichelei, indem sie ihre Lippen auf das reizende Gesicht heftete, welches ihre unwürdigen Hände zerfleischt hatten.

„Komm, meine liebe Kleine, Alles soll vergessen sein; ich verzeihe dir. Ordne deine Haare ein wenig, und mache deine Toilette.... jener Herr will herauf kommen! Umarme mich und sei vernünftig."

Die gequälte und verstörte Marie antwortete nicht; die Tantje entfernte sich, ging die Treppe hinab und tr-

dann in einen kleinen Salon des Erdgeschoßes, wo Chevalier Bleeden wirklich auf einem Divan saß und ruhig seine Cigarre rauchte,

Die Tantje hatte ihr Hyänengesicht abgelegt und die Physiognomie eines Hausmarders dafür angenommen.

„Ich zeige Ihnen meine Ehrfurcht, Herr Chevalier!“ sprach sie zu dem letzteren, indem sie ihren Körper wie zu einer Verbeugung krümmte.

„Nun?“ fragte der Chevalier, ohne seine Stellung zu ändern.

„Nun, sie ist oben,“ antwortete die Alte, vollkommen wissend, auf welchen Gegenstand sich die Frage des Chevaliers beziehe.

„Hat sie sich ein wenig gebessert?“ fuhr der Chevalier fort. Die Alte schüttelte den Kopf.

„Es wird jedoch besser gehen,“ sagte sie zu ihm, „aber ich habe ihr so eben einen Verweis gegeben, an den sie, wie ich hoffe, denken wird. Wollen Sie indessen hinaufgehen, und der Anblick eines so schönen Mannes, gleich Ihnen, wird die Umwandlung vollenden. Apropos, haben Sie die Akte mitgebracht?“

Der Chevalier steckte die Hände in seine Seitentasche und sagte:

„Hier ist sie, und ganz regelrecht.“

Und als die Tantje die Hand ausstreckte, sie in Empfang zu nehmen, fügte er noch bei:

„Ich will Sie Ihrer Nichte selbst übergeben.“

Die getäuschte Tantje schnitt ein Gesicht, wagte aber nicht, etwas dagegen zu sagen.

Der Chevalier stand auf und machte eine Bewegung, sich der Treppe zu nähern; jetzt überfiel Tantje eine Unruhe; denn sie konnte sich über die wenige Wahrscheinlichkeit eines Erfolges, den diese schändliche Versuchung haben würde, nicht täuschen.

„Nur äußerst sanft und vorsichtig,“ sagte sie zu ihm, rend sie auf die Thüre zugingen. „Und seien Sie

recht liebenswürdig," fügte sie mit einem häßlichen Lachen bei.

„Weg mit allen Lehren!" antwortete der Chevalier, indem er auf dem ersten Absatz der Treppe stille stand und dann weiter fragte. „In welchem Stockwerke?"

„Im zweiten," entgegnete die Alte, immer unruhiger werdend, „die Thüre rechts.... Sie dürfen nur den Schlüssel herumdrehen."

Mit diesen Anweisungen ausgestattet, stieg der Chevalier die Treppe hinan, während ihn der Gedanke an die Lust, die er sich versprach, beschäftigte.

Es war ihm in der That nicht bloß darum zu thun, von einem jungen, tugendhaften und bewunderungswürdigen Mädchen Besitz zu nehmen, sondern auch darum, sie einer Frau zu entreißen, auf die er einen schrecklichen Haß geworfen hatte, weil sie ihm auf allen seinen Schritten begegnete, indem sie das Böse, welches er thun wollte, verhinderte und ihm jede Beute entzog, die er schon in den Händen zu haben glaubte.

Zehntes Kapitel.

Eine Menge Sorgen.

Als die Tantje Marie verlassen hatte, erholte sich diese aus dem Zustande gänzlicher Erschlaffung, welcher ihren Schmerzen und ihrem Schrecken gefolgt war, stand auf und brachte ihren Anzug in Ordnung, immer mehr der Hoffnung sich hingebend, daß, nach dem, was sich

ereignet hatte, sie wenigstens für den Augenblick von der lästigen Anwesenheit des Herrn befreien würde.

Sie war eben vollkommen ruhig geworden, als es ihr schien, Männertritte zu hören; ängstlich ging sie auf die Thüre zu, öffnete mit der größten Vorsicht und lauschte; das Geräusch von Fußtritten wurde immer stärker.

„Ach, nein, das kann er nicht sein," dachte sie, halbtodt aus Furcht, und sie näherte sich langsam dem Treppengeländer; da begegneten ihre Augen plötzlich denen des Chevalier, den nur noch einige Stufen von ihr trennten.

Sie stieß einen Schreckensruf aus und fing an zu fliehen, indem sie eine Treppe hinaufsprang, welche zu einem Kornboden führte; durch das Rauschen ihres seidenen Kleides geleitet, fuhr der Chevalier fort, sie zu verfolgen. Marie kehrte sich um und bemerkte ihn aufs Neue; es schien ihr, als strecke er seine Hände schon gegen sie aus. Jetzt verlor die Unglückliche den Kopf, stürzte sich in den Boden und verschwand durch ein Dachfenster, welches offen geblieben war.

Der Chevalier hatte sich, wie vom Schrecken versteinert, nicht von seinem Platze bewegt.

Bald erfüllte ein großer Lärm und Schreckensruf auf der Straße die Luft; die Vorübergehenden versammelten sich in Menge, um Zeuge des schrecklichsten Schauspiels zu sein.

Marie, von Schrecken wahnsinnig geworden, ging mit großen Schritten, wilden Augen und aufgelösten Haaren, die von dem Winde bewegt um ihre Schultern flatterten, auf dem Dache umher, indem sie sich noch immer von dem Chevalier verfolgt glaubte. Plötzlich fing sie an zu schwanken, fiel wie eine todte Masse auf die Ziegel, ihr Körper glitschte aus und schon hingen ihre Füße über das Ende des Daches herab.

Tausend Stimmen erhoben sich, um nur einen einzigen Ruf, einen Ruf des Schreckens und der Angst aus-

zustoßen, welcher an die Ohren des Chevaliers schlug und ihm die Haare zu Berg stehen machte.

Einige Minuten vergingen; alle Köpfe, welche sich durch eine unwillkürliche Bewegung weggewendet hatten, um das schreckliche Schauspiel zu vermeiden, ein junges Mädchen vor ihren Augen zerschmettert zu sehen, kehrten sich aufs Neue mit stierem Blicke und bebendem Munde gegen das Dach, an welchem der Körper noch immer bewegungslos in der Luft schwebte; Mariens Rock war an einem der Hacken, welche den Dachrinnen zur Stütze dienen, hängen geblieben.

„Rettet sie! Zu Hülfe!“ rief man von allen Seiten; aber, wie es gewöhnlich bei der Menge der Fall ist, jeder drängt sich herbei, schreit, murmelt, seufzt, aber keiner handelt.

Die Gefahr wurde indessen immer drohender. Die Spitze des Hakens hatte den Zeug durchbohrt, der Riß vergrößerte sich unter dem Gewichte von Mariens Körper sichtbar, und der Rock mußte bald entzwei gerissen und Marie auf das Pflaster gestürzt sein.

Dieser Gedanke beschäftigte alle Geister, jeder sah mit einer unbeschreiblichen Angst die Fortschritte, welche das Eisen, bei den häufigen und starken Bewegungen des Körpers, indem er sich von der Rechten zur Linken neigte, machte.

„Matratzen! Stroh!“ hieß es von allen Seiten; aber diese, überdies unzureichende Hülfe, wird zu spät kommen; Marie ist verloren!

Der Chevalier hatte Zeit gehabt, seine Besinnung wieder zu erhalten; der Elende benützte diese Gelegenheit, nicht um der Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, sondern ein egoistischer Gedanke durchkreuzte ihn; er überlegte, daß das aufgeregte Volk unter seinen Füßen, wenn es erführe, daß er die Ursache des schrecklichen Unglücks, welches er vor sich sah, sei, ihn neben seinem Opfer steinigen würde, die Furcht überwältigte ihn und er beschloß zu

fliehen. Schnell stieg er hinab und in dem Augenblicke, in welchem er die Thüre öffnen wollte, kam ein Mann gegen ihn herein, stieß ihn heftig zurück und eilte auf die Treppe zu, die er mit einigen Sätzen hinaufeilte.

Dieser Mensch war Peeters, der capon du rivage.

Ein schwaches Gemurmel, ein Murmeln mit Furcht und Hoffnung gemischt, ließ sich unter den Zuschauern hören. Peeters war durch das Dachfenster gestiegen, und erschien schon auf dem Dache, aufrecht, groß wie ein Riese, und kräftig wie ein Athlete. Sein ruhiger, sicherer Blick, richtete sich auf die unglückliche Marie; er zitterte einen Augenblick, als er sah, daß der Stoff höchstens nur noch einen zollbreit in dem Hacken hing; die Zeit drängt . . . er eilt, sucht einen festen Standpunkt auf dem Dache anzunehmen . . . . endlich schreitet er vorwärts, schon ist seine rechte Hand im Begriffe, Mariens Hand zu erfassen . . . . noch eine Bewegung und das junge Mädchen ist gerettet! . . . Aber in diesem Momente lösen sich zwei Ziegel ab, er verliert das Gleichgewicht, und rollt mit ihnen bis an die Dachrinne herab.

Die bestürzte Menge wagt nicht zu athmen.

Peeters hat, trotz der Größe der Gefahr, seine Fassung nicht verloren; mit einer seiner kräftigen Hände sich auf die Dachrinne stützend, die sich unter dem Gewichte seines Körpers beugt, faßt sein rechter Arm mit einer unerhörten, übernatürlichen Anstrengung das junge Mädchen. Er kehrt sich dem Fenster zu und es gelingt ihm, sie auf das Dach hereinzuziehen, wo sie ohne Bewegung ausgestreckt liegen bleibt.

„Sie ist gerettet!“ Dieser Gedanke verdreifachte seine Kräfte; sein freier Arm umklammert einen großen Hacken, und mittelst eines Schwungs von wunderbarer Leichtigkeit und Stärke, stand er wieder gerade auf dem Dache; dann ging er auf das Fenster zu, auf welches er sich mit der einen Hand stützte, und mit der andern zog

er die immer noch bewußtlose und halbtodte Marie zu sich herauf.

„Gerettet! gerettet!“ Dieser neue Ruf der Menge wurde von Händeklatschen und heftigem Stampfen mit den Füßen begleitet.

In dem Augenblicke, in welchem Peeters das junge Mädchen auf einen Divan legen wollte, und sie noch immer an seine Brust gedrückt hielt, erschien eine bleiche, zitternde Frau an der Thüre .... Es ist die Tantje, er erkannte sie. Eine gewisse Ahnung gab ihm ein, daß eine traurige Scene dem Ereigniß vorhergegangen sein müsse, dessen schreckliche Folge seine muthige Einmischung verhindert hatte; er sah ein, daß das junge Mädchen nur dann wirklich gerettet sei, wenn es ihm gelinge, sie dem Orte der Bosheit und den Händen der Alten zu entreißen, deren Gottlosigkeit er ganz durchschaute. Mit seinem kostbaren Schatze beladen, ging er auf sie zu; stieß sie mit Gewalt aus dem Wege, den sie ihm versperren wollte, erreichte die Straße und lief eilig durch die erstaunte und überraschte Menge, welche nach seinem Verschwinden tausend Vermuthungen über die Ursache des Ereignisses aussprach, welches sie so lange in Aufregung gesetzt hatte.

Eilftes Kapitel.

Peeters.

Zehn Minuten nach der Scene, welche wir so eben beschrieben haben, fuhr zu großem Erstaunen der Bewohner der Straße Chien Marin, die nicht gewöhnt waren, in ihrem Bereiche selbst nur die einfachste Equipage zu

sehen, eine Vigilante in dieselbe. Als der Wagen die Mitte der Straße erreicht hatte, hielt er vor einem kleinen, niedrigen, und, wie dies bei den meisten Häusern dieses Viertels der Fall war, schmutzig aussehenden Hause.

Der Kutscher öffnete den Schlag und Peeters stieg aus; unruhig und geschäftig nahm er die ohnmächtige Marie aufs Neue in seine Arme, stieg vorsichtig eine zerfallene und steile Treppe mit ihr hinan, und trat dann in ein dunkles und niederes Zimmer, in welches die Strahlen des Tages durch eine Art von Fenster, aus sechs viereckigen und von der Zeit geblendeten Glastafeln zusammengesetzt, zu dringen sich bemühten.

Eine halbzerbrochene Touche, ohne Schloß, eine Bank, zwei Stühle, ein Scherben von einem Spiegel, ein Krug, etwas weniges irdenes Geschirr auf der Touche, einiges Tauwerk, mehrere Hebel, vier zusammengenagelte Bretter, die einen mit einem groben, zerrissenen Leintuch bedeckten Strohsack und eine Decke von Ziegenfellen trugen, machte die Einrichtung dieses Zimmers, der ärmlichen Wohnung des Capon du rivage aus.

Peeters legte Marie auf seinen Strohsack, den er zunächst mit einem feinen weißen Tuche bedeckt hatte.

Marie war noch immer bewegungslos und von einer außerordentlichen Bläße. Peeters sah sie einige Augenblicke ängstlich an, dann legte er seine Hand auf ihr Herz und ihre Pulse, um sich zu überzeugen, daß sie noch athme. Nachdem er diese Gewißheit erlangt hatte, rieb er sich die Stirne und strengte seinen ganzen Verstand an, um Mittel zu finden, welche das junge, von ihm auf eine so wunderbare Weise gerettete Mädchen wieder ins Leben zurückrufen könnten.

Unter der Last seiner Besorgnisse und seiner Verlegenheit keuchend, und große Schweißtropfen schwitzend, ging er zur Touche, öffnete eine Schublade, zog ein farbiges Taschentuch heraus, dessen einen Zipfel er ins Wasser tauchte, und dann wieder sich gegen Marie wendend,

betrachtete er sie noch einmal mit Theilnahme, während er mit dem nassen Theile des Tuches ihr Gesicht leicht berührte. Marie machte eine kleine Bewegung; höchst erfreut über den Erfolg, lief Peeters auf's Neue zu dem Kruge, in welchen er diesmal das ganze Nastuch tauchte. Bei seiner Rückkehr zu dem jungen Mädchen, bestrich er langsam und vorsichtig alle Theile ihres Gesichtes mit demselben; von der Frische des Wassers erschüttert, öffnete die junge Marie ihre Augen und stieß einen Seufzer aus.

Peeters ganzes Gesicht strahlte vor Freude, er schien viel freier zu athmen.

„Ist's jetzt besser, Mamselle?" fragte er, indem er seine Stimme so weich wie möglich machte.

Marie, ohne zu antworten, suchte sich aufzurichten, und sah erstaunt umher.

„O! fürchten Sie sich nicht. Sie sind bei einem braven Mann," fuhr Peeters fort. „Hier ist keine Gefahr mehr für Sie."

Marie legte die Hand an die Stirne, um sich zu besinnen.

„Mein Gott! mein Gott! wo bin ich?" murmelte sie schwach.

„Ha! es überrascht Sie, in diesem schlechten Zimmer zu sein," sprach Peeters; „ich begreife das .... aber was liegt daran. Als ich Sie von der Straße aus auf dem Dache habe ausglitschen und an dem Haken hängen bleiben sehen, sagte ich zu mir selbst: Vorwärts, mein Knabe, da ist eine Frau, die gerettet werden muß.... und mit zwei Sprüngen war ich auf dem Dache! Ha! das war freilich kein sehr bequemer Boden; ich habe auch nicht unterlassen, eine famose Rutschpartie zu machen, glücklich habe ich auf der Hälfte des Weges angehalten .... Ohne Zweifel hat mich der gute Gott retten wollen, weil ich Sie retten sollte .... Kurz, während ich Sie in meinen Armen hielt, bemerkte ich eine Frau,.... eine gottlose und lasterhafte Frau; dann sagte ich mir in

meiner kleinen Beurtheilungskraft, daß es da einen bösen Auftritt gegeben haben müsse, und deßhalb trug ich Sie in einen Wagen, den ich auf den Boulevards gefunden hatte, und führte Sie hieher, wo Sie, ich wiederhole es Ihnen, ohne Furcht sein können."

Aus dem, was Peeters sprach, zog Marie wieder ihre Erinnerungen und mit ihnen ihren Schrecken. Ihre wilden Augen kehrten sich gegen die Thüre und sie rief mit abgebrochener Stimme:

„Meine Tante! .... der Herr! O retten Sie mich! retten Sie mich!"

„Beruhigen Sie sich, Mamzelle," sprach Peeters, indem er auf die Thüre zuging. „Sehen Sie, es ist weder eine Tante noch ein Herr da, es ist Niemand da, als ich, der ich, ich wiederhole es Ihnen, ein braver Kamerad ist, und sich, um Sie zu vertheidigen, in vier Stücke schneiden lassen wird, wenn es sein muß."

Die Gutmüthigkeit, welche aus Peeters Zügen sprach, und seine freundliche, obgleich etwas rauhe Stimme, flößten dem armen Kinde einiges Zutrauen ein; allmählig verschwand ihre Furcht, ihr Blick erhielt seine himmlische Anmuth wieder, und ihre Wangen färbten sich mit einem leichten Roth.

Peeters, der einige Schritte von ihr entfernt stand, betrachtete sie mit Wohlgefallen; er schien sich seines Werkes zu freuen. Nach einer Ueberlegung von einigen Minuten näherte er sich ihr langsam:

„Entschuldigen Sie, Mamzelle," sagte er, ihr den Arm reichend, „daß ich Sie zuerst in dieses Zimmer geführt habe, wo nichts, als die vier Mauern sind, und noch dazu nicht in sehr gutem Zustande, aber als ich Sie so bleich und bewegungslos sah, hatte ich, meiner Treue! den Kopf verloren und dachte wenig daran, zu wählen. Doch jetzt, da mein Kopf mit Ihrer Gesundheit wiedergekehrt ist, sehe ich wohl ein, daß Sie nicht länger hier bleiben können .... Stützen Sie sich auf mich ...

wir haben bloß durch den Corridor zu gehen, um in ein anderes, wenn auch nicht schöneres, doch bequemeres Zimmer, als dieses hier, zu gelangen."

Marie, zu schwach und zu angegriffen, um ein Wollen oder selbst nur um einen Gedanken auszudrücken, erhob sich maschinenmäßig, stützte sich auf den ihr von Peeters dargebotenen Arm, und erreichte so das nächste Zimmer, dessen Thüre sich gerade gegenüber von der des andern Gemaches befand.

Eine vollkommene Ordnung und seltene Reinlichkeit herrschte in diesem Zimmer, das durch zwei mit blendend weißen Vorhängen verzierte Dachfenster erhellt wurde; eine Schiffsbettstatt von Vogelkirschbaumholz, sehr wohl mit Bettstücken versehen, stand den Fenstern gegenüber; die übrige bescheidene Einrichtung war aus gleichem Holz gefertigt, sie bestand nemlich aus einer kleinen Kommode, sechs Strohsesseln, die in symmetrischer Entfernung von einander gestellt waren; eine Schaufel, eine Zange und ein Schürhaken lehnten hell und glänzend an einem kleinen Ofen mit durchbrochenen Eisengußverzierungen. An einem der Fenster stand ein altmodischer Lehnsessel mit grünem Sammt überzogen, der seine Arme gegen einen kleinen Arbeitstisch für eine Frau kehrte; ein Spiegel in einem Rahmen von Mahagoniholz, zwei kleine Porzellan-Vasen, die auf der Kommode standen, gaben dem Zimmer ein elegantes Aussehen, ein Rock, eine Mütze und einige Wäsche lag auf zwei Stühlen.

Peeters hatte Marie in den Lehnsessel gesetzt, und sich auf's Neue ihr gegenüber stellend, ließ er seine Blicke im Zimmer umhergleiten, während er mit seiner Hand eine Thräne abtrocknete.

Marie sah es, und dieser Beweis von Empfindsamkeit, dessen Ursache sie nicht kannte, beruhigte sie völlig. Sie versank einige Augenblicke in tiefes Nachdenken, und indem sie sich Peeters Worte zurückrief, wurde ihr klar, daß dieser Mann ihr nicht nur das Leben gerettet, son-

dern sie auch den Händen ihrer Tante entrissen hatte; ihr zartfühlendes Herz machte ihr Vorwürfe, ihm die Dankbarkeit noch nicht ausgedrückt zu haben, von der sie sich durchdrungen fühlte.

„Sie müssen mich für höchst undankbar halten, mein Herr,“ begann sie mit ihrer lieblichen Stimme, „da ich mich noch nicht zu ihren Füßen geworfen habe, um Ihnen zu danken. Sie haben Ihr Leben in Gefahr gesetzt, um das meinige zu retten, und indem sie mich hieher führten, haben Sie . . .“

Plötzlich erstarben ihr die Worte auf den Lippen und während ihre Augen auf die weiblichen Kleidungsstücke starrten, welche auf den Stühlen ausgebreitet waren, wogte ihr Busen in der schrecklichsten Aufregung.

„Mein Gott! Was haben Sie denn, Mamzelle?“ rief Peeters erschrocken und folgte der Richtung ihres Blickes.

„Dieses Kleid . . . . diese Mütze . . . . um Gottes willen . . . wem gehören sie?“ fragte Marie, immer erstaunter.

„Einem jungen Mädchen gleich Ihnen, welches aber noch viel unglücklicher ist,“ antwortete Peeters, „vielleicht kennen Sie sie, denn sie ist die Nichte jener Elenden, bei der ich Sie gefunden habe . . .“

Micke stieß einen Schrei aus und warf sich über den Rock und die Mütze her, welche sie mit ihren Küssen bedeckte.

„Trinette! . . . meine geliebte Trinette! . . . meine Schwester!“ rief sie in Mitte ihrer Freude, und sich gegen Peeters wendend, fragte sie: „Wo ist sie, mein Herr? Wo ist meine Schwester, meine arme Schwester?“

Diesmal war die Reihe, erstaunt zu stehen an Peeters.

„Wie, Mamzelle,“ rief er, „Sie wären! . . . .“

„Micke, Trinettens Schwester,“ unterbrach ihn Marie bhaft, „aber um Gottes willen, mein Herr, sagen Sie och, wo ist meine Schwester?“

Peeters erlag unter der Last seiner Freude.

„Verzeihen Sie, Mamzelle," sprach er, sich auf die Lehne eines Stuhles stützend, „aber ich habe kaum Kraft zu sprechen. Wie, Sie sind es, die ich gerettet habe... Sie, die Schwester der armen Trinette! Ach! Verzeihen Sie! .... Ich glaubte nie, daß die Freude und das Glück eine solche Wirkung hätten."

Und als ihn Marie fast umsinken sah, lief sie auf ihn zu.

„Beruhigen Sie sich, setzen Sie sich," sagte sie zu ihm, „und stützen Sie sich jetzt auf mich! Setzen Sie sich auf diesen Sessel an meine Seite. Ich nehme meinen Platz im Lehnsessel wieder ein; und erzählen Sie .... sprechen Sie von meiner Schwester! Wo ist Trinette, was ist aus ihr geworden?"

Peeters Gesicht nahm einen so traurigen Ausdruck an, daß auch Mariens Seele davon ergriffen wurde.

„Sie machen mir Angst!" rief sie, seinen Arm ergreifend. „Was ist aus ihr geworden? Sollte sie todt sein?"

„Nein, Mamzelle, nein!" antwortete Peeters lebhaft. „Seien Sie ruhig. Trinette lebt; aber sie ist seit einiger Zeit so leidend geworden, daß ich mich genöthigt sah, sie in das Krankenhaus bringen zu lassen."

„In das Krankenhaus!" wiederholte Marie aufstehend, „Kommen Sie! ... Kommen Sie! um Gottes willen führen Sie mich zu ihr!"

„Das ist unmöglich, Mamzelle," antwortete Peeters; „denn die Stunde, in welcher man die Kranken besuchen darf, ist schon vorüber und man würde uns nicht mehr hineinlassen ... aber morgen früh wollen wir hingehen, denn ich bin überzeugt, daß sie schon ihr Anblick gesund machen wird ... Diese gute Trinette ... Wie sehr Sie von ihr geliebt werden! Wenn Sie wüßten, wie unglücklich und besorgt sie wegen Ihnen gewesen ist. Ach,

Mamzelle, Sie hätten ihr Nachrichten von Ihnen geben sollen."

Marie hatte ihren Platz wieder eingenommen.

„Das hätte ich auch gethan, sobald es mir möglich gewesen wäre," antwortete sie, „aber Trinette hatte sich freiwillig aus dem Kornhofe entfernt, und alle Nachforschungen, die man angestellt hatte, um zu erfahren, was aus ihr geworden sei, sind fruchtlos gewesen. Aber Sie, Sie müssen von Allem unterrichtet sein, was ihr seit jenem Augenblicke begegnet ist; ich bitte, erzählen Sie mir von meiner Schwester . . . sagen Sie mir Alles, was Sie von ihr wissen. Warum hat sie unsere Tante verlassen?"

„Ihre Flucht hatte die Alte in so große Wuth versetzt, daß sie Ihre Schwester, welche sie in ihrer blinden Wuth als eine Mitschuldige anklagte, mit Schlägen überhäufte. Da sie ohne dies schon tief betrübt darüber war, von Ihnen getrennt zu sein und nicht zu wissen, was aus Ihnen geworden, vollendeten die Mißhandlungen der gottlosen Alten ihre Verzweiflung. Eines Abends begegnete ich ihr bei einem Kaffeehaus, wo sie singen wollte . . . Singen! . . Die Unglückliche war wohl gestimmt dazu! . . . Sie war bleich, niedergeschlagen und in ihren Augen glänzten große Thränen. „Was hast Du denn, Trine?" fragte ich sie, und wurde traurig, sie in einem solchen Zustande zu sehen; denn ich kenne sie schon lang, Ihre Schwester . . ."

„Heißen Sie nicht Peeters?" unterbrach ihn Marie.

„Ja, Mamzelle, das ist mein Name," antwortete dieser.

„Meine Schwester," fuhr Marie fort, „hat mir oft von Ihrer Güte und Ihren freundlichen Rathschlägen erzählt. Sie sprach Ihren Namen immer mit so großem Entzücken aus, wenn wir Nachts allein auf unserem Stroh unsere Klagen, unsere Schmerzen und manchmal unsere Hoffnungen austauschen konnten."

„Ach! Mamzelle Micke," entgegnete Peeters, „ich liebe sie auch recht innig, denn wenn Ihre Schwester auch schwach ist, so ist sie doch zugleich so gut und hingebend. Ach! die abscheuliche Tantje; welch' eine vortreffliche kleine Frau aus ihr ohne sie hätte werden können! Wenn nur diese schändliche Tantje nicht gewesen wäre. Aber wir wollen jetzt nicht mehr davon sprechen, was geschehen ist, ist geschehen. „Trine," sagte ich zu ihr, „komm, erzähle mir Deine Leiden." Als ich sie vernommen hatte, gab ich ihr zu verstehen, daß sie den gottlosen Händen ihrer Tante entrissen werden müsse, da es einmal zu spät sei, ein ehrliches Mädchen zu werden; während dem hatte ich so meine eigenen Gedanken, meine Gedanken, Mamzelle, die ich immer habe . . . Sie wissen schon! . . . Und wenn sich Ihre Schwester gut betragen wird, nun so werden wir weiter sehen! Die Heirath wird die Vergangenheit vergessen machen! . . . Am Ende wird Niemand als ich das Recht haben, von ihr Rechenschaft zu fordern, und im Unglück ist man geduldig. Indessen, einmal meine Frau, wird sie nicht mehr Trinette sein, sondern Madame Peeters, Godferdeck! Kurz, ich habe meine Gedanken darüber!"

„Vortrefflicher Mann!" rief Marie tief gerührt, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Dank für mich und meine Schwester wiederhole . . ."

„Den nächsten Morgen also," fuhr Peeters fort, „wies ich Trinetten dieses Zimmer an, das zum Glücke frei war, und mittelst meines kleinen Haushalts richtete ich es so gut als möglich ein. Wenn Sie wüßten, Mamzelle, welch' eine Freude ich gehabt habe, indem ich alle die Möbeln, welche Sie hier sehen, kaufte und ordnete."

Peeters wischte sich auf's Neue Thränen aus den Augen und fuhr fort:

„Ich traf mit einer vortrefflichen Arbeiterin ein Uebereinkommen, und diese nahm es auf sich, Trinette in ihrem Stand zu unterweisen. Welche Lust die arme Kleine am

Arbeiten hatte! Wie eifrig sie sich bemühte, eine gute Hausfrau zu werden. Ihre Lehrerin und ich waren wirklich über die Schnelligkeit ihrer Fortschritte erstaunt. Aber sehen Sie, Mamzelle," sprach Peeters die Augen zum Himmel erhebend, „ich glaube, es steht da oben geschrieben, daß ich nie glücklich werden soll. Als ich eines Morgens, erstaunt, Trinette nicht zur gewöhnlichen Stunde bei ihrer Arbeit zu sehen, in ihr Zimmer trat, fand ich sie noch schlafend; ängstlich näherte ich mich ihrem Bette . . . sie zitterte vor Fieberfrost; „Du bist krank, Trine," fragte ich ganz besorgt; „was thut Dir weh?" „Der Leib verursacht mir schreckliche Schmerzen," antwortete sie, „ich habe Durst, Peeters, gib mir zu trinken . . ." Ich reichte ihr schnell ein Glas Zuckerwasser und lief nach einem Arzte. „Dieses junge Mädchen hat einen Stoß auf den Leib bekommen," sagte er, nachdem er sie untersucht hatte, zu mir gewendet. „Ja, mein Herr," antwortete ich. Und ich erinnerte mich wirklich gleich, daß ich Trine am Abende desselben Tages, an dem sie ihre Tante verlassen, in die Schenke zur weißen Rose geführt hatte, wo sie sich, während ich mich gegen drei Taugenichtse, mit denen ich einen Streit gehabt hatte, vertheidigte, in unsere Mitte warf, um uns zu trennen, und einen Stoß an den Unterleib erhielt."

„Meine arme Schwester!" rief Marie, die Hände faltend.

Peeters erzählte weiter:

„Sie hat viel ausgestanden," sagte mir der Arzt noch. „Sie hat ohne Zweifel schon große Gemüthsbewegungen und schweren Kummer ertragen?" „Ja, mein Herr," antwortete ich wieder.

„Dann führte er mich in eine Fenstervertiefung und sprach mit leiser Stimme: „Bei diesem jungen Mädchen ist eine schwere Krankheit im Anzuge, ihre Pflege wird lang und kostspielig werden, man muß sie also, so lange es noch Zeit ist, in das Spital bringen!"

„Ich hatte meine Börse ins Trockene gesetzt und, obgleich es mich schwer ankam, bemühte ich mich doch, den Rath des Arztes zu befolgen. Seinen Empfehlungen zu Folge kam Trine noch an demselben Abende in das Spital, wo sie jetzt ohngefähr zwei Wochen ist. Sie können sich denken, daß ich keinen Tag vergehen lasse, ohne sie zu sehen; ich hätte Ihnen nicht verborgen, wenn ihr Leben in Gefahr gewesen wäre; aber heute habe ich zu meinem Entzücken gehört, daß sie etwas besser ist, und mit einem Herzen voll von Wonne über diese Nachricht machte ich in der Vorstadt Schaerbeck einen kleinen Spaziergang und wie ein Glück nie allein kommt, so wurde mir auf meinem Rückwege das zu Theil, Sie kennen zu lernen."

Nachdem Peeters seine Erzählung geendet hatte, theilte ihm Marie auch Alles mit, was ihr seit ihrem Verschwinden aus dem Kornhofe begegnet war.

Peeters hörte aufmerksam und voll Interesse zu.

Zwölftes Kapitel.

Die Höhle.

An dem äußersten Ende des vorletzten Zimmers in dem Appartement des Chevaliers Bleeden, welches mit verschwenderischer Eleganz symmetrisch und regelmäßig eingerichtet war, bedeckte ein großer Vorhang von chinesischem Stoffe eine Thüre von Ebenholz, mit schönem und antikem Schnitzwerk versehen, ganz. Diese Thüre führte in ein anderes geräumiges Zimmer, das etwas länger als breit war. Indem man dort eintrat, mußte selbst der

abgestumpfteste Blick über die Reichthümer erstaunen, welche in diesem Zimmer mit verschwenderischer Fülle und in künstlicher Anordnung aufgehäuft waren.

Dieses Gemach erhielt sein Licht bloß durch ein einziges großes, der Thüre gegenüber angebrachtes Fenster, das mit reichen, von einem Stahlperlenbande gehaltenen, violetfarbigen Sammetvorhängen verziert war.

Am Tage erlaubten die zurückgezogenen Vorhänge dem Lichte durch einen Rollvorhang von leicht glacirtem Atlas zu dringen. Indem man einen nach Außen gehenden, kleinen, goldenen Knopf berührte, der ein wenig rechts vom Fenster war, setzte man einen an der Mauer angebrachten Mechanismus in Bewegung, es ging dann an der Stelle des Vorhangs eine Aenderung vor, die den Schein des Tages nach dem Willen und den Vorkehrungen des Eigenthümers dieses Zimmers wechselte, und dieses nannte der Chevalier de Bleeden seine Höhle; denn er liebte in der That, sich dahin zu flüchten, um sich seinen Gedanken und der Ausarbeitung seiner Projekte hinzugeben.

Die unter dem Mechanismus stehenden Rollvorhänge waren sechs, alle von verschiedener Farbe. Der blaue Vorhang hatte eine mit Blumen besäte Einfassung von der reichsten und verschiedenartigsten Färbung, die Bordüren des Rosavorhangs waren mit reizenden Figuren von Engeln und Frauen geschmückt, diabolische Attribute umfaßten den rothen Vorhang. Die drei andern gelb, grün und weiß hatten entsprechende Einfassungen.

Die einfallenden Lichtstrahlen kündigten durch ihre Nüancen die Gedanken des Chevaliers an und wir können daher auch sagen, daß der rothe Vorhang mit den diabolischen Attributen viel öfter herabgelassen wurde, als die andern.

Die Tapeten, welche alle Wände bedeckten, waren gleichfalls von violettfarbigem Sammet, mit breiten Stahlborden besetzt; eine Sonne, von einer Anzahl Sterne umgeben, glänzte an dem Plafond von gleichem Stoffe.

Sechs Fauteuils von Ebenholz, aber von verschiedener Form, Farbe und verschiedenem Stoffe, 4 Glasschränke, eine Ottomane und deren Kissen von violetfarbenem Sammet mit großen Quasten und ein Kamin, dessen ganze Garnitur aus dem feinsten und glänzendsten Stahl bestand, machten den Haupttheil der Einrichtung dieses seltsamen Zimmers aus.

Die Tapeten waren fast gänzlich durch seltene und merkwürdige Rüstungen und reiche und bizarre Costüme verdeckt; hier hing die Rüstung von Godefroi le Barbin, Herzogs von Niederlothringen, neben dem Anzuge eines Mandarins, der Burnus eines arabischen Scheiks neben dem Harnisch des Johann von Luxemburg.

Durch die Fenster der Glasschränke bemerkte man Mumien, Schätze der Mineralogie, kleine Statuen, antike Lampen und Vasen, traurige Ueberbleibsel von Herkulanum und Pompeji.

Ueber der Bibliothek stand ein, mit einer Menge von verschiedenen Gegenständen, die nach Form und Art zu denjenigen gehören, welche das geheime Museum von Neapel in sich schließt, beladener Betstuhl, den Papst Innocenz II. geführt hatte, als er im Jahre 1131 sich auf seiner Flucht in Brüssel aufhielt.

Diese Mischung, diese Zusammenstellung des Heiligen und Profanen bezeugte den Materialismus des Herrn dieser Reichthümer.

Die auf allen Seiten umherliegenden kostbaren Tiger-, Löwen- und Leopardenhäute ließen kaum die feine Wolle eines persischen Teppichs bemerken.

In diesem Augenblicke war der Vorhang mit den diabolischen Attributen herabgelassen, das Licht fiel röthlich herein, wurde in feurigen Strahlen durch die Tausende der stählernen Rauten zurückgeworfen.

Chevalier Bleeden lag in einem mit silbernen Bienen gestickten und mit gelbem Atlas gefütterten Caschemir-Schlafrocke nach persischem Schnitt, auf der Ottomane

ausgestreckt, nachläßig aus einer türkischen Pfeife einen feinen Tabak rauchend, der einen köstlichen Wohlgeruch verbreitete, seine schwarzen Haare, die mit einer dreieckigen Mütze von gleichem Stoffe bedeckt waren, bildeten hinten an seinem Halse einen Halbkreis von leichten Locken.

Trotz der ruhigen Stellung des Chevaliers rechtfertigten die Falten auf seiner Stirne und sein unruhiger Blick den Gebrauch des rothen Vorhangs hinlänglich.

Und wirklich war, obgleich er vor drei Viertelstunden heimgekehrt war, der Eindruck des Schreckens, den er im Augenblicke, wo Marie auf dem Dache des Hauses in der Vorstadt Shaerbeck erschien, empfunden hatte, noch nicht verwischt.

Diesem heimlichen Einflusse hatte die Ueberlegung noch eine lebhafte Besorgniß wegen der Folgen dieses Ereignisses beigefügt, da das junge Mädchen nach seiner Meinung sich wahrscheinlich die Hirnschale auf dem Pflaster zerschmettert hatte.

Trotz seiner übergroßen Angst im Augenblicke seiner Flucht erinnerte sich der Chevalier noch vollkommen, von einem Manne, der in das Haus drang, aufgehalten worden zu sein; er vermuthete zwar, daß es die Absicht dieses Mannes gewesen sei, Marie zu retten, zweifelte jedoch mit Recht an dem Erfolg, ferner dachte er daran, sich gegen eine Untersuchung zu schützen, im Falle die Gerechtigkeit die Ursache jener Katastrophe, deren Haupturheber er war, erforschen würde.

Sein Geist sprang leicht von einem Gedanken auf den andern über, plötzlich kamen ihm die Hindernisse und Einmischungen in den Sinn, die ihm seine Beute jetzt, in der Stunde raubten, in der er in der festesten Ueberzeugung, sie zu erhalten war. Er wußte, daß die Hindernisse und Vereitelungen seiner Plane das Werk der Herzogin seien, er fragte sich jedoch nur, auf welche Art Frau von Wladimont von seinen geheimsten Absichten und Schritten unterrichtet wurde. Sollte die Tantje nach Art der

neapolitanischen Lazaronis zwei Herren zugleich dienen? Dieser Argwohn konnte jedoch keinen Grund finden. Er dachte an den Eifer der Alten, ihm ihre Nichte zu überlassen und an ihre Begierde, den sündhaften Handel zu schließen, der unfehlbar, ohne die Dazwischenkunft eines Ereignisses, welches niemand vorhersehen konnte, vollzogen worden wäre, und die Ausführerin seiner Schandthaten sah sich in seinen Augen vollkommen gerechtfertigt.

Wenn der Verrath von den Gliedern der Gesellschaft käme, so wäre Graf Espinoy allein dessen fähig. Vanlinden war in der That ganz fremd noch in Brüssel und stand in keinem Verkehr mit der Herzogin und Frensberg war ja vor Kurzem selbst in eine, der ihm von der Frau von Wladimont aufgestellten Schlingen bei seiner Frevelthat im Dorfe Alsemberg gefallen, worüber sich der Chevalier herzlich freute.

Wenn Lucian es hätte thun können, so fühlte er sich gezwungen, ihn als seinen Meister anzuerkennen; denn das Betragen des Grafen war eher geeignet, einen solchen Verdacht zu verscheuchen, als ihn zu verstärken. Der Chevalier nahm sich vor, jedenfalls auf seiner Hut zu sein und Alles aufzubieten, um die Quelle, aus welcher diese Mittheilung floß, zu entdecken. Seine Ungewißheit über diesen Punkt warf ihn in einen Zustand schmerzlicher Ungeduld, er fühlte die Keime seiner Rache und seines Hasses gegen die Herzogin in sich wachsen. Bald seinen Geist zu allen Ausschweifungen seiner gehässigen Gesinnungen ermuthigend, genügte es ihm nicht mehr, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, sondern er beschloß, auch seiner Seits anzugreifen und die Herzogin zu zwingen, ihn zu seinen Füßen um Gnade anzuflehen. Eine Einbildungskraft wie die seinige, konnte, allen ihren Ausschweifungen überlassen, nur auf Laster und Sinnlichkeit bauend, nicht anders als mit Riesenschritten gehen; auch sah er schon die junge Therese und selbst die interessante Marie der Reihe nach in seinen unzüchtigen Armen lie-

gen; sein gieriger Blick entwarf sich im Voraus ein Bild von der gedemüthigten Herzogin, die, seiner Discretion überlassen, ihn um Mitleid anflehte. Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln und er schwelgte unter den Aufwallungen einer heimtückischen und grausamen Freude.

Plötzlich wurde er wie versteinert; dann murmelte er leise den Namen seiner Schwester, Clarissa; bei diesem Namen rötheten sich seine Wangen, seine Hand stieß die Ambra seiner Pfeife zurück; er erhob sich schnell und mit blitzendem Auge stampfte er auf das kostbare Pelzwerk, welches zu seinen Füßen ausgebreitet war.

„Nun sind es schon drei Tage," sagte er zu sich selbst, „daß Clarissa bei ihr ist, und ich bin ruhig und geduldig hier, ohne mich ernstlich zu bemühen, sie den Händen der Herzogin zu entziehen. Gewiß weiß sie in diesem Augenblick, daß ich ihr Bruder bin! Ihr Bruder! ha! wie dieser Gedanke ihre Freude und ihren Triumph vergrößern muß! Aber ich muß mich in Wahrheit selbst bemitleiden! Ich, der Bruder, ich, der Beschützer dieses jungen Mädchens, weiß, daß eine Frau, daß meine Feindin sie aus dem Hause, das ich ihr angewiesen, entfernt hat, und ich eile nicht, sie von ihr zu fordern und meine Rechte stolz geltend zu machen! Ja! morgen muß ich selbst zu ihr gehen . . . habe ich nicht eine schöne Rolle? darf ich nicht ernste und strenge Worte gebrauchen? . . . Ha! Frau Herzogin, morgen! . . . ja! morgen . . . Ich bin begierig, ihre Stellung zu sehen. Diese Frau! diese Frau! o ich muß sie niederschmettern!"

Wenn die Feigherzigen sich an einem einsamen Orte befinden, schreien sie gewöhnlich aus vollem Halse, um sich Zuversicht einzuflößen, und geben sich Mühe, sich über ihre Zaghaftigkeit zu täuschen. So strengte sich zum Beispiele der Chevalier an, so aufgebracht und rasend als möglich über die Herzogin zu sein, um seine Furcht zu bekämpfen; denn er fürchtete sich vor ihr zu stehen und ihren Blick nicht aushalten zu können.

Er dachte, daß dieser Titel, Bruder und Vormund, daß dieser achtungswürdige Mantel, in welchen er sich als ein geschickter Schauspieler hüllte, die Herzogin nicht hindern würde, bis auf den Grund seiner Seele zu sehen, und er fühlte, daß er trotz seiner Kühnheit nicht Stich halten würde, sobald ein einziges Wort, oder auch nur eine einzige Bewegung ihm zu verstehen geben würde, sie habe seine boshaften Gesinnungen und verbrecherischen Plan durchschaut.

Fest entschlossen, sich in dem Hotel Wladimont einzufinden, fuhr er in seinem Bestreben, die Furcht, welche er bei dem bloßen Gedanken, der Herzogin gegenüber stehen zu müssen, fühlte, zu bekämpfen fort; da wurde plötzlich die Thüre leise geöffnet, und Tantje's unscheinbare Gestalt ließ sich sehen.

„Sind Sie da, Herr Chevalier?" fragte sie mit schmeichlerischer Stimme.

Der aus seinen Betrachtungen aufgeschreckte Chevalier lief ihr schnell entgegen.

„Nun?" fragte er angelegentlich, „wo ist Ihre Nichte?"

„Verschwunden!" unterbrach ihn die Tantje, „entführt!"

Der Chevalier athmete wieder frei auf; er schätzte sich glücklich, den Nachforschungen und Verfolgungen, welche die ganze Ursache seiner Ernsthaftigkeit waren, entgangen zu sein.

„Also ist es diesem Manne gelungen, sie zu retten?" erwiederte er.

„Ja," antwortete die Tantje, „aber der Schuft behielt sie in seinen Armen und ist, nachdem er mich durch einen Faustschlag bei Seite geschafft hatte, mit ihr verschwunden, als wenn sie der Satan geführt hätte."

Der Chevalier blinzelte mit den Augen und rieb sich die Hände. Die Tantje, mit seinen Schlichen vertraut,

bemerkte, daß er einen glücklichen Gedanken habe, der augenblicklich vollzogen werden müsse.

„Nun, Herr Chevalier?“ fragte sie, gibt es etwas? Was ist zu thun?“

„Gehen Sie schnell in den Kornhof,“ sagte der Chevalier.

„Nun! und dann?“

„Sie lassen Ihre Hausthüre offen. Es ist jetzt sechs Uhr . . . es wird Nacht,“ fügte er, wie mit sich selbst sprechend, bei.

„Das heißt, daß es schwarz wie in einem Backofen wird!“ unterbrach ihn die Alte.

„In zwei Stunden,“ fuhr der Chevalier fort, „werden Sie Ihre Nichte wieder haben.“

Die Tantje glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Was beliebt Ihnen?“ fragte sie, ihr gelbes und runzelichtes Ohr hinhaltend.

„Hören Sie mich an und merken Sie genau, was ich Ihnen sagen werde,“ fuhr der Chevalier in einem Tone fort, der die Bemerkungen der Alten, welche eben hervorbrechen wollte, unterdrückte. „In zwei Stunden wird man Ihnen Ihre Nichte bringen, die Sie dann augenblicklich in das Haus, in der Vorstadt . . .“

Der Chevalier hielt inne, sann einige Momente nach, und dann auf einen Schreibpult zugehend, zog er eine Schublade heraus, aus welcher er eine kleine, mit Gold emaillirte Schachtel nahm; jetzt wendete er sich wieder an die Tantje und sprach, indem er ihr ein kleines, zusammengefaltetes Papier reichte:

„Hier haben Sie drei Kügelchen; diese werfen Sie in eine Tasse Milch . . . auch in ein Glas Zuckerwasser oder Wein, das ist einerlei; Sie werden dann Ihre Nichte in ihr Zimmer führen . . .“

„Und ihr das Tränkchen geben? . . . Verstanden!“ entgegnete die Tantje mit einem höhnischen Gelächter.

„So ist es," sprach der Chevalier, „Sie werden leicht eine Ausrede finden?"

„Bei Gott?" unterbrach ihn die Alte aufs Neue, indem sie ihr häßliches Gelächter wiederholte, „das wird nichts sein, was das arme Kind von seinen Schrecken wird herstellen können! . . . Hi, hi, hi!"

„Und in dritthalb Stunden werde ich selbst in der Vorstadt sein . . ."

„Verstanden und gehört, Herr Chevalier, diesmal wird sie wenigstens . . . Nach Allem ist es mit Zieraffen dieser Art das beste Mittel."

„Vorwärts! eilen Sie," sagte der Chevalier, indem er eine Bewegung machte, die ihr andeutete, sich zu entfernen.

Trotz dieser war die Alte nicht von der Stelle zu bringen.

„Sie sind ein wahrhaftiger Abgrund," sprach der Chevalier, ihr zwei Goldstücke hinwerfend.

„Und Sie eine vortreffliche Quelle, Herr Chevalier," antwortete sie, „daher schöpfe ich so gerne aus derselben."

„Vorwärts! Entfernen Sie sich, Sie wissen, daß ich nicht Ihr Geplapper bezahle."

„Auch ich gebe es bloß als Zugabe zu dem Handel. Auf Ihren Befehl, Herr Chevalier, und auf diesen Abend."

Die Alte entfernte sich mit einer Verbeugung.

Der Chevalier ging in sein Schlafzimmer, klingelte seinem Kammerdiener, um ihm beizustehen, sich in seinen Paletot zu hüllen, dann eilte er hinaus und schlich sich längs der Häuser hin, bis er in die Alexiner-Straße kam, hier stand er bald vor einem kleinen abgelegenen Hause, das unbewohnt schien, still, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihn niemand bemerkte, öffnete er die Thüre desselben, die sich aber schnell hinter ihm wieder schloß.

Der Chevalier Bleeden erschien nicht mehr.

Eine halbe Stunde später trat ein Mann in einer Weste und mit einer über das linke Ohr hereingedrückt

Mütze geheimnißvoll aus diesem Hause. Als dieser Mann die Mitte der Straße erreicht hatte, nahm er einen schnellen und hastigen Gang an.

Nachdem er ein Stück Wegs in der Straße Eppée zurückgelegt hatte, ging er in die Schenke zur weißen Rose.

Und einige Minuten darauf, traten Etienne, Toone und François aus derselben.

Dreizehntes Kapitel.

Neue Schrecken.

Wir haben Marie verlassen, als sie Peeters die verschiedenen Ereignisse erzählte, deren Opfer sie hätte werden sollen, und wir finden sie in dem Augenblicke wieder, in welchem sie ihre Erzählung geendigt hatte. Peeters, der gut und menschenfreundlich geblieben war, obgleich die Ungerechtigkeit der Menschen ihn schon grausam verfolgt hatte, wurde von der großmüthigen Wohlthätigkeit der Herzogin, die ihm das Mädchen mit den lebhaftesten und von ihrer Dankbarkeit begleiteten Ausdrücken, schilderte, innig gerührt.

„Wie sehr diese Dame erfreut sein wird, Sie wieder zu finden!" sagte er zu Marie. „Ich möchte wirklich Zeuge ihrer Freude sein! Es ist so schön, große und reiche Personen sich für Arme interessiren zu sehen."

„Was hält Sie ab, dieses Glück zu genießen?" unterbrach ihn Marie, „wollen Sie mich nicht zu ihr ...ückführen?"

„Ja, Mamzelle . . . ohne Zweifel," antwortete Peeters, „denn sehen Sie, ich werde Sie nicht eher wieder verlassen, als bis ich ganz gewiß bin, daß Sie keiner Gefahr mehr ausgesetzt sind. Also morgen früh um sechs Uhr gehen wir in das Spital Saint-Pierre: und gewiß werden Sie Ihre Schwester durch Ihre Umarmung wieder gesund machen; dann begleite ich Sie zu Ihrer Wohlthäterin... aber an ihrer Thüre verlasse ich Sie . . ."

„Sie mich verlassen!" rief Marie, „und warum, Herr Peeters? Fürchten Sie sich, sich vor der Herzogin zu zeigen. O! Beruhigen Sie sich, meine Wohlthäterin wird Sie mit Freude und Dank als meinen Retter empfangen!"

Peeters schien gerührt.

„Ich! Mamzelle!" antwortete er, „ich zu einer großen Dame . . . zu einer Herzogin . . . Ich, Peeters, in ihr Zimmer . . . ich mit ihr sprechen. . . O! nein, niemals! . . . Sehen Sie, Mamzelle, das ist unmöglich."

„Und warum denn unmöglich?"

„Warum, Mamzelle Marie? warum! . . ."

„Nein, warten Sie, ich will es Ihnen ein andermal sagen; wissen Sie, es thut mir weh. Wahrhaftig, oft, wenn es mir kommt, macht es mich böse und ich will mich vor Ihnen nicht böse zeigen, Mamzelle Marie. Lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen; denn ich fühle schon, daß mir der Kopf warm wird."

Marie wollte eben antworten, allein ihr Mund blieb halb geöffnet; es entschlüpfte ihr ein leichter Schrei und ihre Hände klammerten sich ängstlich an Peeters Kleider.

„Was haben Sie denn, Mamzelle?" fragte er sie ängstlich.

„Haben Sie nichts gehört?"

„Wo denn?"

„Hier . . . auf der Treppe," antwortete Marie auf die Thüre deutend.

Peeters lauschte einige Momente, ohne zu antworten; vernahm aber nicht das geringste Geräusch.

„Das war ohne Zweifel auf der Straße," sprach er, gegen das Fenster blickend, „es ist ein schreckliches Wetter, hören Sie, wie der Regen in Strömen herabfällt."

Und der Regen schlug wirklich an die Fenster und der Wind brauste gewaltig.

„Still! . . ." rief Marie, Peeters bei der Hand nehmend, „haben Sie es diesmal gehört?"

Peeters stand auf, ging vorsichtig auf die Thüre zu, öffnete sie leise und horchte aufs Neue.

Ringsumher herrschte die tiefste Stille.

„Sie sehen nun deutlich, Mamzelle, daß Sie sich geirrt haben," entgegnete er, indem er sich anschickte, die Thüre wieder zu schließen und an seinen Platz zurückzukehren.

„Horch!" flüsterte Marie und legte den Finger auf den Mund.

Diesmal schlugen deutliche Schritte an ihre Ohren, Peeters drehte sich schnell um und stand Toone gegenüber.

„Was willst Du?" fragte er ihn zornig.

„So empfängst Du also Deine Freunde?" entgegnete Toone, indem er eine Bewegung machte, in das Zimmer zu gehen, in welchem Marie war.

„Was willst Du?" wiederholte Peeters und versperrte ihm den Weg.

„Dich sehen, und ein wenig mit Dir sprechen," antwortete Toone.

„Dann komme hier herein," fuhr Peeters fort, indem er mit der Hand auf die gegenüber stehende Thüre deutete. „Das ist mein Zimmer."

Toone zögerte, ehe er eintrat. Peeters schloß Marie mit einem Doppelschlosse ein, steckte den Schlüssel in seine Tasche und folgte ihm.

„Hast Du nichts zu trinken hier?" fragte Toone, und ließ seine Blicke in dem Zimmer umherstreifen.

„Nein, nichts," antwortete Peeters. „Wenn Du mir

etwas zu sagen hast, Toone, so mache vorwärts; denn ich habe Eile."

„Eile? . . . ich verstehe!" antwortete Toone, indem er auf eine vornehme Weise mit den Augen blinzelte. „Du hältst ohne Zweifel in jenem Zimmer einen kleinen Vogel eingesperrt, den Du eben im Begriffe warst, zu füttern?"

„In jenem Zimmer," entgegnete Peeters, die Augenbrauen zusammenziehend, „ist niemand . . ."

„Was! mein Knabe! . . . Weißt Du, ich habe Dir gesagt, daß es ein Wild drinnen gibt; ich kenne dessen Eigenschaft, siehst Du, es ist zu fein für Dich . . ."

Wieder ließen sich Schritte auf der Stiege vernehmen. Peeters ging, seit Toone's Ankunft von einer geheimen Unruhe bewegt, auf die Thüre zu.

„Bemühe Dich nicht," sagte Toone, „es ist nur François und Etienne, die mir gefolgt sind.

In demselben Augenblicke erschienen die beiden letztern auf der Thürschwelle.

„Welch ein Hundewetter!" begann Etienne und schüttelte seine Kleider, daß das Wasser darüber herabrieselte. François trat schnell ein, ohne dieselben Vorsichtsmaßregeln zu nehmen.

„Guten Tag, Peeters!" sprach er, an diesen sich wendend, und klopfte ihm auf die Schulter.

„Guten Tag," antwortete dieser trotzig, unfähig seine Unruhe zu verbergen.

Etienne war jetzt auch eingetreten und hatte die Thüre geschlossen. François zog aus seiner Bluse zwei Flaschen Rheinwein, die er auf die Truhe stellte.

„Gib Gläser her, Peeters," sprach er sich setzend, „und laßt uns trinken."

Toone und Etienne nahmen gleichfalls Platz, nur Peeters blieb stehen.

„Danke," antwortete der Letztere, „ich für meinen Theil trinke nicht."

„Warum?“ fragte Etienne, „so zürnst Du uns also noch von dem letzten Abend her.“

„Nein; Ihr wißt wohl, daß ich keinen Groll habe,“ antwortete Peeters, „aber ich trinke nicht.“

„Setze Dich doch wenigstens,“ fuhr François fort, „und gib uns Gläser . . . . Du wirst uns Gesellschaft leisten.“

„Er zieht die Gesellschaft seiner Kleinen, die er in dem gegenüberliegenden Zimmer eingesperrt hält, vor,“ entgegnete Toone, indem er aufstand, um die Gläser, welche auf der Truhe zu stehen schienen, selbst zu suchen.

„Ich sage Dir wiederholt, daß Niemand in jenem Zimmer ist,“ sprach Peeters mehr und mehr gereizt.

Toone war wieder zu seinem Platze zurückgekehrt, indem er Gläser und eine entpfropfte Flasche trug.

„Ist niemand darinnen?“ fragte er und schenkte ein. „Warum hast Du dann die Thüre geschlossen, als ich eintreten wollte und mit so großer Sorgfalt den Schlüssel in die Taschen Deiner Beinkleider gesteckt?“

Peeters schauderte zusammen.

„Und wann nun wirklich eine Frau in diesem Zimmer wäre, was könnte es Euch schaden? . . . Ihr kennt sie ja nicht.“

„Wer hat Dir das gesagt?“ entgegnete Etienne, das Glas an seine Lippen führend. „Sie ist ein schön gewachsenes Mädchen von fünfzehn Jahren,“ fuhr er fort und stellte sein Glas, in Ermanglung eines Tisches, auf den Boden.

„Und mit blauen Augen und schwarzen Haaren,“ bemerkte Toone.

„Ha! es war freilich der Mühe werth, sich auf das Dach zu wagen und sie zu retten,“ sprach François.

Peeters stand erstaunt. Die Räuber kannten also nicht blos Marie, sondern waren auch von einem Ereigniß unterrichtet, das ihnen vielleicht nicht fremd war; dieser Argwohn verdoppelte die ihm unerklärliche Furcht, welche

die Anwesenheit der Räuber in seinem Innern erregt hatte.

„Setze Dich Peeters, und trinke einen Schluck," sprach Toone, „ich habe ein Geschäft mit Dir abzumachen."

„Ein Geschäft," wiederholte Peeters und setzte sich maschinenmäßig.

„Ja," ergänzte Toone, „und noch dazu ein vortreffliches! Willst Du das junge Mädchen an uns verkaufen?"

„Sie an Euch verkaufen," rief er lebhaft aufstehend. „Seid Ihr Narren?"

„Vorwärts, beeile Dich eine Entscheidung zu geben... „ja oder nein. François geht, einen Fiaker zu holen. Ueberlasse sie uns, und ich lege Dir dafür zehn Wilhelme in die Hand."

Ein kalter Schauder überlief Peeters ganzen Körper, dann legte er unwillkürlich die Hand an die Stirne, um den kalten Schweiß, der sie bedeckte, abzutrocknen, und sich mit einer scheinbaren Ruhe setzend, sagte er zu Toone kurz:

„Du wirst dieses Mädchen nicht bekommen. Ihr könnt Euch also entfernen und zu denen, die Euch geschickt haben, zurückkehren."

„Mache keine Albernheiten," unterbrach ihn Etienne, „überlasse Sie uns gutwillig und nimm Dein Geld," fügte er bei, indem er eine Rolle Gold in Peeters Hand legte.

Dieser stieß sie mit Verachtung zurück.

„Behaltet Euer Gold," antwortete er mit einem eindringlichen Tone, „und hört mich an, und dann, hoffe ich, werdet Ihr nicht zaudern, Euch zu entfernen."

„Vorwärts, sprich!" rief Toone und gab seinen Gefährten ein Zeichen, aufzumerken.

Peeters fuhr fort:

„Bald sind es jetzt vier Jahre, daß ich Euch kenne, ich weiß die meisten Eurer Raub- und Frevelthaten, und

obgleich ich nicht Eure Gesinnungen theile, so ist mir doch noch nicht ein einziges Mal der Gedanke gekommen, Euch anzugeben ... weil ich, wie Ihr seht, kein Räuber, aber auch noch viel weniger ein Spion und Ankläger sein will; allein, auf Peeters Wort, wenn Ihr Euch nicht augenblicklich entfernt, wenn Ihr nur eine einzige Bewegung macht, in der Hoffnung, Euch des jungen Mädchens zu bemächtigen, so werde ich Euch diesen Abend noch an-anzeigen."

Etienne und François waren schon aufgestanden, um sich wüthend über ihn herzuwerfen; auf einen Wink von Toone hielten sie sich zurück, und indem der letztere auf Peeters zuging, sagte er:

„Wir erhalten das junge Mädchen, und Du wirst uns dennoch nicht anzeigen!"

„Wie?" rief Peeters, ihn mit einem verächtlichen Blicke ansehend. „Glaubt Ihr, ich fürchte mich?"

„Nein, nicht aus diesem Grunde, sondern weil wir, wenn Du uns angibst, Dich auch anzeigen werden."

„Was liegt daran?" rief Peeters, „ich bin ehrlich, ich ..."

„Ja, aber man wird Deiner Ehrlichkeit nicht glauben, wenn wir sagen, daß Du unser Verbündeter seist, und man wird uns glauben."

„Euch wird man glauben?"

„Ja, Peeters, man wird uns glauben; Du besuchst mit uns eine Schenke, Du trinkst manchmal mit uns und das ist schon ein Anzeichen gegen Dich; es ist wahr, daß Deine Unschuld anerkannt worden ist; aber ein Urtheil läßt immer etwas übrig. Indessen glaubt man bei dem Anblick solcher Menschen, wie wir sind, viel eher das Schlechte, als das Gute, und vorausgesetzt, daß es den Schein habe ... eingesteckt! ...

„Also steht es Dir frei, uns anzugeben ...; wenn wir angegeben sind, wirst Du es auch werden, wenn es Dich in Verlegenheit bringt, so thut es bei uns dasselbe.

Aber wir erwarten, daß Du uns die Kleine überlieferst; Du kannst Dich dann nachher verurtheilen lassen, wenn es Dir beliebt!"

Die Worte des Räubers, welche von einer unbestreitbaren Wahrheit waren, blieben nicht ohne Wirkung. Peeters befand sich jetzt in einer augenblicklichen Verlegenheit und senkte den Kopf, ohne zu antworten.

Etienne hielt seine Niedergeschlagenheit für Furcht.

„Vorwärts, schnell! die Kleine!" rief er, „wenn Du nicht willst, daß wir wieder die Menuette anfangen, die wir Dich vor einigen Tagen in der weißen Rose tanzen ließen, als zu Deinem Glücke Lowies Ankunft unseren Geigen Einhalt that."

Bei dieser unverschämten Anspielung auf jene Scene, wo die unglückliche Trinette den Stoß, die Hauptursache ihrer Krankheit, erhalten hatte, wurde Peeters von einer schrecklichen Wuth ergriffen. Etienne hatte kaum seine rohen Worte ausgesprochen, als ein, mit atheletischer Kraft geführter Faustschlag, ihn bis an den Rand des Strohsackes schleuderte; aber Toone fiel alsbald über Peeters her und dieser stürzte überrascht wie ein todter Klumpen nieder; die noch halb gefüllte Bouteille, welche Peeters auf den Boden gestellt hatte, zerbrach unter seinem Gewichte, die Scherben drangen tief in sein Fleisch und das Blut strömte hervor. Toone, François und selbst Etienne, der sich wieder von seiner Betäubung erholt hatte, warfen sich über ihn her; trotz seiner Wunden, trotz seiner schrecklichen Schmerzen, dauerte der Kampf noch einige Minuten fort, während denen der brave Knabe vergebens seine Kraft und seinen Muth anstrengte. Jedoch von der Uebermacht besiegt, und von dem großen Blutverluste geschwächt, sank er nieder.

Da die Räuber sich schon in der Ueberzeugung, daß sie Marie blos mit Gewalt bekommen würden, mit Stricken versehen hatten, wurde Peeters gebunden, und indem Toone seine Hand in die Hosentasche des Letzteren steckte, bemäch-

tigte er sich des Schlüssels, den er darin verborgen gehabt hatte.

Bei dem Gedanken, daß Marie die Beute dieser Räuber werden sollte, fand Peeters für einen Augenblick seine Kräfte wieder, die jedoch seine Bande nutzlos machten; alle Augenblicke sprang er wie ein wildes, in seinem Käfig eingesperrtes Thier in die Höhe und biß voll Ingrimm in seine Fesseln; aber vergebens sprühten seine Augen Flammen, und sein Mund bedeckte sich mit Schaum; er sah, ohne es verhindern zu können, wie Toone das Licht nahm und wie die drei Räuber auf Mariens Zimmer zugingen. Kaum war das Geräusch des im Schlosse knarrenden Schlüssels zu ihm gedrungen, als seine aufs Neue erschöpften Kräfte in Mitte eines gräßlichen Gebrülles erloschen, so daß er nichts mehr sah und hörte.

Die drei Räuber hatten jetzt die Mitte des Zimmers erreicht, und sie beeilten sich, den ihnen gegebenen gottlosen Auftrag zu erfüllen. Um seine Blicke besser umherschweifen lassen zu können, hob Toone den Leuchter in die Höhe und dann verbreitete sich ein blasses Licht über das ganze Zimmer. Die Räuber blickten langsam umher und standen einen Augenblick betroffen . . . Marie war nicht da.

Ein Fenster stand offen, Toone näherte sich ihm. „Sie hat sich gerettet!“ rief er seinen Gefährten zu, und zeigte ihnen ein an einem Hacken befestigtes Bett-Tuch.

Plötzlich vernahm man taktmäßige Schritte in der Ferne; Toone sah zum Fenster hinaus, zog sich aber schnell wieder zurück, indem er das außen herabhängende Tuch an sich zog.

„Die Scheppers! ... die Scheppers! fort! fort!“ rief er.

Mit zwei Sprüngen waren die Räuber auf der Straße, und indem sie sich an den Häusern hinschlichen, entkamen sie glücklich, von der Finsterniß begünstigt; die Patrulle schritt ruhig, das Gewehr im Arm, weiter, und ging an dem Hause vorüber.

Der verwundete und gefesselte Peeters war in einem Zustande von gänzlicher Erschlaffung auf dem Boden ausgestreckt geblieben. Er fühlte das Schmerzliche seiner Lage nicht, sondern dachte nur an das grausame Schicksal, das Marie und Trinette, dieser beiden durch Blut und Unglück verbundenen Schwestern, so hartnäckig verfolgte. Große Thränen rollten über seine Wangen; da schien es ihm, als nenne die süße und melodische Stimme eines Engels seinen Namen. Bewegt und ängstlich blickte er nach der Thüre und sah ein junges Mädchen, die ein Licht trug, mit unruhigem Blicke und wogendem Busen auf ihn zukommen; als er Mariens Züge erkannte, glaubte er der Spielball einer Vision zu sein, und stieß einen langen Seufzer aus.

Dies war jedoch kein Traum; das junge Mädchen, welches auf ihn zueilte, war Marie selbst.

„Peeters! Mein Peeters!" rief sie.

Aber plötzlich schauderte sie bei dem Anblicke des bereits gestockten Blutes, das den Boden bedeckte, von Schrecken ergriffen zurück.

„Sie sind verwundet?" fragte sie, als ihr erster Schrecken vorüber war. Und indem sie sich Peeters aufs Neue näherte, bückte sie sich, um die Stelle seiner Verwundung zu entdecken.

Peeters, der noch zu sehr angegriffen war, um ein Wort hervorbringen zu können, vermochte kaum Mariens Namen zu stammeln.

„Die Elenden haben ihn gebunden!" rief das junge Mädchen in einem Tone voll zärtlichen Mitleids, als sie die Stricke bemerkte. Und ihre zwei kleinen Hände drückten Peeters Fäuste, die von dem Drucke der Bande ganz blau waren, zärtlich.

Mit einem Messer, das sie auf der Truhe gefunden hatte, schnitt sie schnell die Stricke entzwei und indem sie in ihrer Dankbarkeit und in ihrem Muth eine Kraft fand, die ihr die Natur verweigert hatte, hob sie den Verwun-

deten auf und unterstützte ihn, sich auf den Strohsack zu legen. Nachdem dies geschehen war, untersuchte sie seine Wunden, die glücklicher Weise nicht von großer Bedeutung waren, das Fleisch allein war verletzt.

Marie war aufs Neue zu der Truhe, Peeters Hauptmagazin, gegangen, um Leinwand heraus zu nehmen, die sie in Binden schnitt. In einigen Minuten, nachdem die verwundeten Stellen mit frischem Wasser ausgewaschen und verbunden waren, befanden sie sich in einem ganz befriedigenden Zustand. Vergebens hatte der brave Knabe, während Marie mit ihm beschäftigt war, Fragen an sie gerichtet, das liebenswürdige Kind wollte ihm nicht eher antworten, als bis sie eine Pflicht, deren sie sich mit gleicher Zärtlichkeit und Anmuth entledigte, erfüllt hatte.

„Ist es Ihnen jetzt besser?“ fragte sie, indem sie ihren bewunderungswürdigen Blick auf ihn richtete, nachdem sie den kranken Arm in eine Schlinge gelegt hatte.

„Ja, Mamzelle, ja,“ antwortete Peeters, „zwei oder drei Schrammen, das ist Alles... Aber sagen Sie mir, durch welches Wunder Sie hier sind? Wie, sind Sie von diesen Elenden nicht weggeführt worden?“

„Als Sie mich eingeschlossen hatten,“ entgegnete Marie, „sagte mir eine innere Stimme, daß diese Männer, welche ich nicht sah, aber hörte, wegen mir gekommen seien. Voll Unruhe näherte ich mich der Thüre und legte mein Ohr an das Schlüsselloch... Einige Worte, die zu mir drangen, überzeugten mich, daß diese Stimme mich nicht betrogen habe; erschrocken sann ich darauf, zu fliehen, aber wie es anfangen? Ich lief an das Fenster und sah auf die Straße, die Höhe bis zum Boden war nicht bedeutend, bald war ein Entschluß gefaßt, ich nahm die zwei Leintücher und nachdem ich sie an einem eisernen Hacken befestigt hatte, ließ ich mich daran auf die Straße hinab. Alles war finster und still, ich lief einige Minuten aufs Gerathewohl fort... und dann blieb ich stehen!“

„Warum, Mamzelle, sind Sie nicht zu jener Dame,

ihrer Wohlthäterin gegangen?“ unterbrach sie Peeters lebhaft.

„Warum?“ antwortete Marie, „weil ich an Sie gedacht habe, weil ich ahnte, daß diese Männer Sie ohne Zweifel mit Gewalt nöthigen würden, die Thüre des Zimmers, in welchem sie mich glaubten, zu öffnen; weil ich überzeugt war, daß Sie sich lieber würden umbringen lassen und ich habe, wie Sie sehen, mit Recht gefürchtet, daß Ihnen ein Unglück begegnen könnte. Sie, meinen Retter, in einem Augenblick zu verlassen, wo Sie vielleicht meiner Sorgfalt bedürftig waren, o! das war mir unmöglich!“

„Ach! Mamzelle!“ rief Peeters gerührt. „Sie so zu mir sprechen zu hören.“

Marie reichte ihm bewegt die Hand und fuhr fort:

„Nachdem ich mich in eine Allee, deren Eingangsthüre halb geöffnet war, verborgen hatte, ließ ich ungefähr eine Viertelstunde verstreichen und schlich dann an den Mauern hin, um wieder zu Ihnen zurückzukehren. Einige Schritte von dem Hause blieb ich stehen und horchte, o! wie mir da das Herz schlug, Alles war still... dann ging ich hinein und wagte einige Stufen hinaufzusteigen, ich stand wieder still und horchte, indem ich die Hand auf das Herz legte, um sein Klopfen zu beschwichtigen. Als dieselbe Ruhe herrschte, wagte ich mich auf den Zehenspitzen die Treppe hinauf; als ich mich auf den letzten Stufen befand, bemerkte ich in meinem Zimmer ein Licht, welches auf die Kommode gestellt war, voll Furcht trat ich ein, jedoch es war niemand darinnen. Immer noch zitternd, nahm ich das Licht und ging auf dieses Zimmer zu, wo ich Sie gebunden und in Ihrem Blute gefunden habe.“

„Jetzt, da ich, Dank sei Ihnen, befreit und verbunden bin, müssen wir weiter... Gehen Sie zu Ihrer Wohlthäterin . . . Kommen Sie, ich begleite Sie bis zu ihrer Thüre.“

Marie verzog den Mund ein wenig und nahm einen vorwurfsvollen Ton an.

„Das ist nicht schön, Herr Peeters, so zu sprechen. Glauben Sie, daß ich Sie in dem Zustande, in welchem Sie sich befinden, verlassen werde, da Sie meiner jeden Augenblick bedürfen könnten.“

„Ich danke Ihnen, Mamzelle Marie, ich wiederhole, daß es nichts zu sagen hat, ich fühle mich schon viel besser. Verlassen Sie mich, verlassen Sie mich! Ich bitte Sie darum, wenn die Elenden wiederkämen und überdieß jetzt, wo ich Sie nicht vertheidigen kann...“

„Es ist umsonst darauf zu beharren!“ unterbrach ihn Marie, „und erinnern Sie sich nicht mehr, daß wir morgen früh meine arme Schwester mit einander besuchen müssen, ich hoffe, daß der Stand Ihrer Wunden Ihnen morgen erlauben wird auszugehen.“

Peeters sann einige Augenblicke nach.

„Ohne Zweifel, Mamzelle,“ begann er plötzlich, „es wird mir sehr angenehm sein, Sie zu Trinetten zu begleiten, welche mir um so dankbarer dafür sein wird, wer weiß auch, wann ich Sie wiedersehen werde, wenn Sie einmal bei der Herzogin sind?“

„So oft als ich kann,“ antwortete Marie.

„Am Ende,“ fuhr Peeters fort, indem er in seinen Augen die Unklugheit zu rechtfertigen suchte, welche er zu begehen glaubte, indem er sich Mariens Forderung unterwarf; „die Taugenichtse werden Sie gerettet glauben und nichts wird sie vermuthen lassen, daß Sie wieder zurückgekehrt sind...“

„Also willigen Sie ein, daß ich hier bleibe und Sie pflege?“ fragte Marie.

„Um mich zu pflegen?“ wiederholte Peeters. „Ich versichere Sie, Mamzelle Marie, daß dies ganz unnöthig ist. Aber ich würde sehr glücklich sein, Sie zu Ihrer Schwester begleiten zu können... auch fühle ich nicht die

Kraft, es Ihnen zu verweigern; aber dies nur unter einer Bedingung . . ."

„Welche? Sprechen Sie, ich werde Alles thun, was Sie wollen."

„Ich wage wahrhaftig nicht, Sie darum zu bitten... Wollen Sie mir helfen, Mamzelle Marie, mir meinen Strohsack in den Korridor zu tragen."

„Wozu?" fragte Marie ganz erstaunt.

„Ah! Mamzelle," erwiederte Peeters, indem er aufstand, „Sie haben mir versprochen, Alles zu thun, was ich verlangen werde."

„Vorwärts," sagte Marie, „ich gehorche."

Ihre beiden kleinen Hände bemächtigten sich eines Endes des Strohsacks, Peeters hob das andere in die Höhe und augenblicklich fand sich sein bescheidenes Bett in den Corridor transportirt.

Marie blieb stehen und suchte Peeters Absicht zu errathen, indem dieser seine Pfeife und seinen Tabak suchte.

„Nun, gute Nacht, Mamzelle," sagte er zu ihr, als er diese gefunden hatte, „gehen Sie in Ihr Zimmer zurück und verschließen Sie die Thüre wohl und doppelt!"

„Und Sie?" unterbrach ihn das junge Mädchen. „Wollen Sie hier schlafen!"

„Ja, Mamzelle."

„Herr Peeters!" sagte Marie, mit bittender Geberde.

„Sie wissen unsere Bedingungen," erwiederte dieser. „Sie müssen mich also gewähren lassen."

„Wenigstens aber, wenn Sie sich schlimmer befinden, wenn Sie meiner bedürfen, dann rufen Sie mir, nicht wahr, Sie versprechen es."

„Seien Sie ganz ruhig."

„Guten Abend, Herr Peeters."

„Guten Abend, Mamzelle Marie."

Das junge Mädchen reichte ihre Stirne dar, der capon du rivage drückte ehrfurchtsvoll einen Kuß darauf.

Einige Minuten später schlief Marie in dem Gedanken

an die Freude ein, am folgenden Morgen ihre edle Beschützerin wieder zu sehen und an das Glück, ihre unglückliche Schwester zu umarmen.

Als Peeters allein war, ging er in sein Zimmer, kehrte aber fast augenblicklich auf seinen Strohsack, mit einem starken Hebel bewaffnet, zurück, dessen er sich im Hafen bediente, um die Lasten aufzuheben.

„Nun," sagte er für sich, indem er ruhig seine Pfeife anzündete, „nun können sie zu fünfen kommen, wenn es ihnen gefällt... ich habe meine Gedanken, Godferdeck."

Vierzehntes Kapitel.

Ein Besuch im Hospitale Saint-Pierre.

Die Nacht ging ohne irgend ein weiteres Ereigniß vorüber. Am Morgen ging Peeters mit dem Grauen des Tags ohne Geräusch aus, und kehrte kurze Zeit später mit einigen Nahrungsmitteln versehen zurück, die für das bescheidene Frühstück bestimmt waren. Es war für ihn ein Fest, bei diesem Marien selbst zu bedienen. Im Augenblicke seines Zurückkommens trat Marie aus ihrem Zimmer; sie war unruhig und ungeduldig, den Zustand der Wunden ihres neuen Freundes kennen zu lernen; sie wollte sie untersuchen und auf's Neue verbinden. Es war keine Entzündung vorhanden und die Wunden waren schon geschlossen. Dieser befriedigende Zustand gab ihr die freudige Gewißheit, daß es nutzlos sei, einen Wundarzt zu

Hülfe zu rufen, um mit ihm die Ehre der Heilung der Wunden ihres großmüthigen Vertheidigers zu theilen.

Das Frühstück war kurz, traurig, schweigsam; denn dieselbe Furcht, derselbe Gedanke beschäftigte beide. Trinette war krank, gefährlich krank; in welcher Lage sollten sie sie wiedersehen? Hatte die Gefahr sich vermehrt, oder war sie gewichen? Obgleich sie nicht mit einander sprachen, so erkannten doch Marie und Peeters aus ihren Geberden, aus ihren Bewegungen, daß die nämliche Besorgniß sie beherrsche, und so erzeugte jeder neue, wechselseitige Blick einen neuen Seufzer.

Als das Frühstück zu Ende war, stand Marie auf.

„Wir wollen fort, Herr Peeters," sagte sie zu ihm, indem sie ihre Worte mit jener Bewegung begleitete, die sich unserer jedesmal im Momente der Ausführung eines Entschlusses bemächtigt, welcher zu gleicher Zeit einer Furcht und einer Hoffnung sein Entstehen verdankt.

Peeters ging, ohne zu antworten, an seinen Strohsack und nahm von diesem einen in grobes Papier gewickelten Gegenstand, dann ein Packet von leichter Beschaffenheit und sehr sorgfältig in ein Papier eingehüllt, dessen Enden sich berührten und durch Stecknadeln befestigt waren. Nichts war komischer, als die Ungeschicklichkeit dieses guten Jungen, als seine derben, rauhen Hände den Versuch machten, diese Nadeln herauszuziehen. Als es ihm endlich nicht ohne große Anstrengung gelungen war, reichte er Marien eine kleine, mit blauen Bändern besetzte Haube und einen Shawl von schottischem Zeuge dar, gewöhnlich Tartan genannt. Er hatte diesen Einkauf erst am Morgen, als er ausgegangen war, die Bestandtheile des Frühstücks zu holen, gemacht. In seinem vorsichtigen Eifer hatte er sich daran erinnert, daß Marie in dem Augenblicke, in welchem er sie aus den sündhaften Versuchungen ihrer Tante entführt hatte, die zum Ausgehen erforderlichen Kleidungsstücke nicht besaß. Das junge Mädchen nahm

dieses kleine Geschenk an, dankte durch ein Lächeln und einen Blick, und dann gingen sie weg.

Die Entfernung zwischen der Straße Chien-Marin und dem Hospitale Saint-Pierre ist ziemlich lang; die jungen Leute bedurften indessen kaum einer Viertelstunde, um diesen Weg zurückzulegen. Die lebhafte, schnelle, leicht über das Pflaster dahinschwebende Marie ging voran; Peeters folgte ihr nach, die Augen auf der Lauer, die Fäuste zur Vertheidigung bereit.

Als sie das Ende der Haute-Straße, auf der Seite des Thors von Hal, erreicht hatten, bemerkten sie eine nicht sehr hohe Mauer, die aber ziemlich lang, beworfen und weiß übertüncht war. Ihre Augen richteten sich zu gleicher Zeit auf einen Thorweg von schwerfälliger Arbeit, über welchen ein langes, schmales, schwarz augestrichenes Brett in weißen Buchstaben die Inschrift trug: Hospital Saint-Pierre.

„Da ist es," murmelte Peeters.

Seine zitternde Hand zog die Klingel; ein trauriges, langtönendes Läuten ließ sich vernehmen; die Thüre öffnete sich langsam. Sie gingen nun durch den ersten Hof, ließen die Loge des Thürhüters hinter sich, durchschritten einen ziemlich abschüssigen Platz, der in spärlichen Zwischenräumen mit einigen Bäumen besetzt war, die hochstämmig, aber siech, ihrer Blätter beraubt waren. Als sie einige hundert Schritte gemacht hatten, befanden sie sich vor einem weitläufigen Gebäude, welches massiv aufgeführt, von traurigem Aussehen, so eckig, so eisig war, wie es gewöhnlich bei Fabriken, Kasernen und Spitälern der Fall ist.

Sie stiegen nun jetzt zusammen eine Treppe hinauf, auf welcher die Luft durch Miasmen verdichtet war, die aus verschiedenen Krankensälen heraufzogen. Als sie in das zweite Stockwerk gelangten, blieben sie rechts, vor einer für Frauen bestimmten Abtheilung stehen, die mit dem Namen: „Saal der heiligen Anna," bezeichnet wird.

Indem sie hier eintraten, fühlte Marie, daß sich ihr

Blick verdunkelte, daß ihr Herz heftig schlug. Eine Frau, eines jener Wesen, die ein göttliches Gemisch von Verleugnung und Hingebung für das Unglück und für die Leiden der Menschheit zu sein scheinen, einer jener himmlischen Engel, die man nicht zuviel mit einer heiligen Ehrfurcht umgeben kann, eine barmherzige Schwester nahte sich Peeters. Der capon du rivage hatte sich leicht ihre Gewogenheit erworben; die vortreffliche Schwester hatte mit Rührung sowohl seine fleißigen Besuche bei Trinette, als die Freude wahrgenommen, welche die junge Kranke hiebei empfand. Wie alle edlen Seelen von wohlwollender Nachsicht erfüllt, hatte sie sich mit der Beschaffenheit der Beziehungen, welche früher zwischen diesen beiden Kindern des Volkes stattgehabt haben konnten, nicht beschäftigt; sie sah nur auf der einen Seite ein junges, leidendes, verlassenes Mädchen, auf der andern Seite einen guten, menschenfreundlichen Mann, der an dem Unglücke jener aufrichtigen Antheil zu nehmen schien, und dies war mehr als genügend, damit sie ihren theilnehmenden Blick auf sie richtete, daß sie liebreiche und tröstende Worte zu ihnen sprach.

„Stille!“ sagte sie, indem sie einen Finger auf den Mund legte; „das arme Kind schläft, man muß es ruhen lassen; denn es hatte eine sehr unruhige Nacht.“

„Wie geht es jetzt, gute Schwester?“ fragte sie Peeters lebhaft.

„Diesen Morgen geht es ein wenig besser, aber ich wiederhole Ihnen, daß die Nacht sehr schlimm war; der Arzt hat die größte Ruhe, unbedingtes Schweigen empfohlen.“

Indem sie diese Worte sprach, betrachtete die Schwester Marien mit wohlwollender Aufmerksamkeit.

„Das ist Trinettens Schwester,“ bemerkte Peeters eiligst. „Es ist schon sehr lange, daß sie sich nicht gesehen haben,“ fügte er in einem bittenden Tone bei.

„Und Sie wollten nicht abreisen,“ bemerkte die

Schwester, „ohne noch einmal die arme, kranke Kleine umarmt zu haben? Ich begreife das. Nun, meine Kinder, nahen Sie sich dem Ofen; denn es ist sehr kalt, nehmen Sie einen Stuhl, und wärmen Sie sich. Wenn Trinette aufgewacht sein wird, werde ich Sie benachrichtigen.“

Ein trockener, kläglicher Husten, den sie jetzt hörten, veranlaßte die Schwester, den Kopf schnell abzuwenden, um zu erkennen, wo die Leidende liege, die ihre Hülfe in Anspruch nehme. Dann machte sie den beiden Besuchenden ein freundschaftliches Zeichen und ging langsam nach einem der Betten, welche im Saale ringsumher standen.

Peeters und Marie nahten sich langsam dem Ofen; indem sie gingen, blickte Marie über die Betten hin und sagte mit bewegter Stimme zu Peeters:

„Wo ist sie, mein Freund?“

„Dort,“ erwiederte Peeters, indem er mit dem Finger auf das vorletzte Bett der rechten Seite deutete.

Marie stellte sich nun auf die Zehenspitzen und blickte nach dieser Seite hin.

„Arme Schwester!“ sagte sie. „Ich bemerke ihren Kopf, ohne ihre Züge unterscheiden zu können. Mein Gott, wie wollte ich sie umarmen!“ fügte sie hinzu, indem sie traurig und niedergeschlagen wieder auf Peeters blickte.

Sieben oder acht Genesende saßen schweigend um den Ofen, als sich Marie und Peeters diesem nahten. Mittelst einer freiwilligen, freundlichen Bewegung erweiterte sich der Kreis; Peeters und Marie nahmen darin Platz. Nach einem momentanen Schweigen entspann sich eine Unterhaltung in leisen Tönen, eine Unterhaltung der Armen, der Unglücklichen, das heißt eine Unterhaltung ohne Freude, ohne Begeisterung, ohne Aufschwung; eine Unterhaltung in düstern, abgerissenen Worten.

Marie musterte inzwischen das Zimmer, in welchem sie sich befand; dieser Saal war, wie alle in den Spitä-

lern, groß, durch viele Fenster erhellt, die hoch und schmal, ohne Vorhänge, auf zwei Reihen von Betten, die symmetrisch geordnet waren, ein grelles, blendendes Licht fallen ließen. Die Kranken, so wie die Krankheiten waren klassificirt, auf Täfelchen befanden sich Nummern über jedem Bette; ganz nahe stand ein Tisch mit Arzneien und Tisanen, welche der Nummer bestimmt waren.

Trotz des Anscheins von Reinlichkeit, der besonders durch einen schönen Ockeranstrich der Wände erzeugt wurde, war doch die Luft, die man in diesem Saale athmete, eine mephitische, ekelerregende. Dieser fortwährende, tödtliche Gestank hatte hauptsächlich seinen Grund in der geringen Höhe des Zimmers und in dem gänzlichen Mangel des unumgänglich nothwendigen Luftzuges.

Ueberdies machten die um den Ofen gruppirten Wesen keinen Lichtpunkt in diesem Gemälde. Diese Märtyrer einer trockenen, selbstsüchtigen Civilisation trugen alle auf ihren verstörten Zügen die Spuren einer Krankheit, die beharrlich ihre Beute bewahrt. Sie hatten den Kopf gesenkt, den Rücken gekrümmt, und wenn sie sich einmal gegenseitig betrachteten, so war es mit schelem Auge, mit dem unbestimmten, verschämten, schmerzlichen Ausdrucke einer Seele, die in der Vergangenheit keinen Ruhepunkt findet, in der Zukunft keine Hoffnung sieht, um sich zu trösten.

Für sie bestehen jene süßen Freuden nicht, die den Reconvalescenten bei der Wiederkehr der Gesundheit anlächeln, weil sie bei ihm von neuen Festen, von neuen Vergnügungen, von neuem Glücke begleitet ist; für sie bestehen jene erstarkenden Aufregungen nicht, die schnell die letzten Spuren einer Krankheit verscheuchen, die nur wie ein hemmender Sturm in ihre Vergnügungen gefallen zu sein scheint, um sie den Reiz derselben besser würdigen zu lehren. Arme Frauen, unglückliche, enterbte Geschöpfe, die die Wiederkehr der Gesundheit mit Gleichgültigkeit, mit Furcht, oft sogar mit Schrecken gewahren

denn für sie ist diese Wiederkehr zugleich die einer unaufhörlichen Anstrengung, die fast keine Früchte bringt, eines Elends, welches von den Qualen des Frostes und des Hungers begleitet wird.

Daher umzieht auch nie ein Lächeln ihre Lippen, nie erleuchtet ein tröstender Gedanke ihr Gesicht; denn für sie muß auf ein Leben ohne Freude, ohne Glück, ein Tod ohne Freunde, ohne Bedauern und manchmal ohne Grab folgen.

Während Mariens Blick mit Mitleid auf jedem Gegenstande, auf jeder Person weilte, vermehrten ihre Betrachtungen, die verwirrt in ihrem Geiste wogten, ihre Dankbarkeit für ihre edle Wohlthäterin, welcher sie es verdankte, aus dieser Klasse von Unglücklichen, in deren Mitte sie das Schicksal hatte geboren werden lassen, herausgetreten zu sein. Eine Thräne des Mitleids und des Dankes benetzte ihre Augenlieder, als die Thüre des Saals sich öffnete. Marie blickte nach dieser Seite und sah ein junges Mädchen eintreten, welches kaum achtzehn Jahre alt zu sein schien. Seine bleichen Wangen, seine eingefallenen, matten Augen, seine Brust zeugten von seiner Noth und Hinfälligkeit.

Françoise, da ist Ihre Tochter," sagte eine Reconvalescentin, indem sie sich an eine neben ihr sitzende, in Gedanken vertiefte Frau wendete.

Françoise hob langsam den Kopf in die Höhe.

„Ah, Du bist es, Marianne," sagte sie zu dem Mädchen.

„Ja, Mutter," antwortete diese. „Wie befinden Sie sich heute?"

„Die Beine sind noch schwach," erwiederte Françoise, „aber übermorgen werde ich mein Austrittsbillet verlangen."

„Nehmen Sie sich in Acht, Mutter," entgegnete Marianne, „die Witterung ist streng und Sie scheinen noch ziemlich schwach."

„Was willst Du, meine Tochter? Bei Gott, ich kann nicht länger hier bleiben. Und die Kinder? . . .“

Marianne ergriff das Ende ihrer Schürze und wischte sich damit die Augen.

„Was hast Du denn?“ fragte Françoise.

„Diesen Morgen hat sie mein Onkel in die Cambre gebracht,“ erwiederte Marianne, in Thränen zerfließend.

Armes Volk! Scheint seine Existenz nicht der Durchschnittspunkt dieser beiden Höhlen des Leidens und des Elends: der Cambre und des Hospitals zu sein!

Das matte Auge Françoise's erlangte wieder etwas Feuer.

„Warum hat er sie dahin geführt? Ich wollte es nicht!“ rief sie.

„Er mußte wohl, Mutter; es gab weder Brod noch Holz im Hause. Die armen Kleinen würden vor Hunger und Kälte gestorben sein.“

„Du hattest also nichts mehr,“ entgegnete Françoise, „was Du in den Lombeed *) hättest bringen können?“

„Nichts als einige Hemden waren noch übrig; ich habe sie diesen Morgen dahin gebracht.“

„Wie viel hat man Dir dafür gegeben?“ fragte Françoise, indem sie ihre Hand ausstreckte, um das Geld in Empfang zu nehmen.

Marianne griff in die Tasche ihrer Schürze und zog einige Stücke kleiner Münze heraus, welche sie in die Hand ihrer Mutter legte, wobei sie sprach:

„Man hat mir nicht mehr als drei Frank leihen wollen . . . Das ist sehr wenig.“

Françoise betrachtete die Geldstücke eines nach dem andern und steckte sie dann in die Seitentasche.

„Also ist nichts mehr im Hause?“ sagte sie, sich wieder an ihre Tochter wendend.

---

*) Leihhaus.

„Nein, meine Mutter.“

„Keine Lebensmittel mehr?“

„Nein, Mutter.“

„Kein Holz mehr?“

„Nein, Mutter.“

„Keine Wäsche mehr?“

„Nein, Mutter.“

„Das ist gleichviel. Du wirst zu Deinem Onkel und dann mit ihm nach dem Cambre gehen, um die Kinder zu holen. Morgen werde ich mein Austritts-Billet verlangen.“

„Sie denken bei dem Zustande daran, in welchem Sie sich befinden, Mutter?“

„Geh', meine Tochter; wenn ich auch keine Kraft habe, so werde ich doch Muth haben.“

„So warten Sie doch wenigstens, bis Sie ganz hergestellt sein werden,“ entgegnete Marianne. „Sie werden sich tödten, Mutter, wenn Sie arbeiten wollen, um uns zu ernähren. Was soll dann aus uns werden? Wir werden alle sterben.“

Françoise gerieth in einen Zustand wüthender Aufregung.

„Nun, um so besser!“ schrie sie, indem sie aufstand, um ihre Tochter zurückzubegleiten, „denn wenn der gute Gott gerecht ist, werden wir alle in das Paradies eingehen; wir haben genug gelitten, um es zu verdieuen!“

Peeters bemerkte, daß die barmherzige Schwester sich dem Bette Trinettens nahte; es schien ihm sogar, als spreche sie mit ihr. Ohne den Kopf abzuwenden, berührte er mit dem Finger Mariens Arm und beide betrachteten nun die Schwester, bis sie sahen, daß sie ihnen ein Zeichen gebe, sich zu nähern.

Françoise plauderte noch an der Thüre mit ihrer Tochter, und Peeters und Marie betrachteten, indem sie sich der Schwester nahten, mit mitleidsvoller Theilnahme diese arme Frau. Bei der Nonne angelangt, griff Pee-

ters in seine Tasche, nahm ein Fünffrankstück heraus und reichte es ihr dar.

„Sie ist sehr unglücklich," sagte er, auf Françoise deutend, „sie muß morgen das Hospital verlassen, stellen Sie ihr diesen kleinen Betrag zu, ehe sie abgeht; es ist Alles, was ich bei mir habe."

Gut, mein Bruder, Gott wird Sie segnen," erwiederte die barmherzige Schwester, indem sie das Fünffrankstück nahm.

Marie hätte der Gabe Peeters gerne etwas beigefügt, allein sie besaß nichts. Die Herzogin kam ihr zu Hülfe; sie nahte sich schüchtern der Schwester, und zum erstenmale über ihre Armuth erröthend, sagte sie:

„Meine Schwester, wollen Sie mir sagen, wo diese unglückliche Mutter wohnt? Heute noch werde ich eine sehr reiche Dame, die besonders wohlthätig ist, sehen, ich werde ihr von diesen Leiden sagen und ich bin überzeugt, daß sie ihr zu Hülfe kommen wird."

Marie hatte noch nicht geendet, als die barmherzige Schwester schon auf das Täfelchen über dem Bette der Françoise blickte. Alle Unglücklichen, alle Leidenden betrachteten diese engelgleiche Nonne als Glieder ihrer zahlreichen Familie, und sie hielt sich für verpflichtet, allen denen zu danken, die jene zu unterstützen suchten. So wie sie sich wieder bei Marien befand, sagte sie ihr, indem sie ihr durch ein Lächeln voll unbeschreiblicher Güte dankte:

Mademoiselle, diese Frau wohnt in der Passage de l'Eglise; die Nummer ist nicht angegeben; aber alle Bewohner dieses Quartiers kennen sich, Sie werden sich also leicht zurecht finden können."

Marie verneigte sich und lief an Trinettens Bett. Die barmherzige Schwester folgte ihr, um ihr zu empfehlen, die Kranke nicht sprechen zu lassen. Trinette hatte Marie und Peeters erkannt, und sie bemühte sich, ihr schwaches Haupt zu erheben. Marie beugte sich über sie

hin und bedeckte sie mit ihren Küssen. Trinettens Blick glühte; ihre bebenden Lippen zeigten an, daß sie sprechen wolle.

„Schweige, schweige!“ sagte Marie, indem sie mit ihrer kleinen Hand den Mund ihrer Schwester bedeckte. „Du darfst nicht sprechen, das würde Dir wehe thun; für heute müssen wir uns begnügen, uns zu sehen, zu betrachten . . . Arme Schwester, wie verändert Du bist! Aber das hat nichts zu sagen! Muth, meine Freundin!“

Trinette machte eine neue Anstrengung, um zu sprechen.

„Schweige doch; ich bitte Dich darum,“ wiederholte Marie, indem sie sie auf die Stirne küßte. „Ja, ich verstehe Dich; Du verlangst zu wissen, was aus mir geworden; Du willst mir Vorwürfe machen, weil ich den Kornhof verlassen habe, ohne Dich davon in Kenntniß zu setzen, ohne Dir Lebewohl zu sagen; aber siehst Du, gute Schwester, ich fürchtete, daß Du mich nicht gewähren lassen würdest, und Deinen Bitten hätte ich nicht widerstehen können. Indessen, ich mußte fort; ach, Du weißt es ja. Seit diesem Tage hat sich Vieles ereignet; später werde ich Dir Alles erzählen.“

„Nein, jetzt,“ flüsterte Trinette schwach.

„Später, ich bitte Dich,“ fuhr Marie fort, indem sie anmuthsvoll ihre kleinen Hände faltete. „Es würde Dich ermüden, mich anzuhören, und ich würde darüber trostlos sein.“

Trinette erwiederte dieses Zeichen zärtlicher Aufmerksamkeit durch einen Händedruck. Marie fuhr fort:

„Begnüge Dich in diesem Augenblicke, zu wissen, daß ich, Dank unserem beiderseitigen Freunde Peeters, der mich gestern aus einer großen Gefahr rettete, heute auf dem Wege bin, zu einer vornehmen Dame zurückzukehren, die sich meiner erbarmt hat, mich mit Güte überhäuft . . .“

Trinette machte ein Zeichen freudiger Theilnahme.

„Ich habe mit ihr von Dir gesprochen," fuhr Marie fort, die durch die Freude, ihrer Schwester gute Nachrichten geben zu können, über die von der Klugheit gezogenen Gränzen hinaus fortgerissen wurde, „und sie selbst hat Nachforschungen anstellen lassen, um zu erfahren, was aus Dir geworden. Gewiß wird sie, wenn sie vernimmt, daß ich Dich wiedergefunden habe, mein Glück dadurch verdoppeln wollen, daß sie Dich es theilen läßt."

Trinettens Blick belebte sich mehr und mehr; ein lebhaftes Roth überflog ihre Wangen und bildete einen dichten Kreis um ihre Backenknochen.

„O, wie Dir die Hoffnung ein fröhliches Aussehen gibt!" rief Marie voll Freude, unbekannt mit diesem traurigen Vorboten. „Muth, meine Schwester," fuhr sie fort, „beeile Dich, wieder gesund zu werden; denn beide haben wir nun nichts mehr zu fürchten, wir haben nur zu hoffen; wir haben beide denselben Schutz, dieselben Beschützer, die Frau Herzogin von Wladimont und unsern Freund Peeters," fügte sie mit einem göttlichen Blicke auf diesen hinzu.

Peeters stand unbeweglich unten am Bette, tiefgerührt durch diese ergreifende Scene. Als Marie seinen Namen mit dem einer edlen und vornehmen Dame in Verbindung brachte, verfinsterte sich seine Stirn, seine Brust beengte sich, es schien, daß er Mühe habe zu athmen. Marie maß dieses seinem Schmerze bei, Trinette von einer schweren Krankheit befallen zu sehen.

„Trösten wir uns, mein Freund," sprach sie zu ihm mit ihrer sanften Stimme: „jetzt geht es besser, viel besser; nicht wahr, Trinette?" fügte sie bei, sich wieder an ihre Schwester wendend.

Die junge Kranke machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen und reichte Peeters die Hand. Dieser, welcher für einen Augenblick von dieser Scene durch eine derselben fremde Betrachtung abgewendet worden war, leitete seine Gedanken sogleich wieder auf den gefährlichen

Zustand Trinettens zurück, ergriff die ihm dargereichte Hand, drückte einen Kuß darauf und ließ eine Thräne auf sie niederfallen.

Die Zeit enteilte. Die barmherzige Schwester hatte sich unter die um den Ofen sitzenden Reconvalescenten gemischt, um sie durch ihre wohlwollenden und trostreichen Worte in ihrer Ergebung zu bestärken; sie richtete aber bald ihren Blick wieder auf die Gruppe, die sich an Trinettens Bette gebildet hatte, und sie fürchtete, daß ein längerer Besuch für die Kranke schädlich sein könne, deren fast verzweifelten Zustand sie nicht mißkannte.

„Meine Kinder," sagte sie zu ihnen, sie unterbrechend, „Sie werden mich sehr unerträglich finden, vielleicht für sehr böse halten; um so schlimmer, aber ich muß Sie jetzt wegschicken.

„Noch einen Augenblick, meine Schwester," sagte Marie mit bittendem Blicke.

„Mein Gott," erwiederte die Religiosin, „ich würde selbst sehr glücklich sein, meine theure Schwester, wenn ich Sie längere Zeit hier lassen könnte, denn ich kann mir sehr leicht das Glück denken, welches Sie über Ihr Beisammensein empfinden. Aber wir müssen vernünftig sein. Dieses arme Kind ist so schwach," fuhr sie fort, während ihre Hände die Decke und das Kopfkissen Trinettens ordneten, „und ich würde selbst von dem Arzte gezankt werden, wenn er wüßte, daß ich Sie so lange Zeit bei ihr gelassen habe. Gehen Sie also fort und kommen Sie bald wieder. Seien Sie auch vernünftig, meine theure Schwester, die Sie ein so sanftes, so kluges Aussehen haben."

Marie blickte Trinette an und seufzte. Die barmherzige Schwester nahm sie sanft am Arme.

„Ich gehorche Ihnen, meine Schwester," sagte das junge Mädchen, ohne indessen den Blick von dem Gesichte der Kranken abzuwenden; lassen Sie mich sie noch mal umarmen, und dann wollen wir weggehen."

Als Marie sich aus den Armen ihrer Schwester loswand, suchte diese Peeters mit den Augen, dann reichte sie ihm aufs Neue die Hand und neigte schwach den Kopf als Zeichen des Lebewohls. Peeters antwortete ihr mit einem Lächeln auf den Lippen und mit Thränen im Herzen, dann führte er Marie weg.

Ohne Zweifel hatte die barmherzige Schwester, als sie sich an den Ofen begeben, Françoise das kleine Geschenk von Peeters zugestellt und nicht vergessen, ihr die liebreichen Worte Mariens zu hinterbringen; denn so wie diese sah, daß sie sich von Trinettens Bett entfernten, dem sie zu nahen nicht gewagt hatte, erhob sich die arme Mutter eiligst und lief so schnell auf sie zu, als es ihr ihre noch schwachen Beine erlaubten.

„Dank, meine Kinder, tausend Dank!" rief sie mit ihrer durch die Krankheit geschwächten Stimme; „Ihr habt Mitleid mit der Françoise und ihren armen Kindern gehabt; weder Françoise, noch deren Kinder werden es vergessen!

Peeters und Marie blieben stehen.

„Ihr Name, Mamzelle?" sagte Françoise, als sie bei ihnen stand. „Ich werde ihn immer da, in meinem Herzen bewahren," fügte sie hinzu, eine Hand auf die linke Brust legend.

„Marie," erwiederte leise das junge Mädchen.

„Marie!" wiederholte Françoise, indem sie ihre Stimme erhob; „das ist der Name unserer heiligen Jungfrau. . ."

„Wohlan," fiel ihr Marie in die Rede, indem sie auf das Bett zeigte, in welchem Trinette lag, „beten Sie für meine Schwester da!"

Einen Augenblick später kniete Françoise vor Christus und der Jungfrau nieder, deren Bildnisse im Hintergrunde des Saales hingen. Peeters und Marie setzten unter dem Eindrucke, den der so eben gemachte Besuch auf sie übte, schweigend ihren Weg nach dem Hotel Wladimont fo

Marie war die erste, die das Schweigen unterbrach.

„Ich glaube, daß Trinette sich bald erholt haben wird," sagte sie zu Peeters. „Haben Sie bemerkt, daß sie wieder Farbe bekam?"

„Ja, Mamzelle, ja," versetzte Peeters, in seinen Kummer vertieft, den er vor Marien verbergen wollte, um nicht ihre Ruhe hinsichtlich der kranken Schwester zu stören; „ja, sie wird bald genesen. Man darf es hoffen."

„Wir werden morgen wieder zu ihr gehen, nicht wahr, mein Freund?"

„Ich, ja, . . . ich werde morgen wieder zu ihr gehen," erwiederte er etwas zögernd; „aber Sie, Mamzelle? . . .

„Nun, ich?"

„Morgen werden Sie bei der Frau Herzogin sein; werden Sie dann ausgehen dürfen?"

„Wie können Sie glauben, mein Freund, daß sich meine Gönnerin widersetzen werde, daß ich meine gefährlich erkrankte Schwester besuche?"

„Das ist wahr, aber dann werden wir von verschiedenen Seiten kommen; Sie von der Ihrigen, ich von der meinigen. . . ."

„Warum denn, mein Freund? Ich hoffe, daß wir heute noch von der Frau Herzogin die Erlaubniß erhalten werden, daß Sie mich abholen. . . ."

Peeters fühlte sich aufs Neue heftig aufgeregt; von einer unwillkürlichen Bewegung ergriffen, beschleunigte er seine Schritte.

„Ich," sagte er in abgerissenen Worten, wie wenn er zu sich selbst spräche, „ich . . bei den Vornehmen . . . . bei den Reichen; . . . niemals, Mamzelle Marie, niemals! Sie würden mich fortjagen, sie würden mich durch ihre Diener zur Thüre hinauswerfen lassen . . . . sehen Sie, ich würde vor Scham sterben."

Marie war außer sich vor Erstaunen und konnte sich

die Ursache des Widerstrebens Peeters, mit Leuten der großen Welt in Berührung zu kommen, nicht erklären.

„Sie wegjagen?" sagte sie, „und warum, mein Freund? Weil Sie Arbeiter sind? Weil Sie dem Volke angehören? Aber ich bin doch auch aus dem Volke, und Sie sehen, wie man mich empfängt."

„Das ist ein großer Unterschied, Sie und ich. Ihnen hat man die Ehre gelassen . . . man hat sie Ihnen nicht geraubt; . . . aber ich, wissen Sie? Ich bin zu nichts mehr gut, als mit den Taugenichtsen und mit den Dieben zu leben; und doch weiß Gott, wie sehr ich diese hasse und verabscheue."

„Sie mit Taugenichtsen leben!" rief Marie, immer mehr staunend. „Mein Gott, was wollen Sie damit sagen, Peeters?"

„Später werde ich Ihnen Alles erzählen . . . wenn wir uns wiedersehen werden. Da sind wir, wie ich glaube, an der Thüre des Hotels angelangt . . . ich will läuten, Mamzelle Marie . . . Leben Sie wohl . . . Sie wenigstens werden mich nicht verachten können, manchmal an mich denken!"

Indem Peeters diese Worte sprach, ergriff er den Glockenzug; die Thüre öffnete sich, er machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

„Peeters, ich beschwöre Sie im Namen meiner sterbenden Schwester," rief Marie, „liefern Sie mich selbst in die Hände der Herzogin zurück!"

Bei dieser Aufforderung wagte Peeters weder vorwärts zu gehen, noch sich zu entfernen.

Fünfzehntes Kapitel.

Zusammenkunft.

Wir wollen in die Bibliothek des Herzogs von Wladimont eintreten.

Diese bildet ein längliches, sehr regelmäßiges Viereck; die Verzierungen darin sind reich und großartig; sie ist durch zwei Fenster erhellt, die nach dem Garten des Hotels gehen. Ein schwaches, zum Studium und zum Nachdenken genügendes Licht fällt durch die, zwischen den grünen Sammetvorhängen, deren reiche Draperien sich wellenartig an den Fenstervertiefungen hinziehen, frei gebliebenen Räume herein.

Der Fußboden von St. Lucienholz kostbar gearbeitet, ist mit einem Teppiche von Tournay, von grünem Grunde, in der Mitte mit dem Familienwappen, in den vier Ecken mit einem Herzogshute geschmückt, bedeckt.

Drei Büchergestelle bedecken theilweise das Getäfel, welches blos in seinen Gesimsen durch einen doppelten goldenen Streif geschmückt ist. Der untere Theil dieser Gestelle ist von Mahagoni und bildet Schränke mit massiven Thüren, in welchen die Manuscripte, die Folianten und Quartanten verwahrt sind. Der obere Theil reicht bis an den Plafond, und durch die in Ebenholz gefaßten Gläser entdeckt das Auge in sechs Reihen zusammengedrängt die Schätze der Wissenschaft und der neuen und alten Literatur, in einem gleichförmigen Einbande von auserlesenem Geschmacke.

Der Kamin ist von schwarzem Marmor ohne Adern, ohne Bildhauerarbeit, trägt eine florentiner Bronze in Form einer Pendule, welche Galilei in großem Maßstabe darstellt. Diese Bronze steht auf einem Gesimse von

Serpentin, der mit Porphyr durchmischt, grün und weiß getigert ist. Der gewöhnlich für den Spiegel vorbehaltene Raum nimmt ein Tisch aus Marmor von Siena, bearbeitet durch Simonis Meißel', der ein Meisterstück der Sculptur daraus gemacht hat, ein.

In den wenigen, von den Büchergestellen nicht eingenommenen Stellen erheben sich vier Postamente von schwarzem Marmor, welche in Manneshöhe die Büsten von Corneille, Molière, Voltaire und Buffon tragen, die in weißem Marmor vom reinsten Korne ausgeführt sind.

Eine Bibliothek-Leiter von merkwürdigem Mechanism, Stühle mit ungarischem Leder bezogen und durch ihre Form an den Styl Ludwigs XVI. erinnernd, vollenden dieses glänzende und ernste Meublement.

Der Secretär des Herzogs, der junge Pole, dem wir schon bei Madame Wauters begegneten, sitzt vor einem mit Büchern und verschiedenen Papieren bedeckten Schreibtische; einige geöffnete Briefe liegen vor ihm. In diesem Augenblick hält er, bereit es zu öffnen, in seinen Händen ein in schwarzen Maroquin gebundenes Verzeichniß, welches keine andere Verzierung als die mit goldenen Buchstaben aufgedruckten Worte hat: Asile d'Auderghem.

Der Herzog von Wladimont, Luise und Lucian sitzen am Kamine vor einem lebhaften, flackernden Feuer. Die Herzogin trägt den Arm nicht mehr in der Binde, jede Spur von Schmerz ist verschwunden, und ihre ohnedies schon reizende Physiognomie nahm den Ausdruck edlen Ernstes an, der sie noch mehr verschönerte. In Mitte dieses Kampfes gegen das Böse, den sie so würdig unterhielt, schienen ihr feuriger Blick, ihr glühender Charakter im Schatten ihrer Meditationen auszuruhen, um viel feuriger, viel energischer wieder in dem Momente zum Vorschein zu kommen, in welchem das ausgeführt werden sollte, was ihr Geist ausgedacht hatte.

Vergebens modelt der Graf Epinoy sein Gesicht, ver-

gebens affektirt er in seiner Sprache, in seiner Haltung eine Freiheit des Herzens und des Geistes, die er nicht besitzt. Seine ohnmächtigen Anstrengungen, die ihn beherrschende Gesinnung zurückzudrängen, entgehen dem Herzoge nicht, dessen Blick und dessen angenehmes Lächeln fortwährend unverändert bleiben.

„Herr Walewski," sagte Luise, an den Secretär des Herzogs sich wendend, „wiederholen Sie, ich bitte, die Lage der Pensionäre von Auderghem nach den Briefen und Noten, welche der wurdige Abbé Werbruck an uns gerichtet hat."

„Soll ich nach der Zeitfolge des Eintritts dies thun?" fragte der Secretär, indem er das Verzeichniß, welches er hielt, öffnete.

Die Herzogin machte ein Zeichen der Zustimmung, der Secretär las:

„Wilhelm Covens. Der Herr Abbé Werbruck schreibt, daß dieser junge Mann mit einem vortrefflichen Herzen begabt sei, daß er Gefühl und einen geduldigen und fleißigen Charakter besitze. Er fährt fort, die größten Anlagen für das Zeichnen zu entwickeln, und der mit der Leitung der Malerei beauftragte Künstler hat ihm den Pinsel in die Hand gegeben. Die Fortschritte des Zöglings lassen eine sehr günstige Zukunft ihm prophezeihen."

„Nun, mein Freund," sagte Luise lächelnd zu dem Herzoge, „wir wollen hoffen, daß Ihre Anstalt unserm Lande einen großen Maler geben werde."

„In diesem Falle," entgegnete Herr von Wladimont „wird das Verdienst dieses Resultates auf unsern Vetter Epinoy zurückfallen; denn, nicht wahr, ihm gehört der erste Gedanke an das Asyl von Auderghem?"

Die Herzogin schlug die Augen nieder und schwieg. Der Secretär fuhr fort:

„Nicolaus, Wilhelms Bruder, ist lebhaft, lustig, ungestüm; ein vortreffliches Herz; er zeigt noch keine andere Anlagen als zum Spielen.

„Es ist die seinem Alter eigene Geschicklichkeit," sagte Lucian lachend.

„Und die Mutter dieser beiden Kinder," sagte Luise, „Jeanne Covens, diese wackere Frau, die Sie in dem Gefängnisse des Petits=Carmes gesehen haben, die unserer armen Marie so ergeben war, gewöhnt sich an ihre neue Lage?"

Um diese Frage zu beantworten, nahm Herr Walewski seine Zuflucht zu einem der vor ihm liegenden Briefe und sagte:

„Der Abbé Werbruck schreibt in seinem letzten Briefe, daß die Mutter des jungen Wilhelm und Nicolaus als erste Arbeiterin bei der Wäscherei verwendet wird. Der Verwalter der Anstalt lobt sie wegen ihrer unermüdlichen Thätigkeit außerordentlich. Nichts gleicht," fügt der Abbé bei, dem Glücke dieser Frau seit ihrem Eintritte in Auderghem. Der Name ihrer Wohlthäter schwebt immer auf ihren Lippen; des Abends, nach Beendigung ihrer Arbeit beschäftigt sie sich mit ihren Kindern, die sie mit Zärtlichkeit und Sorgfalt überhäuft."

Die Herzogin seufzte und sagte:

„Wie glücklich würde Marie sein, wenn sie die Lage dieses guten Geschöpfes kennen würde."

Der Secretär nahm das Verzeichniß wieder vor und fuhr fort:

„Die beiden Kinder des Capitäns Beltombe, Eduard und Pauline, fangen an, sich an ihre neue Existenz zu gewöhnen; indessen ist das kleine Mädchen immer traurig und verlangt oft nach seiner Mutter. Mademoiselle Clarissa entwischt oft Abends heimlich aus dem Pavillon des Schlosses, den sie bewohnt, um die Kinder zu sehen und zu trösten; sie hat eine große Zuneigung zu ihnen gefaßt und sie nennen sie schon ihre kleine Mama."

„Herrliches Geschöpf!" rief Luise, „daß es doch in meiner Wahl gestanden wäre, aus ihr meine Gefährtin, meine Freundin zu machen. Wie ich den Zwang bereue

den ich mir auferlegen mußte, um mich von ihr zu trennen, damit sie den Nachforschungen ihres Bruders nicht ausgesetzt war. Herr Walewski," fügte sie bei, indem sie sich an den Secretär des Herzogs wendete, „ich empfehle Ihnen, nie ein Wort zu sprechen, welches den Ort könnte errathen lassen, an welchem sich Fräulein von Bleeden befindet."

„Frau Herzogin," antwortete ehrfurchtsvoll der Secretär, „Verschwiegenheit ist eine der ersten Pflichten des mir übertragenen Amtes, und ich hoffe, sie nie zu vergessen."

„Es ist auch nicht Ihre Nichtverschwiegenheit, gegen die ich Sie auf der Hut zu sein bitte," entgegnete die Herzogin; „aber eine Unbesonnenheit kann in gleicher Weise traurige Folgen haben."

„Das gebe ich zu, Frau Herzogin; aber in meiner Lage ist Besonnenheit nicht minder Pflicht als Verschwiegenheit."

„Ich habe unrecht gehabt, mein Herr, ich erkenne es," erwiederte die Herzogin mit höchster Anmuth. „Seien Sie gegen meine Bemerkung nachsichtig wegen des Grundes, der sie mir diktirte. Es wäre so bedauernswerth, wenn diese junge Person wieder in die Gewalt ihres Bruders fiele."

Von einem so edlen Wohlwollen gerührt, verbeugte sich der junge Secretär mit nachgiebiger Bescheidenheit.

Luise hatte alle Aufklärungen, die sie über die Bewohner des Asyls Auderghem wünschte. Der Secretär empfahl sich und ging weg; die Unterhaltung wurde zwischen dem Herzoge, der Herzogin und Lucian fortgesetzt.

„Haben Sie die Güte gehabt, sich mit Capitän Beltombe zu beschäftigen?" fragte der Graf d'Epinoy.

Der Herzog zog auf diese an ihn gerichtete Frage hastig sein Portefeuille heraus und nahm aus ihm ein Papier.

„Ich bin in der That nicht zu entschuldigen,“ sagte er zu Lucian, „daß ich mich nicht beeilt habe, Ihnen den Erfolg meiner Schritte bei dem Kriegsminister mitzutheilen. Mehrere unserer Officiere werden mit Genehmigung der französischen Regierung nach Algier gehen, um an einer Expedition Theil zu nehmen, die gegen Abd-el-Kader vorbereitet wird. Ich habe für den Capitän Beltombe die Gunst ausgewirkt, unter der kleinen Zahl der Auserwählten zu sein. Hier ist der Befehl zu seiner Abreise. Wollen Sie sich damit belasten, ihm diesen zuzustellen?“ fügte der Herzog bei, indem er Lucian das Papier überreichte, welches er noch in Händen hielt.

„Ich danke Ihnen, Herr Herzog,“ sagte der Graf, indem er es in Empfang nahm. „Es wäre unmöglich gewesen, diesem Officier eine schönere Gelegenheit, sich in seinen eigenen Augen zu rehabilitiren, anzubieten, und er wird davon Gebrauch machen; denn er hat, trotz seiner Fehler, wie ich glaube, Muth. Meine Cousine,“ fügte er hinzu, gegen Luisen lächelnd, „eine Wohlthat geht niemals verloren; ich habe die Bemerkung gemacht, daß dieses Sprüchwort, welches übrigens voll von Moral ist, sehr oft Anwendung findet ...“

„Sollten Sie die Wirkung hievon empfunden haben, mein Cousin,“ unterbrach ihn die Herzogin.

„Ja, gewiß.“

„Und unter welchen Umständen?“

„Bei diesem Capitän selbst,“ erwiederte der Graf. „Wenn wirklich nicht das Verlangen, ein sich nahendes Unglück zu verhüten, mich bestimmt hätte, ihm zu folgen, so würde ich höchst wahrscheinlich nicht Gelegenheit gehabt haben, am folgenden Morgen vor dem Magazin der Madame Wauters vorüberzukommen, in dem Augenblicke vorüberzukommen, in welchem man diese Unglückliche in das Gefängniß schleppte, und ich wäre folglich auch eines, für mich höchst kostbaren Lohnes beraubt worden, eines Lohnes, den ich aber auch in Wahrheit nicht verdient gehabt hätte.“

„Was ist das, mein Cousin?"

„Das Glück, Ihnen die Freude verschafft zu haben, ein neues gutes Werk so vielen andern beizufügen."

„Ich stelle es nicht in Abrede," erwiederte Luise, „ich fühle mich glücklich, wenn ich den Leiden, dem Elende zu Hülfe kommen kann; besonders diesmal bin ich Ihnen, Vetter zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet, denn nur mit Ihrer Hülfe war ich im Stande, das niederträchtigste Complott zu vereiteln, welches je gegen zwei unglückliche, schutz- und wehrlose Frauen angesponnen worden war. Wissen Sie, Lucian, daß wir gerade noch zur rechten Zeit gekommen sind? Einige Minuten später, und die junge Person, von welcher uns Herr Walewski gesprochen hat, wäre mir zuvorgekommen, und ich muß es gestehen, aller Vortheil bleibt ihr. Ich verfügte nach Belieben über einige Goldstücke, die ich aus dem reichen Ueberflusse nahm, welchen ich der großmüthigen Güte meines Mannes verdanke; aber sie, meine Rivalin, beraubte sich ihrer Toilette-Gegenstände, ihres Schmuckes, und für eine Frau ist dieses Opfer groß . . ."

„Besonders für eine Frau in dieser Lage," unterbrach Lucian.

„Mein Cousin," versetzte die Herzogin lebhaft, „dieses Wort ist verletzend, vielleicht ungerecht. Das Unglück, selbst das verschuldete, ist vielmehr zu bedauern, als zu verachten. Ich gestehe es Ihnen, diese junge Person interessirt mich im höchsten Grade; es scheint mir, daß bei ihr viel tiefere Wunden zu finden sind, als die, welche nach der Erzählung des Herrn Walewski eine schöne, menschenfreundliche Seele zerreißen, die sich verirrt hat, in einiger Weise wider ihren Willen verkehrt ist. Ich will eine Heilung versuchen; ja, mein Cousin, ich will dieses junge Mädchen sehen, sprechen; sie wird mich nicht kennen, sie wird nicht wissen, wer ich bin; ich habe bereits meinen Plan entworfen, ich werde ihn noch reiflich überlegen, dann werde ich ihn Ihnen mittheilen. Ich werde

Herrn Walewski bitten, heute noch weitere Erkundigungen einzuziehen, ihre Wohnung zu erfragen . . .

„Sehr gut, Luise," fiel der Herzog ein; „ich sehe, daß unsere Verbindung Früchte trägt; wir dürfen mit der Vergangenheit zufrieden sein; die Zukunft ist verheißungsvoll."

„Die Zukunft!" wiederholte die Herzogin; „o, ich rechne darauf; könnte sie uns unsere gute Marie bald zurückgeben; denn über ihr Verschwinden werde ich mich nie trösten. Finden Sie es nicht seltsam, mein Freund, daß bis zu diesem Augenblicke alle unsere Nachforschungen, und auch die der Verwaltung der öffentlichen Sicherheit durchaus kein Resultat gehabt, nicht eine Spur herbeigeführt haben, die uns einige Hoffnung hätte geben können?" Was mag aus diesem armen Kinde geworden sein?

Herr von Bleeden,' versetzte der Herzog, der geschickter ist, als wir sind, könnte uns vielleicht dieser Ungewißheit entreißen.

„Sprechen Sie nicht so, mein Freund; denn ich schaudere vor dem Gedanken, daß vielleicht Marie von Neuem in die Hände dieses Menschen gefallen sein könnte."

„Mir," bemerkte Lucian, „gibt die Nutzlosigkeit unserer hinsichtlich Mariens angestellten Nachforschungen die Gewißheit, daß sie nicht in dem Teiche von Irelles ertrunken ist, die Ueberzeugung, daß sie durch die Räuber entführt wurde, welche Sie angefallen haben."

„Und zu welchem Zwecke?" fragte Herr von Wladimont.

„Sollte man glauben dürfen," versetzte die Herzogin, „daß der Chevalier von Bleeden so weit gekommen sei, seine Vertrauten unter solchen Menschen zu suchen, die den Finger einer Frau brechen, um zu stehlen?"

Unser Cousin d'Epincy ist etwas in die Geheimnisse des Chevaliers eingeweiht," versetzte der Her „sollte er uns nicht in dieser Hinsicht belehren kön

„Durchaus nicht, Herr Herzog," antwortete Lucian, „seit einiger Zeit habe ich bemerkt, daß der Chevalier keine Verbindung mit den Mitgliedern der Association unterhält . . ."

„Von der Sie ein Mitglied zu sein die Ehre haben," fiel die Herzogin boshaft ein.

Lucian verbeugte sich scherzhaft, als Zeichen der Zustimmung und griff die letzten Worte der Herzogin auf. Indem er sie wiederholte, sagte er:

„Ja, meine Cousine, von der ich ein Mitglied zu sein die Ehre habe. Der Chevalier setzt uns, so denke ich wenigstens, bloß von jenen Dingen in Kenntniß, die er nicht geheim halten will, und er hat auch von uns noch eine zu schlechte Meinung, als daß er uns so weit vorgerückt glauben sollte, um würdig genug zu sein, eine Mittheilung dieser Art zu erhalten."

„Sie sind ein Beobachter, Lucian," sagte die Herzogin, fein lächelnd.

Ist dies eine Eloge oder ein Epigramm?" fragte Lucian.

„Wie Sie es nehmen wollen."

„In diesem Falle betrachte ich es als Epigramm, und ich verdiene es," entgegnete der Graf; „denn ungeachtet meiner Sorgfalt, diesen verwünschten Chevalier zu beobachten, trotz meines Studiums in Analysirung seiner Handlungen und Geberden, in Auslegung seiner Worte, habe ich nichts entdeckt, was mir hätte zeigen können, ob er dem Verschwinden Mariens fremd sei, oder nicht. Ich versichere Sie, theure Cousine, daß der Chevalier ein geschickter Taktiker ist."

„Diesen Titel mögen Sie immerhin für ihn vindiciren, mein Cousin," erwiederte die Herzogin; „denn die Geschicklichkeit seines Feindes zu rühmen, ist ein sehr geeignetes Mittel, die schlimme Wirkung einer Niederlage zu schwächen."

„Ha, meine Cousine, Sie greifen mich sehr lebhaft an," entgegnete der Graf; „aber . . ."

Ein Bedienter öffnete einen Thürflügel und kündigte an: „Herr Bassett."

Der gute Professor erschien mit einer ganz trostlosen Miene.

„Auch ich muß Sie belästigen," sagte er, indem er den Sitz einnahm, den ihm die Herzogin mit dem Finger bezeichnet hatte, um ihn einzuladen, sich zu setzen; „entschuldigen Sie mich, Frau Herzogin, allein ich vermochte nicht, achtundvierzig Stunden vorübergehen zu lassen, ohne mich zu überzeugen, ob nicht irgend eine gute Nachricht hinsichtlich meines Zöglings eingelangt sei; denn so oft ich komme, hoffe ich immer, sie hier wiederzusehen."

„Ach, mein theurer Professor," erwiederte die Herzogin, „wir befinden uns noch immer in derselben Unruhe, in der gleichen Ungewißheit über unsere Marie. Alle unsere Schritte, sie wieder zu finden, waren erfolglos."

„Das ist wahrhaft seltsam!" rief Herr Bassett aus. „Sehen Sie, Frau Herzogin," fuhr er mit einer Naivetät fort, die eine Folge seiner glücklichen und freimüthigen Natur war, „der Verlust eines alten Freundes, eines Verwandten hätte mir keine größere Betrübniß erweckt, als das Verschwinden dieses theuren Kindes in mir erweckte. Sie ist stärker als ich; ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ich sie nie wiedersehen, daß ich nie mehr ihre reizende Stimme hören solle, wie sie sich unter den Rathschlägen meiner alten Erfahrung modulirt."

„Vortrefflicher Freund!" sprach die Herzogin, die Hand ihres alten Lehrers drückend. „Ihr Kummer, der so schmeichelhaft für dieses interessante Kind ist, macht uns den Verlust desselben noch fühlbarer; indessen wollen wir noch hoffen!"

„Hoffen, Frau Herzogin! O, ich glaube daran keinen Mangel zu haben," erwiederte lebhaft der gute Professor.

„So oft ich in der Straße ein junges Mädchen von anmuthiger Haltung, von leichtem Gange sehe, fängt mein Herz gewaltig zu schlagen an, ich laufe, ich nähere mich ihm, ich betrachte es, und ganz niedergeschlagen sage ich zu mir: Sie ist es nicht. Dann klage ich mich der Thorheit an; denn, in der That, wenn Marie die Freiheit hätte, es zu thun, würde sie sich nicht beeilen, sich zu den Füßen ihrer edlen Wohlthäterin zu werfen?“

Herr Bassett,“ sagte der Herzog, welchem diese Worte des Professors ein wahrhaftes Vergnügen machten, „diese Theilnahme, welche Sie für die junge Schützlingin meiner Frau an den Tag legen, ist in meinen Augen ebenso ehrenvoll für den Lehrer, als für den Zögling.“

„Herr Herzog,“ erwiederte der alte Professor, indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte, „ich nehme Ihre wohlwollenden Worte dankbar an; aber gebühren sie mir? Ich glaube es nicht; denn gibt es neben dieser Sympathie für eine auserwählte Natur keinen Egoismus des Lehrers für seinen Zögling. Ich wiederhole es, Marie war bestimmt, eine große Sängerin zu werden, und ich hoffe es; denn,“ fügte er bei, an Luisen sich wendend, „was würde für uns demüthige Lehrer, die wir die Kunst lehren, ohne irgend einen Reiz darin auszudrücken, unser Ruhm sein, wenn er sich nicht theilweise aus den Erfolgen unserer Zöglinge bilden würde?“

Sechszehntes Kapitel.

Große Freude.

Die Herzogin öffnete die Lippen, um auf die zarte Galanterie des Herrn Bassett zu antworten, als durch die

ungestüm geöffnete Thüre ein Bedienter hereinstürzte, der bis in die Mitte der Bibliothek eilte.

„Was wollen Sie?“ fragte der Herzog, der über dieses, gegen die Gewohnheiten der Leute seines Hauses verstoßende Benehmen erstaunt war.

Bei den strengen Worten seines Gebieters erkannte der Diener seinen Fehler; seine Verwirrung vermehrte sich, er vermochte nicht, ein Wort zu sprechen.

Luise hatte Mitleid mit seinem Ungemach und suchte ihn zu ermuthigen.

„Lassen Sie hören, Franz,“ sagte sie voll Güte zu ihm, „woher diese Eile, diese bestürzte Miene?

„Ich bitte den Herrn Herzog und die Frau Herzogin um Verzeihung,“ sagte Franz, indem er sich von seiner Bestürzung etwas erholte, „aber die Ursache davon war Folgendes: „während ich meinen Dienst verrichte, blicke ich einen Augenblick durch die Scheiben in den ersten Hof, ich bemerke den Thurhüter, er war aus seinem Zimmer herausgetreten, Frederic, der Jäger, und Jean, der Kutscher, plauderten mit ihm. „Was machen sie denn?“ sagte ich für mich, es ist keine Zeit, die frische Luft zu genießen.“ Nun öffnete ich, ohne gerade neugierig zu sein, das Fenster, steckte den Kopf hinaus, und was sehe ich? Das große Thor steht offen, und an demselben steht eine junge Person, welche einen Arbeiter bestimmen wollte, einzutreten, während sich dieser aus allen Kräften dagegen wehrte. Im nämlichen Augenblicke höre ich Frederic und Jean freudig rufen: Mamzelle Marie! Mamzelle Marie!“

Marie!“ rief Luise, indem sie aufsprang.

„Marie!“ wiederholten der Herzog, Lucian und Herr Bassett, indem sie dieser Bewegung folgten.

Die Herzogin war bereits in die Gallerie geeilt, deren Fenster in den ersten Hof des Hotels gingen; eines derselben war offen geblieben, sie lief an dasselbe, ihre Augen begegneten jetzt denen Mariens, das Mädchen stieß einen Freudeschrei aus, und auf den Fittigen der Dankbarkeit die

Treppe hinaneilend, fiel sie eine Secunde später der Herzogin zu Füßen, diese aber hob sie auf, um sie an ihren Busen zu schließen.

Wir verzichten darauf, diese Scene zu schildern. Worte vermögen nicht, eine große Freude des Herzens zu malen; der Schriftsteller hat sein Ziel erreicht, wenn es ihm gelungen ist, sie anzudeuten. Von dem Herzoge, seiner Frau und von Lucian nach der Reihe mit derselben Theilnahme empfangen, lief endlich Marie auf Herrn Bassett zu, der im Zimmer herumsprang, seinen Hut und seinen Stock abzulegen suchte, um besser im Stande zu sein, seinen Zögling in seine Arme zu schließen.

„Nun, Mademoiselle Marie," sagte er, sie an seine Brust drückend, „wann werden wir unsere Lectionen wieder anfangen?"

Mariens Antwort bestand in einem anmuthigen Lächeln; ihr auf die Herzogin gerichteter Blick schien von dieser den Ausspruch ihres Willens erbitten zu wollen.

„Mäßigen Sie Ihren Eifer ein wenig, mein theurer Professor," sagte Luise, „und lassen Sie diesem theuren Kinde Zeit anzukommen, sich wieder zurecht zu finden."

Herr Bassett fühlte sich nicht getroffen, indessen erwiederte er mit aufgeworfenem Kopfe:

„Es wäre indessen doch gut, Frau Herzogin, die verlorene Zeit wieder einzubringen."

„Nun, ich füge mich gerne Ihrer Ungeduld," entgegnete die Herzogin; „morgen um ein Uhr wird Marie ihre Lectionen wieder beginnen; bis dahin haben wir Zeit zu plaudern. Dieses liebe Kind wird uns so viele Dinge zu erzählen haben," fügte sie, an Marie sich wendend, und sie aufs Neue umarmend, bei.

Jetzt blickte das Mädchen mit einer Art Unruhe nach der Thüre, die offen geblieben war.

„Was wünschen Sie?" fragte die Herzogin theilnehmend.

Marie schlug die Augen nieder und erwiederte voll Bescheidenheit und Schüchternheit:

„Ich suchte Peeters... er hat mich hieher geführt... ich fürchte, daß er weggegangen sei, und doch hätte ich sehr gewünscht, ihn Ihnen vorzustellen; denn ihm verdanke ich das Glück, Sie wieder zu sehen. Ich war der größten Gefahr preisgegeben, und er hat sein Leben eingesetzt, um das meinige zu retten . . ."

„Aber warum ist er Ihnen nicht bis hieher gefolgt?" fiel der Herzog ein.

„Ohne Zweifel hat er es nicht gewagt, Herr Herzog; denn es kostete mir viele Mühe, ihn so weit zu bringen, daß er bis in den Hof ging."

„Was fürchtet er?" fragte Lucian.

„Peeters hat das beste und großmüthigste Herz der Welt, Herr Graf," entgegnete Marie, „aber er hat auch ganz außerordentliche Ideen. Ich habe ihm viel von dem Wohlwollen des Herrn Herzogs, von der Güte der Frau Herzogin erzählt; er wollte aber nichts hören. Auf Alles, was ich ihm sagte, erwiederte er, daß ein Mensch seiner Gattung, besonders nach dem, was ihm begegnet, nicht würdig sei, in ein Haus, wie das des Herrn Herzogs, einzutreten."

„Von welchem Ereignisse sprach er?" fragte Luise theilnehmend.

„Ich kann es nicht sagen; wenn ich ihn fragte, erwiederte er mir, daß er mir später Aufklärung geben werde, und da ich bemerkte, daß ihm meine Fragen peinlich waren, bestand ich auf denselben nicht weiter.

„Vielleicht ist er noch nicht weggegangen," sagte der Herzog, indem er die Klingel zog.

Franz erschien.

„Ist die Person, welche Mademoiselle Marie begleitet hat, noch im Hotel?" fragte der Herzog.

„Ja, Herr Herzog," antwortete Franz, „sie plaudert mit Jean und Frederic in dem Vorplatze; sie bestürmen ihn mit Fragen.

Lucian stand auf.

„Meine schöne Cousine," sagte er, an die Herzogin sich wendend, „erlauben Sie mir, als Ihren Gesandten mich darzustellen und in Ihrem Namen den braven Burschen einzuladen, Ihren Dank für seine Hingebung für eine Person hinzunehmen, die wir alle lieben."

„Sie sind meinen Wünschen zuvorgekommen, Vetter," erwiederte Luise.

Der Graf ging weg und kam nach kurzer Zeit mit Peeters zurück, den er nach sich zog, der zitterte und sehr aufgeregt war.

Lucian setzte sich wieder an seinen Platz, Peeters blieb unbeweglich an der Thüre stehen. Trotz der Kälte war sein Gesicht mit Schweiß bedeckt; so groß war seine Aufregung.

„Nähern Sie sich, mein Freund," sagte der Herzog gütig.

Diese Worte erzeugten in Peeters eine nervöse Aufregung; sein Mund war halb geöffnet, seine Zähne klapperten. Luise betrachtete ihn mit einem, mit Bedauern gepaarten Staunen. Ungeachtet ihrer natürlichen Schüchternheit, die durch eine ehrfurchtsvolle Furcht vor ihren Wohlthätern gesteigert wurde, nahte sich Marie, gerührt durch die Lage ihres Befreiers, diesem, und nahm ihn bei der Hand, um ihn vorwärts zu führen. Allein Peeters setzte sich wie eine leblose Masse in Bewegung; seine Füße erhoben sich und sanken wieder schwerfällig nieder; dann verfiel er wieder in seine Unbeweglichkeit.

Der Herzog wurde durch eine solche gänzliche Erschlaffung, deren Ursache er sich nicht erklären konnte, gerührt, und er fuhr fort:

„Marie hat uns gesagt, daß sie Ihnen das Leben verdanke, daß sie ein Opfer Ihrer Hingebung, Ihres Strebens sie zu retten, hätten werden können. Die Frau Herzogin und ich, wir schätzen uns glücklich, wenn wir Ihnen einen Beweis unserer aufrichtigen Dankbarkeit für Ihre edle Handlungsweise geben können; indem wir dieses

erwarten, geben Sie mir, mein braver Freund, Ihre Hand, damit ich sie herzlich drücke.

Peeters stand wie verstört, wie vernichtet.

Der Herzog von Wladimont, groß durch seinen Namen, berühmt durch seiuen Titel, seine unermeßlichen Reichthümer und seine edlen Eigenschaften, war einer jener ausgezeichneten Menschen, deren Namen den Leuten aus dem Volke sich mit einem solchen Vorurtheile entgegenstellt, daß diese es kaum wagen, sich auch nur in Gedanken ihm zu nahen, so unfähig finden sie sich, zu der Höhe ihrer Lage emporzuklimmen. Und hier fand sich nun Peeters, der arme Arbeiter, der sich in seinem naiven Vorurtheile verpflichtet glaubte, vor Seinesgleichen sein, unter dem Gewichte eines großen Irrthums, oder besser einer großen socialen Ungleichheit erliegendes Haupt zu beugen, hier fand sich also Peeters plötzlich in das Innere eines jener Eldorado's versetzt, welches das Volk kaum von Weitem mit unsicherem, furchtsamen Blicke zu betrachten sich getraut. Hier war er plötzlich in Berührung mit jenem majestätischen, fürstlichen Leben, hinsichtlich dessen seine Einbildungskraft nie daran gedacht hätte, die Entfernung zu überschreiten, welche ihn davon trennte. Da breitet sich überall vor seinen Blicken, zu seinen Seiten ein Luxus, eine Herrlichkeit aus, die ihn verwirren, bestürzt machen; da berauschen sich seine Sinne, die an den Geruch des Kothes und des Schmutzes gewohnt sind, in einer balsamischen Atmosphäre. Da ist es, wo Peeters, Paria unter den Parias, dem Herrn aller dieser Reichthümer, dem Gebieter über diese Herrlichkeiten gegenüber steht. Er sieht die Hand eines großen Herrn ausgestreckt, um die seinige herzlich zu drücken; er vernimmt sanfte, anmuthige Worte, welche eine junge Frau, eine der schönsten und edelsten des Königreichs, an ihn richtet, und so bleibt er wie eingewurzelt, wie versteinert stehen. Vergebens sagt ihm ein instinktmäßiges Gefühl, welches sich anstrengt, die seinen Verstand verfinsternden Wolken zu zerstreuen, daß er

so, nicht ohne zu handeln, ohne zu antworten, bleiben solle; seine Zunge bleibt eisig. Es geschieht darum, weil ihn ein Gedanke unversöhnlich, unaufhörlich verfolgt, weil er ihn in diesem Augenblicke beherrscht, ihm zuruft, daß er immer noch Peeters, der Verurtheilte, der durch einen Richterspruch geschändete sei, und dieser Gedanke erstickt seine Stimme, hemmt seine Bewegungen.

„Nun, mein Freund,“ fuhr der Herzog fort, „wollen Sie mir denn die Hand nicht reichen?“

Bei diesen, mit dem innigsten Wohlwollen ausgesprochenen Worten des Herzogs trat Peeters aus seiner scheinbaren Betäubung heraus, streckte seine Hand aus, zog sie aber auf der Stelle mit einer convulsivischen Bewegung wieder zurück.

„Nein, niemals!“ rief er. „Das hieße Sie betrügen, und das will ich nicht.“

„Uns betrügen! Wie das, mein Freund?“ fragte der Herzog in einem noch freundlicheren Tone.

„Weil Sie, wenn ich Ihnen meine Hand reichen würde, glauben könnten, die Ihrige einem Menschen zu reichen, der wie ein anderer Mensch ist,“ erwiederte Peeters; „allein ich, Herr Herzog, ich bin ein unglücklicher Verurtheilter, wegen Diebstahls Verurtheilter,“ wiederholte er, indem er seinen Kopf auf die Brust hinabsinken ließ.

Bei diesem Geständnisse machten alle Umstehenden eine unwillkürliche Bewegung. Das Wort „Verurtheilter“ gießt immer, unter welchen Umständen es auch immer ausgesprochen wird, eine Kälte in das Herz. Indessen erhob sich der Herzog bald wieder aus dieser Ueberraschung.

„Ihre Gewissensbisse, die Reue, die Sie an den Tag legen,“ sagte er zu Peeters, „müssen Sie vor ehrlichen Leuten Gnade finden lassen, und wie groß auch Ihr Fehltritt gewesen sei . . .“

Peeters erhob das Haupt.

„Mein Fehltritt!“ rief er, „o, ich habe mich keiner schlimmen That schuldig gemacht . . . meine Unschuld

wurde erkannt ... aber es war zu spät ... ich war verurtheilt!"

Der Unglückliche begleitete diese letzten Worte mit einem Strome von Thränen, die er vergeblich zurückzuhalten suchte. Luise hatte schon das Vorgefühl gehabt, daß ein schwerer, schrecklicher Kummer die Seele dieses Mannes quäle. Was sie gehört hatte, gab ihr die Hoffnung, daß er des Mitgefühls würdig sei, welches sie für ihn empfand, und es erwachte ein um so lebhafteres Interesse an seinem Unglücke in ihr.

„Sie haben wohl viel leiden müssen, mein Herr," sprach sie zu ihm mit einer aus Theilnahme zitternden Stimme. „Wenn die Erzählung Ihrer Leiden von Personen, welche zur Theilnahme geneigt sind, Ihnen Erleichterung gewähren kann, so nehmen Sie Platz und erzählen Sie uns die Einzelnheiten eines Ereignisses, dessen Opfer Sie gewesen zu sein scheinen."

Siebenzehntes Kapitel.

Wer ist der Schuldige.

Jedes der Worte der Herzogin war auf Peeters Herz wie ein Tropfen eines wohlthätigen Thaus gefallen. Luise überschaute ihn von der ganzen Höhe ihres göttlichen Blicks; der capon du rivage warf sich, fortgerissen, unterjocht, auf einen Stuhl, welchen in demselben Augenblick Marie hinter ihn gestellt hatte, und alle sammelten sich, um ihn zu hören.

Peeters erzählte:

„Capons du rivage nennt man gewöhnlich die Arbeiter im Hafen, welche die Schiffe beladen und entlasten. Dies war das Handwerk meines Vaters; er gab es mir. Ich übte es seit den Tagen meiner Jugend aus, ohne daß man mir je auch nur den geringsten Fehler hätte vorwerfen können, bis vor ungefähr vier Jahren. In dem Augenblick, in welchem ich bei meiner Mutter, bei welcher ich wohnte, und der ich, denn mein Vater war todt, die einzige Stütze in ihrem Alter gewesen, eingetreten war, klopfte man an unsere Thüre. Ich ging hinaus, um zu öffnen, und wie groß war mein Erstaunen, als ich den Polizeicommissär unserer Section, der von zwei Männern begleitet war, erkannte. Wider meinen Willen erregte seine Gegenwart, sein strenges Gesicht mich sehr; er fragte mich, und ich antwortete ihm stotternd.

„Wir besaßen nichts als einen Schrank und eine Kommode, er forderte mir die Schlussel hiezu ab, und ich gab sie ihm. Er und seine Leute begannen Alles herumzu wühlen, alle unsere Effecten zu untersuchen. Wir sahen zu, ich mit Staunen, meine Mutter mit Zittern. Sie legten alle meine Hemden auseinander, in einem derselben hatte ich meine Ersparnisse versteckt, wie dies bei uns armen Leuten gebräuchlich ist. Sieben Goldstücke, welche meinen kleinen Schatz bildeten, fielen auf den Boden, die Begleiter des Commissärs hoben sie auf und stellten sie ihm zu. Woher habt ihr das Gold? fragte mich dieser. — Das sind meine Ersparnisse, antwortete ich ihm. — Ihr lügt, erwiederte er. — Das Blut stieg mir ins Gesicht, trotz des Anblicks der Schärpe, die um seine Lenden hing, würde ich mich auf ihn gestürzt haben, hätte mich nicht ein Blick meiner Mutter zurückgehalten. — Ich sage die Wahrheit, Herr Commissär, begnügte ich mich, ihm zu antworten. Woher wollen Sie denn, daß dieses Gold mir zugekommen sei? fügte ich bei. — Ihr wißt es ebensogut, als ich, antwortete er, ich habe nicht nothwendig,

es Euch zu sagen. Es kommt aus der Börse des Patrons des Fahrzeugs, welches Ihr gestern besucht habt. Diese Börse wurde ihm gestohlen, sie enthielt acht Wilhelme und einige Stücke Münzen. Ihr habt ohne Zweifel schon ein Goldstück und die Münze durchgebracht; diese sieben andern sind der Rest.

„Ich erblaßte; ich fühlte meine Beine wanken, meine arme Mutter bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und schluchzte. Der Commissär setzte hiezu: Der Patron hatte seine Börse und sein Sacktuch auf eine kleine Kiste gelegt, welche in dem hintern Zimmer stand. In diesem Augenblicke wart Ihr allein mit ihm auf dem Schiffe; er entfernte sich einen Augenblick, und als er zurückkam und seine Börse wieder zu sich nehmen wollte, war sie verschwunden. Ihr wart so eben weg gegangen.

„Der Commissär forderte mich auf, mein Verbrechen zu gestehen, um die Nachsicht meiner Richter zu verdienen; er nannte meine Weigerung Verstocktheit, und befahl mir, ihm in das Gefängniß zu folgen. Als ich fortging, fiel meine gute Mutter besinnungslos nieder.

Einen Monat später, führte man mich in das Cabinet eines Richters. Dieser sprach ungefähr dieselben Worte, welche der Commissär gesprochen hatte. Ein Schreiber schrieb seine Fragen und meine Antworten nieder, man signalisirte mich und führte mich in das Gefängniß zurück. Einige Tage vor meiner Verurtheilung besuchte mich ein Advokat, den meine Mutter schickte. Sie hatte alle unsere Effekten verpfändet, um ihn zu bezahlen. Er kündigte mir an, daß er mit meiner Vertheidigung beauftragt sei, und forderte mich auf, mich freimüthig gegen ihn auszusprechen. Ich sagte ihm Alles, was ich geeignet hielt, ihn von meiner Unschuld zu überzeugen; er verließ mich, indem er mir sagte, daß meine Sache bedenklich, daß übermorgen der Tag meines Gerichts sei. Wirklich wurde ich an diesem Tage, um zehn Uhr Morgens, vor meine Richter geführt. Als ich auf einer Bank zwischen

zwei Gensdarmen saß, wendete ich meinen Kopf zurück und bemerkte meine Mutter, welche in einer Ecke des Saals weinte. Ich suchte sie durch meinen Blick zu beruhigen; denn ich hatte mir nichts vorzuwerfen, war ruhig, und hatte Vertrauen. Ich hätte eher an das Ende der Welt, als an meine Verurtheilung geglaubt.

„Der Präsident war von zwei Richtern umgeben. Er befahl mir aufzustehen, und stellte eine Menge Fragen an mich, die ich so gut ich konnte beantwortete, ohne viel davon zu verstehen. Hierauf ließ man den Patron des Fahrzeugs und zwei oder drei andere Personen sprechen. Als dies vorüber war, erhob sich ein Gehülfe des Staatsanwalts um zu sprechen, und er setzte aus allem dem, was von mir und von den andern gesagt worden war, eine Geschichte zusammen, über die ich selbst erstaunte. Diese Geschichte war in der That so gut verfaßt, daß ich als schuldig erscheinen mußte, und wenn mein Name nicht von Zeit zu Zeit wiederholt worden wäre, so hätte ich geglaubt, daß von einem andern die Rede sei. Das Alles machte mir indessen nichts, denn ich baute fest auf meine Unschuld. Ich betrachtete momentan die Richter; ich glaubte zu sehen, daß der Präsident und der Richter zu seiner Rechten mit Vergnügen die Geschichte des Staatsprokurators hörten. Nach diesem nahm mein Advokat das Wort und sprach lange; er erzählte eine Geschichte, die ganz das Gegentheil von der des erstern war. Diesmal schien es mir, daß seine Worte den beiden erstern Richtern nicht so viel Vergnügen machten, daß aber im Gegentheil der Richter links mit mehr Aufmerksamkeit auf sie hörte, als auf die ersteren. Bah, sagte ich zu mir selbst, die Geschichte des Prokurator gefällt diesen beiden mehr, und die meines Advokaten diesem da. Ich war nichtsdestoweniger ruhig; denn ich wußte ein Ding, daß ich nicht gestohlen hatte, und in meinem kleinen Raissonnement sagte ich mir, daß es keinen Grund abgebe, mich zu verurtheilen, weil man die Börse des Patrons genommen oder

gefunden habe, weil ich einen Augenblick auf dem Fahrzeuge geblieben war, und weil ich meine Ersparnisse in der Kemode hatte. Nichts schien natürlicher als dies. So waren meine Gedanken.

„Endlich erhoben sich die Richter und zischelten mit einander einige Minuten lang. Hierauf sprach der Präsident wieder, und als ich ihn sagen hörte, daß er mich des Diebstahls für schuldig halte und mich zu dreijährigem Gefängnisse verurtheile, fühlte ich, daß meine Beine und mein Kopf taub wurden, wie wenn sie von Blei wären... ich hatte keine Gedanken mehr . . . gar nichts mehr, ja, ich war vollkommen stumpfsinnig.

„Erst bei meiner Zurückkunft in das Gefängniß sah ich, wie entsetzlich mein Schicksal sei. Meine Mutter war alt, von keiner festen Gesundheit, sie hatte nichts als meine Arbeit, um zu leben. Mein Gott, was sollte aus ihr werden?

„Drei Monate vergingen, eines Tags ließ man mich auf die Gerichtsschreiberei kommen und setzte mich in Kenntniß, daß meine Mutter gestorben sei. Sie war vor Elend gestorben, Herr Herzog, aus Hunger, in Folge des Schmerzes!"

Bei der Erinnerung an seine Mutter verfiel Peeters in eine neue Aufregung; er bemühte sich vergebens das Schluchzen zu unterdrücken, welches seine Brust zu zersprengen drohte.

Alle Anwesenden hatten diesen Theil seiner Erzählung mit wachsender Theilnahme, mit Bangigkeit angehört, die Herzogin und Marie hatten Thränen in den Augen. Einem so großen Schmerze gegenüber schwiegen Alle; denn solche Qualen zu erleichtern, gibt es keine Worte.

Als Peeters seine Fassung wieder erlangt hatte, fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Dem tiefen Schmerze, den mir der Tod meiner Mutter verursacht hatte, folgte eine vollständige Gefühllosigkeit; ich dachte nicht mehr, ich handelte, aß und trank

wie ein Vieh, weil ich Hunger, weil ich Durst hatte; mit einem Worte, ich war zum Thiere geworden! Eines Morgens, ich war ein Jahr lang schon im Gefängnisse, kam der Advokat, der vor dem Tribunale für mich gesprochen hatte, zu mir; sein Gesicht strahlte vor Freude. „Mein Freund,“ rief er, als er mich erblickte, „Ihre Unschuld ist erkannt worden, Sie werden in Freiheit gesetzt werden.“ Als ich von der Aufregung, welche diese Nachricht mir verursachte, zu mir gekommen war, fuhr er fort: „Es sind acht Tage verflossen, seit der Patron des Fahrzeugs, auf welchem Sie den Diebstahl begangen haben sollten, nachdem er sein Fahrzeug vollständig entlastet und geleert hatte, die Kammer im untern Schiffsraume reinigen ließ, und dort, unter den Dielen seines Zimmers versteckt, seine Börse und sein Sacktuch wieder fand. Jetzt erst erinnerte er sich, daß er beides wirklich dahin gebracht hatte. Ganz verzweifelt kam er zu mir und erzählte mir seinen entsetzlichen Irrthum. Wir haben gemeinschaftlich die erforderlichen Schritte gethan, und Sie werden nun frei werden.“

„Ich richtete mich wieder auf, ich fühlte mich stolz und erhoben. So hat man also, rief ich, ein zweites Urtheil gefällt, welches meine Unschuld anerkennt und das frühere vernichtet? — „Nein,“ erwiederte er, „das Gesetz steht dem entgegen, aber die Begnadigungsurkunde wird Ihnen ausgefertigt werden.“ Dann entfernte er sich.

„Als ich allein war, suchte ich mir zu erklären, wie es komme, daß das Gesetz es zulassen könne, daß man einen Unschuldigen verurtheile, daß es aber nicht die Macht habe, ein anderes Urtheil fällen zu lassen, welches das erstere vernichtet, wenn die Unschuld des Verurtheilten erkannt worden. Einem Menschen, der unschuldig ist, Gnade zu ertheilen, das wollte mir nicht in den Kopf; ich verstand es nicht.

„Einige Tage später trat ich aus dem Gefängnisse; ich fand leicht Arbeit; denn mein Handwerk ist ein schweres, ein ermüdendes. Um es auszuüben, muß man kräftig

sein, und muß das Arbeiten lieben. Auch feiert man in unserm Stande nicht. Bald bemerkte ich indessen, daß meine Kameraden nicht gerne mit mir lachten, nicht gerne mit mir tranken; wo ich war zischelte man, oder man sprach mit leiser Stimme, man warf mir verächtliche Blicke zu. -Wenn ich auf ein junges Mädchen lächelte, wendete es den Kopf ab; wenn ich mich nahte, entfernte es sich. Es geschah, weil es für alle ein Urtheil gab, welches mich verurtheilte, dagegen aber keines, welches meine Unschuld aussprach. Sie glaubten ohne Zweifel, was ich glaubte, daß die Gnade nur für Schuldige, nicht für Unschuldige gehöre.

„Als ich überzeugt war, daß mich Jedermann floh, faßte ich den Entschluß, allein zu bleiben, um mich nicht stets einem kalten, mitunter verächtlichen Empfange auszusetzen. Allein die Einsamkeit muß auch nicht für mich gepaßt haben; denn der Kummer bemächtigte sich meiner. Um dieser Abgeschiedenheit, die mich tödtete, zu entgehen, besuchte ich gefühllos schlechte Gesellschaften. Anfangs litt ich weniger, denn ich wurde dort wie ein Gleicher behandelt; aber bald wurde ich mir selbst unausstehlich; diese Brüderschaft mit Leuten von schlechtem Lebenswandel, klärte mich über meine Stellung auf. Ich war gut, ehrbar geblieben, aber dennoch war ich erniedrigt, herabgewürdigt.

„Nun, Herr Herzog, da Sie den Unglücklichen kennen, der vor Ihnen steht, werden Sie mein Scham, meine Verwirrung begreifen, als ich so plötzlich vor Ihnen stand; Sie werden mein Entsetzen, als ich Ihre Hand der meinigen sich nahen sah, um sie zu drücken, entschuldigen."

In edlen Seelen erregt ein großes Unglück, wie große Tugend, einen lebhaften Enthusiasmus; ihre Wirkung ist augenblicklich, unwiderstehlich. Vor seiner Erzählung war Peeters für alle in der Bibliothek des Herzogs Versammelte nichts als ein guter, braver, großmüthiger Arbeiter; jetzt erschien er ihnen in der Glorie des Märtyrerthums, welches

seine Leiden ohne Bitterkeit ausgießt, eines Märtyrerthums, welches von denen, die es niederdrücken, einen Blick des Mittleids, ein wohlwollendes Lächeln erhält.

„Mein Freund,“ sagte der Herzog zu ihm, von einer innigen Rührung durchdrungen, und seine Hände herzlich drückend, „Sie sind ein edles Herz! Sie wurden auf eine schreckliche Weise gemartert; aber jetzt trösten Sie sich, richten Sie den Kopf wieder stolz in die Höhe, blicken Sie der Gesellschaft wieder ins Angesicht, aber um ihr zu verzeihen; denn sie ist Ihnen gegenüber schuldig. Seien Sie nachsichtig; denn sie wird nie im Stande sein, das Ihnen zugefügte Uebel wieder gut zu machen. Wenn Sie hie und da der Verachtung noch einmal begegnen, so haben Sie Mitleid und seien Sie getröstet, denn nicht ein einziger ehrbarer Mann, welchem Range er auch angehöre, wird sein, der nicht stolz darauf wäre, Ihnen seine Achtung und seine Freundschaft zu weihen.“

Auf dieses ehrenwerthe Zeugniß der Sympathie des Herzogs für sein Unglück und für seinen schönen Charakter sah Peeters die sprechendsten Beweise der Theilnahme Luisens und Lucians folgen, und auch der treffliche Musiklehrer wollte nicht ermangeln, ihm den Tribut seinen Bewunderung zu entrichten.

„Mein vortrefflicher Freund,“ sagte er zu ihm, indem er sich vor ihn stellte, „Bassett ist ein Greis von geringer Bedeutung, aber er darf sich schmeicheln, stets nur die Hand ehrbarer Leute von Herzen gedrückt zu haben. Geben Sie mir die Ihrige, und ich werde mich dann rühmen können, daß die meinige nie von einem würdigeren und achtungswertheren Manne gedrückt worden.“

Marie, dieses anbetungswerthe Kind, betrachtete diese Scene mit Entzücken; sanfte Thränen. rollten über ihre Wangen herab.

„Nun, Peeters,“ sagte sie im Tone liebreichen Vorwurfs, „und doch hatten Sie nicht kommen wollen.“

Peeters war von seinem Glücke hingerissen.

„Mamzelle Marie!“ rief er, „Mamzelle Marie! . . . Ja, ja . . . . aber konnte es der arme Peeters erwarten?“

„Ich danke Ihnen für mich, für ihn, für all' Ihre Güte,“ fuhr Marie fort, indem sie ihr dankbares Auge auf alle Theilnehmer dieser Scene richtete. „Aber Peeters verdient sie in der That; denn zu dem, was Sie gehört haben, muß ich hinzufügen, daß er nicht bloß zweimal sein Leben eingesetzt hat, um mich aus einer großen Gefahr zu befreien, daß er vielmehr auch meine Schwester aufgenommen und beschützt . . .“

„Ihre Schwester ist also wiedergefunden?“ fiel Luise rasch ein.

„Ja, Frau Herzogin,“ entgegnete Marie, „meine Schwester war gezwungen zu fliehen . . . ach, gleich mir zu fliehen. Peeters hat ihr eine Zufluchtsstätte bereitet und er hat sie, wie ein guter Bruder gehandelt haben würde, einen Stand wählen lassen, um ihr die Mittel zu verschaffen, auf eine ehrenhafte Weise ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Da zwang eine schwere Krankheit sie, in das Hospital Saint-Pierre zu gehen. Heute haben wir, Peeters und ich, sie dort besucht, und indem ich Ihnen,“ fügte sie, der Herzogin sich nähernd, bei, meinen Befreier vorstellte, wollte ich mir von Ihnen die Erlaubniß erbitten, mit ihm bald dahin zurückzukehren.“

„O, gewiß, ich willige gerne darein,“ beeilte sich die Herzogin zu erwiedern. „Morgen,“ fuhr sie fort, weit entfernt an die gefährliche Lage der Kranken zu denken, „nimmt Marie Musik-Unterricht, und überdies wünsche ich, daß sie einige Stunden bei mir bleibe . . . Also übermorgen werden Sie, Herr Peeters kommen, um sie abzuholen und zu ihrer Schwester zu begleiten. Sie beide werden sie in meinem Namen trösten, Sie werden ihr sagen, daß sie Muth fassen solle; ich werde für ihre Zukunft sorgen, und als Dank verlange ich von ihr, daß sie so sanft, so liebenswürdig sei, wie unsere liebe Marie ist.“

Als einige Augenblicke später Peeters aus dem Hotel trat, schien ihm die Atmosphäre viel reiner, die Sonne viel glänzender, die Natur viel lachender. Die Aufnahme, die ihm im Hotel Wladimont geworden, begann den Trauerflor zu zerreißen, der auf seinem Leben gelastet hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Der folgende Tag.

Veranlaßt nicht die Erzählung Peeters zu ernsten und bittern Betrachtungen?

Zunächst hat diese Erzählung nichts Uebertriebenes, nichts Unwahrscheinliches. Jeden Tag bedauert die Menschheit Handlungen derselben Art, deren Folgen oft noch viel schrecklicher sind. Wenn man alle Irrthümer der Justiz aufzählen wollte, hätte man Tausende von Quartanten zu füllen; man könnte eine ganze Welt bevölkern, wenn es möglich wäre, die Unschuldigen ins Leben zurückzurufen, die in den Gefängnissen zu Grunde gingen oder ihr Haupt auf das Schaffot trugen.

Sind die Hauptursachen, aus welchen diese traurigen Wirkungen hervorgehen, unbekannt? Gewiß nicht! Woher kommt denn diese strafbare Sorglosigkeit, die sie fortbestehen läßt?

Wenn die Verurtheilung eines Unschuldigen ausgesprochen worden ist, wenn in der Folge der Irrthum erkannt wurde, liegt es dann in der Macht des Menschen, entweder die Spuren hievon ganz zu vertilgen oder doch wenigstens die unglücklichen Folgen derselben auf eine wirk-

same Weise zu schwächen? Ganz gewiß! Woher aber kommt diese schuldvolle Apathie dem größten socialen Verbrechen gegenüber?

Diese beiden connexen Fragen gehören nach unserer Ansicht unter diejenigen, deren Lösung aufs Höchste sowohl die Menschlichkeit, als den Verstand interessirt. Um ihre Bedeutung zu erkennen, muß man sich, wir erkennen es an, sogleich auf die Höhe des soliden Gebäudes umfangreicher Wissenschaft, gepaart mit tiefer Einsicht und langer Erfahrung, stellen. Wir dürfen daher uns nicht unterfangen, ein so glorreiches Unternehmen auszuführen, obwohl dieser große Beruf nicht einem Menschen allein angehören kann.

Das Gebäude, von welchem wir sprechen, muß das Werk vereinigter Anstrengungen der höchsten Intelligenzen sein, wir beschränken uns daher auf den Wunsch, daß man, wenn man je versucht, es aufzuführen, nicht verschmähen wird, die kurzen Bemerkungen, zu welchen uns die Verurtheilung Peeters Veranlassung gegeben, wie vereinzelte Steine zu sammeln.

Wir nehmen als Grundlage die naiven Worte dieses Unglücklichen.

„Wenn ich nicht mehrmals meinen Namen hätte aussprechen hören," sagt er in seiner Erzählung, als er von dem Staatsprocurator spricht, der beauftragt ist, die gegen ihn erhobene Anklage durchzusetzen, „so hätte ich geglaubt, daß es sich um einen Andern, als um mich handle. Es war eine Geschichte, um mich selbst glauben zu machen, daß ich schuldig sei."

Welch' eine tiefe Kritik der Haltung, welche die Staatsanwaltschaft gewöhnlich vor den Gerichtshöfen annimmt!

Die Behörden über die angeblichen Vergehen und Verbrechen, welche ihrer Beurtheilung unterstellt sind, aufzuklären, mit Mäßigung, leidenschaftlos die den Angeklagten zur Last gelegten Handlungen zu prüfen und zu com-

mentiren, das ist der Auftrag, welchen die Staatsanwaltschaft von dem Gesetze erhalten hat.

Eine weise, unparteiische Prüfung führt unbestreitbar zur Wahrheit, die leidenschaftliche Verfolgung aber sogar zum Unrechte.

Die Auslegung der Handlungen, der sie begleitenden Umstände zu übertreiben, zu verfälschen, sie mit Gewalt zu verunstalten, sie mit Hülfe eines täuschenden Raisonnements zu drehen, das Herz des Angeklagten zu durchwühlen, seine Gedanken auszupressen, um hieraus gegen ihn zu beweisen, das ist in der Wirklichkeit, wenn auch nicht die Absicht, doch das Verfahren, welchem sich die Staatsprocuratoren mit wenigen Ausnahmen hingegeben zu haben scheinen.

Das ist das Uebel und wo ist seine Ursache?

Wir wollen versuchen, sie zu erklären.

Viele junge Studenten der Rechte, die kaum den Doktorgrad erlangt haben, treten in die Staatsanwaltschaft, diese mit den wichtigsten und schwersten Functionen belastete Behörde, ein, wie andere eine Carrière einschlagen oder ein Handwerk ergreifen.

Sie bringen die Unerfahrenheit eines Urtheils, welches noch nicht Zeit gehabt hat, sich zu bilden, eine feurige Einbildungskraft, einen wachsenden Ehrgeiz dahin mit sich, wo es einer tiefen Menschenkenntniß, einer Kenntniß der Verhältnisse, einer ruhigen Ueberlegung, eines weisen Verstandes, eines Geistes bedürfte, der zu Gunsten der Wahrheit sich selbst verleugnet.

Kaum haben diese jungen Leute als offizielle Organe der Interessen der Gesellschaft die amtliche Robe angezogen, so denken sie schon darauf, sich einen Namen zu machen, ihren Ruf als große Redner zu begründen. Die ernsten Interessen der Gerechtigkeit und der Menschheit, die ihnen anvertraut sind, werden unter ihren Händen bald ein Gegenstand der Eigenliebe. Bei ihnen macht die Form stets die Hauptsache aus, daher ist ohne Unterlaß

ihr Blick strenge, ihr Wort fulminirend, ihre Geberde drohend.

In ihrem Eifer, mit Geberden und mit der Stimme zu fechten, gelangen sie bis auf den Punkt, sich zu überreden, das Tribunal sei die Arena, in welcher sie zu kämpfen berufen seien. In ihren Augen wird der berühmte Advokat der furchtbare Gegner, welcher niedergeworfen werden muß, der Angeklagte ist der Preis des Sieges, die Richter müssen den Sieger proclamiren, das Auditorium muß in die Hände klatschen.

Wenn ihr sie nach dem Urtheilsspruche von ihrer Estrade heruntersteigen seht mit umflorter Stirn, mit niedergeschlagenen Augen, dann glaubt ja nicht, daß ihre Ueberzeugung darunter leidet, einen Schuldigen der öffentlichen Rache entgangen zu sehen. Wenn sie aber im Gegentheil den Kopf in die Höhe heben, wenn ihr Herz hüpft, wenn sie mit befriedigten Blicken in allen Theilen des Saales umherschauen, dann glaubt ja nicht, daß sie sich darüber freuen, die Bestrafung einer an der Gesellschaft begangenen Unbill herbeigeführt zu haben. Nein, ein ganz anderes Gefühl beherrscht sie, entweder das Gefühl getäuschter Eigenliebe oder das befriedigter Eitelkeit.

Mit der Zeit macht dieses Streben in Folge der unaufhörlich erneuerten Kämpfe auf der Rednerbühne erschreckende Fortschritte und wird am Ende ein chronisches Uebel.

So werden sie zum Beispiele da, wo es sich um einen Angeschuldigten handelt, dessen Benehmen ruhig und leidenschaftslos ist, über Cynismus und Verstocktheit schreien.

Morgen dagegen werden sie bei Gelegenheit eines Andern, dessen Haltung niedergeschlagen, traurig sein wird, sagen, daß dieses die Furcht vor einer wohlverdienten Strafe sei. Uebermorgen endlich werden sie bei einem Dritten, der Thränen vergießt, annehmen, daß dies die Wirkung eines durch Reue aufgeregten Gewissens sei.

So tragen also nach ihrer Ansicht die widersprechen-

sten Handlungen, die seltsamsten Sophismen, die bizarrsten Zeugnisse auf gleiche Weise dazu bei, die Schuld bis zur Evidenz herzustellen.

Wenn später diese verirrten Geister den Sitz der Staatsanwaltschaft mit dem Richterstuhle vertauschen, so werden sie in diese neue Function eine vorgefaßte Meinung mitbringen, die selbst ihre Anstrengung nie ganz wird bemeistern können.

Ueberdies erzeugt die vorgefaßte Meinung Parteilichkeit, die Parteilichkeit aber Ungerechtigkeit.

So waren auch die beiden Richter, von welchen Peeters spricht, die mit ganz verschiedener Aufmerksamkeit die Worte des öffentlichen Anklägers und die des Vertheidigers hörten, ohne Zweifel früher Staatsprocuratoren, der dritte aber war augenscheinlich ein ehemaliger Advokat; denn das, was wir über die Menschen gesagt haben, welche beauftragt sind, eine Anklage zu verfolgen, kann auf gleiche Weise auf die angewendet werden, welche mit der Vertheidigung beauftragt sind. Indessen sind bei Letzteren die Folgen viel weniger gefährlich.

Wenn aber unter so vielen Ursachen, welche zur Ungerechtigkeit der Gerechtigkeit beitragen, die in die erste Reihe gestellt werden müssen, die wir anzudeuten versuchten, welche Mittel müssen dann angewendet werden, um sie zu vertilgen?

Wir besitzen nicht die Anmaßung, dieses Problem lösen zu wollen, wir werden indessen unsere Ansicht aussprechen.

Die Staatsanwälte und auch ihre Substitute sollten unter den Richtern ausgesucht werden und ihre Erfahrung und ihre Weisheit würden für ihre Mäßigung bürgen. Wenn der Richter geeignet ist, den Dienst eines Staatsanwalts zu versehen, so kann doch der Staatsanwalt nicht berufen sein, richterliche Functionen auszuüben. Diese Maßregel müßte in gleicher Weise auf die Advokaten angewendet werden, denn die der Gesellschaft gebotenen Ga-

rantien, diese in Masse oder in vereinzelten Gliedern genommen, müssen reciproc sein, eine gute Justiz ist da nicht möglich, wo nicht die Rechte gleich sind.

Aber, wird man einwenden, die inamovible Richterwürde wäre also Männern versperrt, welche sich durch ihre Dienste oder ihre Talente ausgezeichnet haben würden und indem man sie so einer verdienten Belohnung beraubte, würde man nicht hinsichtlich ihrer das Prinzip der Gleichheit vollkommen verletzen?

Es wird uns leicht sein, hierauf zu antworten.

Wenn eine solche Betrachtnahme an sich etwas gerecht wäre, so wird sie doch nicht als Gegengewicht gegen die unumgängliche Nothwendigkeit dienen, alle Maßregeln zu ergreifen, welche geeignet sind, eine gute Verwaltung der Rechtspflege zu sichern. Wenn überdies die inamoviblen Richter, die Mitglieder des Parquet und die Advokaten gleich ehrenhaft und gleich hoch in der öffentlichen Meinung gestellt sind, ist es durchaus keine Ungerechtigkeit, eine Trennung zwischen diesen Corporationen zu begründen, welche nebstdem die Mitglieder derselben keines wirklichen Vortheils berauben würde.

Wenn überdies diese Ausschließung, bei deren Einführung wir uns glücklich preisen würden, bei dem Cassationshofe aufhören würde, dann würden die schweren Mißbräuche, welche wir bezeichnet haben, von diesem höchsten Gerichtshofe verschwinden, dessen ausschließende Aufgabe es ist, sich mit Prüfung der Akte des gerichtlichen Verfahrens, der Anwendung und Auslegung der Gesetze zu beschäftigen. Die Zulassung zu diesem erleuchteten Gerichtshofe, bestehend aus den ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, würde für diese drei Corporationen eine Belohnung bilden, zu der sie auf gleiche Weise concurriren würden.

Wenn bis jetzt in Folge der menschlichen Unvollkommenheit das Gesetz, trotz seiner Anstrengungen, nicht vermochte, die Ungerechtigkeiten der Justiz zu verhindern, so

hat es doch wenigstens die Mittel gegeben, so viel als möglich die traurigen Folgen derselben zu beseitigen.

Wir wollen noch einmal Peeters als Grundlage unserer Prüfung nehmen.

Ein richterliches Erkenntniß hat ihn zu dreijährigem Gefängnisse verurtheilt, wegen eines Diebstahls verurtheilt, den weder er, noch ein Anderer begangen hatte, dies war eine richterliche Ungerechtigkeit.

Was waren die Folgen derselben für diesen Unglücklichen?

Wir wollen zunächst die körperlichen Strafen und den hieraus entstandenen materiellen Schaden aufzählen.

Verhaftung.

Zwei Monate Untersuchungsarrest.

Einjährige Gefangenschaft nach der Verurtheilung.

Unfähigkeit, vierzehn Monate lang zu arbeiten und folglich Beraubung seines Verdienstes während dieser Zeit. Nebstdem die Unmöglichkeit, seine alte Mutter zu unterstützen, die schwach und ohne alle Hülfe war. Eine Folge hievon war der Tod dieser Unglücklichen, ein schrecklicher Tod, der Tod des Elends und des Schmerzes.

Dies wäre nun schon genug.

Aber was ist es in Vergleichung mit den moralischen Qualen, welche dieser schuldlos Verurtheilte erdulden mußte? Seine Erzählung hat, wie wir glauben, schon ein hinreichend ergreifendes Gemälde hievon entworfen, so daß wir nicht nöthig haben, diese weiter auseinanderzusetzen.

Die Gesellschaft ist unbestreitbar diesem Menschen gegenüber sehr schuldbelastet, welche Mittel gibt ihr das Gesetz, diesen Fehler wieder gut zu machen, ihn für alle die Uebel zu entschädigen, die ihm zugefügt wurden?

Ist es die Revision und in deren Folge die Cassation seines Urtheils?

Nein, denn diese gesetzliche Bestimmung, welche in mehr als hundert Fällen angewendet werden müßte, hat

nur drei Fälle vorgesehen und unter diesen ist der gegebene Fall nicht begriffen *).

Ist es vielleicht die Rehabilitation?

Nein, denn dieses Zwittergesetz, ungenügend in den verschiedenen Fällen, die es voraussieht, ist auf die von den Zuchtpolizeigerichten Verurtheilten nicht anwendbar.

Was thut denn nun die Gesellschaft für diesen Unglücklichen, den sie so ungerechter Weise gebrandmarkt hat?

Was sie thut, wissen wir schon.

Sie erhebt sich stolz und unverschämt, sie reicht ihm verächtlich die Hand und ruft:

„Du warst unschuldig und ich habe Dich bestraft; aber was liegt daran, ich habe Dich begnadigt!

„Seit vierzehn Monaten haben die Gefängnisse von Deinen Seufzern widerhallt, von dem Schrei Deiner Wuth und Deiner Verzweiflung, vergiß die Vergangenheit, ich habe Dich begnadigt.

„Ich habe Dich ruinirt, ich habe Deine Mutter vor

*) Die Revision richterlicher Erkenntnisse findet nur in den folgenden drei Fällen statt:

1) Wenn zwei verschiedene Erkenntnisse zwei verschiedene Angeklagte verurtheilt haben und diese Erkenntnisse die Unschuld des einen oder des andern Verurtheilten erweisen.

2) Wenn nach einer Verurtheilung wegen Mordes genügende Indicien über das Leben der Person zum Vorscheine kommen, deren angeblicher Tod die Verurtheilung veranlaßte.

3) Wenn eine Verurtheilung gegen einen Angeschuldigten ausgesprochen wurde und ein oder mehrere Zeugen, die gegen ihn ausgesagt haben, wegen falschen Zeugnisses zur Untersuchung gezogen und bestraft worden sind.

Code d'instruction criminelle, Art. 443, 444 et 445.

Elend und Hunger sterben lassen; tröste Dich, ich habe Dich begnadigt.

„Ich habe Dich außer dem Gesetze gestellt, denn man kann Dich ohne Unterlaß, an jedem Orte ungestraft Dieb nennen und wenn Du die Bestrafung des Verläumders verlangst, so habe ich ihm die Mittel gegeben, sich dieser zu entziehen; denn das Urtheil, welches Dich verdammt, als gesetzlicher Beweis betrachtet wird, ermächtigt ihn, Dich zu beschimpfen, Dich zu verläumden. Aber achte nicht darauf; denn ich habe Dich begnadigt.

„Ich habe Dich auf der Stirne durch ein unauslöschliches Zeichen der Schande gebrandmarkt. Jeder verachtet Dich, flieht, wenn Du Dich näherst. Ei, ächze, beuge Dich, segne meine Milde, denn ich habe Dich begnadigt."

Das erregt Mitleid! Nein, wir nehmen dies zurück, es erregt Abscheu!

Wozu dient denn dieser lange Frieden, den die Vorsehung den Völkern als ein Mittel gegeben zu haben scheint, um ihre innern Wunden zu heilen?

Warum vertauschen wir nicht, während Alles dazu auffordert, unsere barbarischen, ungerechten Gesetze mit verständigeren, menschlicheren, die mit dem Geiste des Jahrhunderts besser im Einklange stehen?

Woher kommt diese schmähliche Gleichgültigkeit gegen ein so dringendes Bedürfniß des Volks?

Wollt ihr es wissen?

Versetzt euch in die Mitte dieses Gebäudes von ziemlich schöner Architectur, welches den pompösen Namen: „Pallast der Nation" erhalten hat. Tretet in eine der Tribünen, die dem Publikum vorbehalten sind, und seht da herunter. Seht ihr da diesen Halbkreis, diese Menschen, die sich ohne Würde, ohne Anstand darin herumtreiben? Vernehmt ihr ihre Stimmen, die sich hier von allen Seiten durchkreuzen, die eine plumpe, unrichtige Sprache sprechen, eine Sprache ohne Energie, ohne großartigen Gedanken?

Diese Menschen sind die Repräsentanten des Volkes. Ist es der Wille des Volks, der sie dahin ruft? Das Gesetz antwortet bejahend, aber das Gesetz lügt. Sie sind da durch Intriguen, durch Bestechung, oder vermöge des Einflusses ihrer Stellung. Daher ist es auch ihre Sache nicht, die Gesetze und Institutionen zu vervollkommnen und zu verbessern. Industrielle, Geldmänner, vor Allem Kaufleute sind sie, und ihre Sympathien vereinigen sich in den Fragen über die Differenzialzölle, über Kanäle, Eisenbahnen, überhaupt in jener großen Bagage des Actienhandels; dies allein nimmt ihre Sorge, ihre selbstsüchtige Zärtlichkeit in Anspruch.

Die Masse der Armen leidet; aber was liegt daran? Das kümmert sie nicht; denn sie sind reich. Oft verwechselt das Gesetz in seiner ungerechten Strenge den Unschuldigen mit dem Schuldigen, aber was geht sie das an? Sie sind gegen Ungerechtigkeiten geschützt; denn wenn sich eine Anklage schüchtern gegen sie erhebt, so geschieht es nur, weil sie schon dreifach schuldbelastet sind.

Darin liegt es, daß das Gute auf dem alten Standpunkte bleibt, daß das Böse sich vergrößert.

Darin liegt es, warum und wie ein Volk, voll von Kraft und von Saft, seufzt, sich windet, zu entarten droht, durchwühlt durch die egoistischen Leidenschaften einer unbedeutenden Minorität und umgeben von dem falschen Schimmer von Institutionen, die einen großartigen und freisinnigen Aushängschild haben.

Wir fahren nun in unserer Erzählung fort.

Beim Anbruche des Tages, der jenem folgte, an welchem Peeters im Hotel Wladimont einen so tröstenden Empfang erhalten, ging er nach dem Hafen, um seinen gewöhnlichen Beschäftigungen sich hinzugeben. Die langen Stunden seiner Arbeit erschienen ihm kurz und leicht; denn die Erinnerung an die Worte des Herzogs, die ihn keinen Augenblick verließ, belebte seine Kraft und verdreifachte seine Energie. Er hätte also einen Tag wirklichen

Glücks in seinem Leben zählen können, wenn seine Gedanken nicht zu oft nach dem Hospitale Saint-Pierre geflogen wären, bei der schweren und schmerzhaften Krankheit verweilt hätten, von der Trinette befallen war. Indessen war er, obgleich seine Täuschung über die Gesundheit dieser nicht so groß war, als die Mariens, dennoch weit entfernt zu glauben, daß die junge Kranke eine Gefahr bedrohe.

An diesem Tage unterbrach er, gegen seine regelmäßige Gewohnheit seit dem Eintritte Trinettens in das Hospital, die Arbeit in der Mitte des Tages nicht, um sie zu besuchen; denn er glaubte sich jetzt verpflichtet, seine Besuche nicht ohne Beisein ihrer Schwester zu wiederholen, und erst auf den folgenden Tag hatte die Herzogin die Stunde festgesetzt, in der er in das Hotel Wladimont kommen sollte, um Marie abzuholen.

Als er aber am folgenden Tage aufstand, lastete eine ungeheure Schwere auf seiner Brust, und als er sich selbst fragte, um die Ursache hievon sich zu erklären, gestand er sich, daß diese Beklemmung die Wirkung einer Art von Gewissensbissen war, die er darüber empfand, daß er nicht am Abende in das Spital gegangen sei, um dort seinen täglichen Besuch abzustatten. Während er sich nach dem Orte seiner Arbeit verfügte, fühlte er sich von einem traurigen Vorgefühle erfaßt. Dieses Vorgefühl wuchs mit den Stunden, und als die Mittagsstunde schlug, da fühlte er sich unwillkührlich zu dem Hospitale Saint-Pierre hingezogen.

„Ich will sie jetzt sehen,“ sprach er zu sich selbst, indem er eintrat, „und ich werde dann viel ruhiger zu Marien gehen können.“

———

Neunzehntes Kapitel.

Ein Anatomie-Saal.

Wir befinden uns wieder in dem Hospitale Saint-Pierre.

Im Hintergrunde des Gebäudes, in welchem der Saal Saint-Anne ist, befindet sich eine kleine, rechts von der Treppe angebrachte Thüre, welche mit einem ziemlich großen, aber einen sehr traurigen Anblick darbietenden Hofe in Verbindung steht. Indem man diesen Hof durchschreitet, gelangt man an einen öden, geräumigen Platz ohne Bäume, und bloß links verbergen einige Cypressen eine kleine, dunkelgrüne Thüre. Diese führt in ein niedriges, enges, dunkles Zimmer, die Todtenkammer genannt, und hieher werden die Leichname gebracht, welche die verschiedenen Säle dieser Zufluchtsstätte der Armen zahlreich liefern. Indem man an dieser Thüre vorübergeht, schnürt sich das Herz zusammen, überläuft ein Schauer die Haut.

Etwas weiter, immer auf derselben Seite tritt man in einen Corridor; zur linken Seite desselben ist eine andere Thüre. Wenn diese sich öffnet, fühlt der Mensch, der an einen Anblick, wie den seinem Auge sich darbietenden, nicht gewöhnt ist, seine Kniee zittern, die Haare seines Hauptes sich sträuben, seine Zähne klappern; er befindet sich in dem Saale der Anatomie.

Hic in morte vita quaeritur. *)

Diese mit großen Buchstaben im Hintergrunde auf die Wand geschriebenen Worte scheinen den Gedanken

*) Hier, im Tode, suchen wir das Leben.

beruhigen, den Blick trösten zu wollen, die sich beide plötzlich fünf Leichnamen gegenüber sehen, die auf eben so vielen langen Tafeln ausgestreckt liegen, welche schmal und etwas abschüssig sind. Eine sechste Tafel ist frei geblieben.

Diese Tafeln, auf welchen sich große Flecken schwarzen Blutes mit dem dunkelrothen Anstriche vermischen, stehen den Wänden entlang, in gleicher Entfernung von einander.

In diesem Augenblicke steht ein junger Wundarzt an der ersten Tafel rechter Hand; seine Hände betasten den darauf ausgestreckten Körper, um sich mittelst einiger Bewegungen, Biegungen und Drehungen zu überzeugen, ob die Straffheit der Leiche, welche der von ihm beabsichtigten Operation hinderlich ist, gänzlich aufgehört habe. Die Haut, die das Brustbein des Cadavers bedeckte und der ganzen Länge nach in der Mitte durchschnitten war, hing in Lappen auf jeder Seite hinab, und gestattete dem Blicke den bewunderungswürdigen Mechanismus der Organe des Athmens und des Umlaufs zu studiren.

Bald glitt der Zeigefinger der rechten Hand zwischen den Hauptarterien hindurch, machte die Aorta los, isolirte sie und zog hinter dieser Arterie, die dem Herzen so nahe liegt, zwei Schnüre hindurch, um sie zu erheben und auf einer Röhre zu befestigen, welche er hineinbrachte.

Auf seinen Ruf brachte ihm der Diener des Saales eine farbige, flüssige, mit Talg, Wachs, Terpentinharz und Blausäure vermischte Materie, und nun schritt der junge Wundarzt zu deren Eingießung in die Arterie, eine ihrer Zerschneidung vorangehende Operation.

Auf der folgenden Tafel erhob ein zweiter Arzt mit der einen Hand den Kopf einer Leiche, mit der andern schnitt er ihr die Haare ab, dann machte er mit Hülfe seines Einschnittmessers zwei Einschnitte in die Kopfhaut, den einen kreuzförmig, den andern quer, und drückte die Lappen der Haut herunter. Nachdem so die Hirnschaale

blosgelegt ist, ergreift er Meißel und Hammer, und seine kunstgerecht geführten Schläge zerbrechen rundherum alle knochigen Theile. Als das Gehirn sichtbar wird, welches in seiner Einhüllung sich bewegt und feucht ist, zieht er es sorgfältig heraus und legt es in ein neben ihm stehendes, mit einer Mischung von Wasser und Salzsäure gefülltes Gefäß.

Jetzt erwartet er die Wirkung der Auflösung, die, indem sie diesem Theile, den er zu untersuchen sich vorgenommen hat, Festigkeit gibt, ihm seine Studien erleichtern wird.

An der ersten Tafel links analisirt ein Dritter an einem Greise die Structur des Herzens, der Lunge und der Speiseröhre.

An der zweiten Tafel derselben Seite studirt ein Vierter die Nerven an dem abgemagerten Körper eines Kindes, eines armen Geschöpfes, welches nur darum das Licht erblickt zu haben scheint, um sogleich der Wissenschaft seinen Tribut zu entrichten.

Der Leichnam eines jungen Weibes liegt noch unberührt auf der fünften Tafel. Ein angehender Mediziner steht am Kopfe der Leiche, auf welche er von Zeit zu Zeit einen traurigen Blick wirft, während er seine Instrumente untersucht und zurecht richtet.

Da ist ein vertrocknetes Scelet; auf jeder Seite sind die Kübel mit einem röthlichen Wasser angefüllt, in welchem die Eingeweide, die Membranen und die Geräthschaften gereignet werden. Weiterhin ist der Rumpf eines Menschen von seinen Gliedern getrennt, und letztere selbst sind größtentheils durchschnitten und der Haut beraubt.

Da sind noch Streifen von Fleisch, Muskeln, Eingeweiden, Theile von blosgelegten Knochen, zerschnittenen Augen; alles Präparate, die für die Studien bestimmt sind.

Ein helles, lebhaftes Tageslicht beleuchtet diese ergreifende Scene; seine Strahlen fallen vollständig auf die

Leichname, deren fahles, bläuliches Gesicht noch von dem Todeskampfe verzerrt ist.

In Mitte dieser Leichen-Atmosphäre, während die Scalpelle das Fleisch zerschneiden, während der Hammer die Hirnschaale zerbricht, während die Säge in die Knochen eindringend ächzt, tauschen junge, lebhafte Stimmen Witze aus, erzählen sich die Neuigkeiten des Tages, machen muntere und burleske Späße, die immer mit einstimmigem schallenden Gelächter aufgenommen werden.

Beruht diese muntere Haltung einem so traurigen Anblicke gegenüber auf Verhärtung und Cynismus? Wir glauben es nicht; wir halten sie vielmehr für das Ergebniß der Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit, welche diesem Alter eigen sind; vielleicht ist es auch Windbeutelei, eine affectirte Gefühllosigkeit, die sie nicht empfinden. Der Geist und das Auge, an den Anblick abscheulicher Gegenstände gewöhnt, kommen indessen, was nicht zu bezweifeln ist, bis zu dem Punkte, diese mit Gleichgültigkeit zu betrachten. Nichts desto weniger wäre es aber sehr zu wünschen, daß dergleichen Ausbrüche der Fröhlichkeit, diese leichtfertigen, mitunter sehr wenig schicklichen Unterhaltungen, die man auf allen anatomischen Theatern findet, durch ein ernsteres Benehmen verdrängt würden. Die Wissenschaft würde hiedurch gewinnen, und die Ehrfurcht, die man dem Tode schuldig ist, würde nicht verletzt werden.

Eine neue Person trat ein und setzte sich an einen Ofen, der in der Mitte des Saales stand. Indem dieser Neuangekommene sich nachläßig ausstreckte, die Hände in seinen Paletot steckte, die Füße übereinander kreuzte, betrachtete er pfeifend die tausend verschiedenartigen kleinen Flammen, welche durch das Verbrennen der Steinkohlen erzeugt werden.

„Tervooren, hast Du eine Cigarre?“ rief ihm der mit der Zerschneidung der Arterien beschäftigte chirurgische Zögling zu.

Tervooren, einer der jungen Löwen, die wir schon

kennen, zog ein Etui aus seiner Tasche und streckte seinen Arm in der Richtung gegen den Eleven aus, der so eben seine Freigebigkeit in Anspruch genommen hatte.

„Du kannst Dich wohl bemühen, sie zu holen," erwiederte er.

Piett, so nannte sich der Cigarren-Forderer, machte einen Satz über den Zwischenraum hinweg, der ihn von dem Ofen trennte, und steckte seine bluttriefende Hand in das Cigarren-Etui.

„Teufelskerl!" rief Tervooren, indem er sich schnell zurückzog, „Du hast sie berührt! Du bist schmutzig!

Piett hatte indessen Zeit gehabt, sich einer Cigarre zu bemächtigen.

„Zum Henker! Du nimmst Dir kein Blatt vor den Mund!" antwortete er, indem er die Cigarre zwischen die Lippen nahm. „Du hast Unrecht; Du weißt nicht, was das gut ist, eine mit Blut getränkte Cigarre rauchen, aus einer Hirnschaale trinken, das sind zwei entzückende...."

„Beillat-Sacarin lügt in seiner Physiologie des Geschmacks nicht," unterbrach ihn der junge Wundarzt, der noch immer unthätig vor dem auf der fünften Tafel liegenden Cadaver stand.

„Ich habe auch," fuhr Piett fort, „immer großes Mitleid mit diesem vermeintlichen, süßlichen und gezuckerten Gastronomen gehabt. Mein lieber Mauroy," fuhr er fort, sich an den ihn unterbrechenden Zögling wendend, „wir wollen für einen Augenblick diesen faden Epikuräer bei Seite lassen. Erkläre mir daher, warum Du seit Dreiviertelstunden Dich sentimental vor Dein sujet*) gepflanzt hast. Auf mein Ehrenwort, man könnte sagen, daß Du zärtliche Blicke darauf wirst."

„Dies wäre er wohl im Stande," rief Tervooren.

---

*) Benennung, welche man dem zur Section bestimmten Körper gibt.

„Uebrigens ist es, ich gestehe es, bizarr, aber es ist poetisch.“

Die Stirne des jungen Wundarztes verfinsterte sich, er konnte einen Seufzer nicht unterdrücken; die fünf Studenten brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Das ist herrlich! das ist choknosoff, auf mein Ehrenwort,“ fuhr Piett fort, „vorwärts Mauroy, aufs Knie, heraus mit der Erklärung, das wird merkwürdig.“

„Meine Herren,“ fiel Mauroy mit einem durchdringenden Tone ein, „Sie haben sehr Unrecht, hinsichtlich dieses jungen Mädchens Spott zu treiben. Das ist fast eine Gotteslästerung.“

„Mauroy, Du beleidigst uns!“ entgegnete Tervooren. „Geh', nimm Dein Messer, und wir wollen uns um Dich herstellen.“

„Sie sind zum Lachen sehr aufgelegt, meine Herren,“ fuhr Mauroy fort, „aber wenn Sie die Geschichte dieser Unglücklichen kennen würden, wie ich sie kenne, so würde sich vielleicht diese Neigung verwandeln, in . . .“

Eine Geschichte!“ unterbrach ihn aufs Neue Piett. „Erzähle sie uns hier, Mauroy, und diesen Abend werde ich auf dem Café suisse eine Bowle bezahlen.“

„Ja, ja, die Geschichte!“ riefen im Chore alle Studenten.

„Diesen Gefallen will ich Euch wohl erzeigen,“ entgegnete der junge Wundarzt, „wenn Ihr mir versprecht, mit Euren Spöttereien aufzuhören.“

„Wir schwören es!“ riefen alle, indem sie über den Cadavern ihre blutigen Hände erhoben.

Mauroy begann:

„Die Geschichte dieser Unglücklichen ist sehr einfach, aber dennoch sehr traurig. *) Dieses junge Mädchen war

---

*) Diese Geschichte ist nicht Dichtung, sie wurde uns an der Seite der Leiche des Opfers durch den Wund-

Arbeiterin, von außerordentlicher Schönheit, wie wir dies noch jetzt, trotz ihrer verzerrten Züge, ihrer grüngelben Haut erkennen können. Bis zum siebzehnten Jahre hatte sie ein glückliches Leben an der Seite ihrer kranken Mutter verlebt, die sie mit dem Verdienste ihrer Arbeit ernährte; da begegnete ihr eines Abends, als sie von ihrer Arbeit zurückkehrte, ein junger Mann, ein Dandy, ein Löwe des Tags, den Ihr alle kennt, dessen Namen ich aber aus persönlichen Rücksichten verschweigen werde. Diese Unglückliche war, wie gesagt, jung und schön; er faßte den Entschluß, in ihren Besitz zu gelangen. Der Löwe besaß großen Anstand, ein angenehmes Gesicht, Ueberredungsgabe, und er gefiel dem jungen Mädchen. Indessen verflossen drei Monate, ohne daß er in seinem schändlichen Plane zum Ziele gelangte, denn die Klugheit dieser Unglücklichen war größer als ihre Liebe.

„Durch die Nutzlosigkeit seiner Versuche ermüdet, nahm der Löwe seine Zuflucht zu einem niederträchtigen Weibe, von dem er wußte, daß sie die volle Geschicklichkeit besitze, die zu Aufträgen, wie die ihr zu ertheilenden, geeignet war.

Was die Liebe nicht vermochte, das bewirkten die Einflüsterungen, die treulosen Rathschläge dieses Weibes; das junge Mädchen erlag der Verführung und wurde Mutter. Ihr Verführer verließ sie alsbald. Die Unglückliche würde in ihrer Verzweiflung ihrem Leben ein Ende gemacht haben, wenn sie nicht die Nothwendigkeit gefühlt hätte, für ihre kranke Mutter und für das Kind zu leben, welches sie unter ihrem Herzen trug. Sie ließ sich daher in das Mutterhaus aufnehmen, um dort niederzukommen; sie holte sich dort den Typhus und gebar ein todtes Kind.

---

arzt erzählt, der die Güte hatte, uns bei unserm jüngsten Besuche im Hospitale Saint-Pierre zu begleiten.

„Einen Monat später kehrte sie elend und kraftlos zu ihrer Mutter zurück, um ihre letzten Seufzer zu vernehmen. In dem Schmerze, sich allein in der Welt zu sehen, entehrt, verlassen von Allen, wurde sie bald von einer Lungenschwindsucht befallen, trat in dieses Hospital ein, und da ist nun ihre Leiche."

Als der junge Arzt zu sprechen aufhörte, herrschte unter den Studenten ein momentanes Schweigen, dessen Ursache mehr die Verlegenheit, zu wissen, wie diese Geschichte aufgenommen werde, als die Rührung war, welche sie in ihnen erzeugte.

Tervooren fuhr fort, sich auf seinem Stuhle zu schaukeln; er war der erste, der das Wort nahm.

„Ich gestehe," sagte er, sich um das Kinn streichelnd, „daß diese Erzählung rührend ist; aber im Ganzen muß man doch gestehen, daß man sehr in Verlegenheit sein würde, wenn man alle Geliebten, die man hatte, auf den Armen tragen müßte. Was mich betrifft...."

„Tervooren, schweige!" unterbrach ihn Piett, indem er seine ganz kothige Hand auf den Mund desselben legte.

„Puah!" machte Tervooren, indem er mit Abscheu auf den Boden spuckte.

„Schweige! wiederholte Piett, „denn jetzt interessirt mich dieses Mädchen, und um es zu beweisen," fügte er hinzu, indem er zu der Leiche hinlief, „will ich ihr eine Locke, eine Zehe oder irgend einen Finger abschneiden, um eine Reliquie daraus zu machen. Ich liebe das Gefühlvolle ... das ist meine Force."

Mauroy ergriff ihn am Arme und sagte streng:

„Ihr habt mir Alle versprochen, eure Spöttereien aufzugeben."

Piett kehrte an seinen Platz zurück.

„Das ist billig," versetzte er; „ich habe überdies versprochen, diesen Abend eine Bowle Punsch zu bezahlen, und ich werde mein Wort halten."

„Sage doch, Mauroy," sagte Tervooren, der nun aufhörte, seine Lippen zu trocknen, „kennst du den Namen des Weibes, dessen sich der Held Deiner Geschichte bedient hat, um dieses Mädchen zu gewinnen?"

„Bravo!" rief Piett, „der Schuft will eine Schurkerei begehen und uns ein neues Sujet von seiner Hand liefern. Tervooren, im Namen der Wissenschaft votire ich Dir eine Prämie! Gib mir eine Cigarre..."

„Laß doch Mauroy mir antworten!" erwiederte Tervooren, indem er zum zweitenmal das Etui aus der Tasche zog.

„Ich kenne nur ihren Spottnamen," antwortete der junge Arzt, „er paßt für sie, er heißt, Tantje!"

„Ach, die Tantje!" wiederholte Tervooren erstaunt. „Wohnt sie nicht im Kornhofe?"

„Das ist in der That die Höhle dieser Spitzbübin;" antwortete Mauray. „Kennst Du sie?"

„Ich zweifle daran," versetzte Tervooren, ohne direkt auf diese Frage zu antworten. „Das ist wahrhaft seltsam, auf mein Ehrenwort! Meine Herren," fuhr er fort, indem er mit der Hand nach dem Hintergrunde des Saales deutete, „Sie sehen ohne Zweifel diese Tafel dort leer?"

„Wir sehen sie leer, und was dann?" sagte Piett, indem er seine Cigarre anzündete.

„Nun," fuhr Tervooren fort, „in einem Augenblicke wird diese Tafel den Leichnam der Nichte dieses Weibes aufnehmen. Der ist mein Sujet; er ist in der Todtenkammer, ich erwarte ihn seit einer Stunde."

„Ihre Nichte! Welch' seltsame Vereinigung!" rief Mauroy.

„Ja, meine Herrn, ihre Nichte," fuhr Tervooren fort, „Trinette, die kleine Sängerin der Schenken. Ganz Brüssel kannte sie."

„Ich kannte sie nicht," unterbrach Piett aufs Neue den Sprecher. „Gut, noch eine Geschichte, und noch eine

Bowle Punsch; das macht zwei für zwei. Diese muß Mauroy bezahlen."

Tervooren fuhr fort.

„Ein Arbeiter, ein capon du rivage, wie ich glaube, hatte sie aufgenommen, und als sie krank wurde, brachte er sie selbst in das Hospital. Er kam seitdem regelmäßig alle Tage, um sie zu besuchen; die Schwester im Saale Saint-Anne hat mir dieses erzählt."

„Die Schwester Saint-Anne!" fiel Piett ein. „Spitzbube von einem Tervooren, ich wette, Du machst ihre die Cour. Alle Wetter, wie schön diese Schwester ist!

„Nun, keine Albernheiten!" erwiederte der Löwe mit einem zuversichtlichen Lächeln.

„Fahren Sie fort, Tervooren," bemerkte Mauroy mit Theilnahme.

„Vorgestern kam," sagte der junge Löwe, „der Arbeiter seiner Gewohnheit gemäß, aber diesmal begleitete ihn Trinettens Schwester, von der man sagt, daß sie sehr schön sei. Ich würde auch das Wort: „sehr klug" beifügen, wenn ich an die Klugheit der Weiber glauben könnte. . . ."

„Bravo!" rief der unverbesserliche Piett, der immerwährende Stichler. „Felix qui potuit mulieris cognoscere virtutem! Glücklich, wer des Weibes Tugend erkannt hat. . . Tervooren, gib mir eine Cigarre!

Diesmal hatte Tervooren ein taubes Ohr, und fuhr fort:

Eine Stunde nachdem sie weggegangen waren, stieß Trinette ihren letzten Seufzer aus."

„Was war ihre Krankheit?" fragte Mauroy.

Sie trat wegen einer Entzündung, die sich am Unterleibe gezeigt hatte, in das Hospital," antwortete Tervooren. Sie starb aber an der Lungenschwindsucht, an welcher sie schon lange litt; denn seit langer Zeit wurde sie von ihrer Tante schrecklich gequält, die sie jeden Abend entweder schlug oder liebkoste, je nachdem der Ertrag

ihres täglichen Verdienstes befriedigend war, oder nicht. Als man gestern dieses Weib von dem Tode ihrer Nichte benachrichtigte und sie fragte, ob sie den Leichnam derselben verlange, hat sie ganz ruhig geantwortet, der Leichnam nütze ihr zu nichts, man könne ihn wohl behalten. Allein die Schwester Saint-Anne, die diese kleine Trinette sehr liebgewonnen hat, hofft noch immer, daß ihre Schwester, oder der capon du rivage kommen werden, um die Leiche zu fordern. Gestern ist letzterer gegen seine Gewohnheit ausgeblieben; heute erwartet ihn die Schwester immer; indessen wird, wenn er bis Mittag nicht gekommen sein sollte, der Leichnam sicher gebracht werden."

Bei diesen Worten Tervoorens zog Piett hastig seine Uhr heraus.

„Es ist ein Uhr, fünf Minuten!" rief er. „Eine Cigarre für diese gute Neuigkeit. Diesmal werde ich meine Hände waschen, ehe ich in das Etui greife..."

Ehe er enden konnte, öffnete sich die Thüre; zwei Männer traten ein und trugen auf einer Bahre eine Leiche. Bei dem Geräusch, welches ihr Eintreten verursachte, wendeten sich alle Anwesenden nach der Thüre.

„Das ist mein Sujet!" rief Tervooren.

Piett lief auf die Bahre zu.

„Wir wollen sehen," sagte er, „wie die Natur diese kleine Sängerin der Schenken geschaffen hat."

In einem Augenblicke war der entseelte Körper der unglücklichen Trinette von sechs jungen Leuten umgeben; plötzlich erschien an der offen gebliebenen Thüre Peeters, welcher der Schwester Saint-Anne folgte. Aus seinem Gesichte, blasser als das der sechs in diesem Saale befindlichen Leichen, flammte ein glühender, fieberhafter Blick.

Als er die mit Blut bedeckten, mit chirurgischen Instrumente bewaffneten Hände sah, die sich mit dem Körper Trinettens, den er im Augenblick erkannte, beschäftigten, ertönte ein dumpfes Brüllen mit solcher Kraft aus seiner Brust, daß man hätte glauben können, die Wände stü-

ein. Als er sich nahte, erschien sein Schmerz so schrecklich, sein Blick so drohend, daß Alle unwillkürlich zurückwichen. Die sanften Worte der Schwester Saint-Anne vermochten allein die Folgen dieser heftigen Aufregung zu beseitigen.

„Mein Freund," sprach sie, den Leichnam Trinettens mit einem Todtentuche bedeckend, welches sie zusammengelegt auf dem Arme trug, „veranstalten sie Alles zu ihrer Beerdigung; ich habe ihr die Augen zugedrückt, ich werde sie begraben."

Dieser freundlichen Stimme folgend, entfernte sich Peeters, um den erhaltenen Auftrag zu vollziehen. Als er sich auf der Straße befand, wendeten sich trotz des Schreckens, der ihn erfaßt hatte, seine Gedanken auf Marie. Er erinnerte sich jetzt, daß die Stunde schlage, zu welcher er sie abholen solle, um mit ihr Die zu besuchen, die nicht mehr war. Er ging nach dem Hotel Wladimont, um dem jungen Mädchen zu sagen, daß es seine Schwester zum letztenmal gesehen habe.

Als er in das Hotel trat, stieg der Herzog in den Wagen, um wegzufahren. Peeters lief auf ihn zu.

„Sie ist todt, Herr Herzog!" rief er, „sie ist todt, die arme Trinette!"

„Mariens Schwester?" fragte der Herzog, bestürzt durch diese Trauerbotschaft. „Mein Freund," fügte er bei, „überlassen Sie uns die Sorge, ihr dieses Unglück mitzutheilen." Er zog eine Börse heraus, legte sie in die Hände Peeters, und fuhr fort: „Nehmen Sie dieses Geld in Mariens Namen, sorgen Sie dafür, daß ihrer Schwester die letzte Ehre auf eine geziemende Weise erzeigt werde .... daß ein Stein auf ihr Grab komme.

Einige Minuten später begab sich die bestürzte und niedergeschlagene Herzogin in Mariens Cabinet. In diesem Augenblicke hatte das Mädchen ihren Musikunterricht; als Luise eintrat, hielt sie plötzlich in ihrem Gesange, der sich

zu großem Entzücken ihres Lehrers rein und melodisch erhoben hatte, inne.

„Herr Bassett,“ sagte die Herzogin, die sich vergebens bemühte, ihre Aufregung zu verbergen, „ein ernstes Ereigniß zwingt mich, Sie zu bitten, den Unterricht dieses theuern Kindes sogleich zu unterbrechen; es ist nothwendig, daß sie mit mir komme.“

Indem sie Marie, welche bei diesen Worten, die sie nicht erklären konnte, stumm geblieben war, bei der Hand nahm, führte sie sie schweigend in die Mitte ihres Oratoriums. Indem sie ihr mit der Hand einen Betschemel bezeichnete, sagte sie:

„Mein Kind, noch einmal Muth; noch einmal Ergebung! Knieen sie nieder, und bitten Sie Gott für ihre Schwester. . .“

„Meine Schwester?“ rief Marie zitternd.

„Bitten Sie Gott,“ fuhr die Herzogin fort, „daß er ihre Seele in den Himmel aufnehme!“

Marie sank auf ihre Kniee, faltete die Hände; ihr engelgleicher Blick erhob sich flehend zum Himmel, ein Strom von Thränen übergoß ihr Antlitz.

Die Herzogin stand neben ihr und betrachtete schweigend diesen heiligen und rührenden Schmerz. Plötzlich wurde sie durch das unerwartete Eintreten des Secretairs des Herzogs von Wladimont gestört.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Frau Herzogin,“ sagte dieser mit bewegter Stimme; „nur ein sehr ernster Grund konnte mich bestimmen, Sie hier zu stören. Der Herr Chevalier de Bleeden hat sich im Hotel eingefunden, und bittet um die Ehre, bei Ihnen vorgelassen zu werden.“

Bei diesem Namen schauderte Luise unwillkürlich; sie wurde jedoch dieser vorübergehenden Aufregung sogleich wieder Herr und erwiederte mit fester Stimme dem Secretaire:

„Laden Sie Herrn von Bleeden ein, einen Augenblick

in dem großen Salon zu warten; ich werde mich sogleich dahin begeben."

Der Secretair verbeugte sich, und ging weg. Luise warf noch einen Blick wohlwollenden Mitleids auf ihre junge Schützlingin, richtete sich stolz und imposant in die Höhe, und ging den Chevalier zu empfangen.

Ende des zweiten Theils.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Zur Nachricht!

In unserem Weltpanorama wird demnächst erscheinen:

Die Abenteuer eines Auswanderers in die Kolonien von Vandiemensland.

Von

Charles Rowcroft.

Deutsch von Dr. Scherr.

Dieses ausgezeichnete Werk verbindet mit dem belehrenden Scharfblick, womit es sich über die für die Gegenwart so hochwichtige Frage der Ansiedlungen in fremden Welttheilen verbreitet, allen Reiz und Zauber eines Lebens unter den Gefahren und Wechselfällen der Wildniß, welche durch die thätige Hand des Auswanderers allmälig für Cultur und Gesittung gewonnen wird. Der Umstand, daß der Schauplatz ein so zu sagen noch jungfräulicher ist, nämlich die große Insel Vandiemensland in Australien, von welchem Welttheil wir noch so wenig wissen, kann den Werth des Buches nur erhöhen.

Stuttgart im Februar 1846.

Franckh'sche Verlagshandlung.

B

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Suau de Varennes, Édouard

Die Mysterien von Brüssel fünf Bändchen

Stuttgart 1846

L.eleg.g. 16 t-29,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573164-0